Der

# Congreß zu Wien.

Historischer Roman

von

**Eduard Breier.**

Dritter Band.

Wien. 1854.

Jaspers Wwe & Hügel.

# Der Congreß zu Wien.

Dritter Band.

# Erstes Kapitel.

## Bei Lady Wilson.

Lady Wilson ist eben aus ihrem Boudoir in den Salon getreten, um Lady Emilie Castelreagh zu empfangen.

Die Gattin des Ministers prangt in einer schwarzen Atlasrobe und strahlt derart in Schmuck, als hätte sie auf Kosten des guten Geschmackes den Beweis führen wollen, wie viel eine Dame an Edelsteinen und Gold zu tragen im Stande sei, ohne unter der Last zusammenzubrechen.

Ihr gegenüber war die kleine, bleiche Wilson fast unansehnlich zu nennen, obwohl ihr lebhaftes Wesen und das feurige Auge Zierden waren, die man bei keinem Juwelier kaufen, folglich auch nicht übersehen konnte.

Daß die stolze Gemalin des englischen Premiers die einfache Lady besuchte, mochte in den bestehenden Verhältnissen seinen Grund haben.

Lady Castelreagh war weder in den französischen noch in den russischen, am allerwenigsten aber in den Wiener Salons eine angenehme Erscheinung, ihre Hoffart widerte an, man konnte nicht umhin, sie einzuladen, aber man that es ungern; sie fühlte dies und befand sich deshalb auch nirgends heimisch.

Es war also natürlich, daß sie sich um so inniger an ihre Landsleute anschloß, vor Allem aber an Lady Wilson, mit welcher sie durch eine Art natürlichen Bandes gewissermaßen verwandt war.

Es herrschte zwischen diesen beiden Damen ein, wenn auch nicht freundschaftlicher, so doch vertraulicher Ton, bei dem keine Etikette obwaltete.

Ich komme Ihnen Neuigkeiten mitzutheilen, begann Lady Emilie.

Sie machen mich neugierig.

Briefe aus London melden bereits den Namen des Bevollmächtigten, der meinen Gatten am Kongresse ersetzen wird, wenn wir uns nach dem neuen Jahre zur Eröffnung des Parlamentes nach Hause begeben.

Bis dahin sind aber noch Monate!

Gleichviel, der Ersatzmann ist doch schon bestimmt, es ist Lord Wellington!

Ah, das ist nicht möglich!

Sie denken vielleicht, weil die Stael von ihm sagte, daß er außer der Schlacht nicht zwei Ideen besitze, das macht nichts, er wird doch kommen. Es versteht sich von selbst, der Sieger von Victoria kann nur in Begleitung Derjenigen erscheinen, die auch ihn besiegt hat, Madame Grassini wird nicht ermangeln, den edlen Lord zu begleiten.

Lady Wilson, welche in dem Gedanken, bald eine Schicksalsgenossin zur Seite zu haben, eine gewisse Satisfaktion fand, erwiederte:

„Madame Grassini ist eine berühmte geistreiche Frau,

man wird nicht umhin können, ihr zu huldigen, und zwar nicht blos um ihres Geliebten Willen. Am Ende ist es für einen Mann angenehmer, eine geistreiche Geliebte als eine bornirte Gattin zu besitzen. Ach, was gebe der kluge Herr von Talleyrand darum, wenn seine zweite Hälfte nicht gar so — naiv wäre. Die Franzosen erzählten sich hundert anmuthige Geschichten von ihrem idyllischen Geisteszustande.

Wahrscheinlich kleine Bosheiten zum Aerger der guten Dame erfunden —

Oh, nicht doch, ich hörte sie von Freunden des Herrn von Talleyrand erzählen.

Eines Tages kommt der Minister nach Hause und sagte zu seiner Gattin:

„Meine Theuere, ich habe Denon zu Tische geladen!"

„Wer ist Denon?"

„Denon ist ein berühmter Reisender, der beim Kaiser in hoher Gunst steht und der uns von Nutzen sein kann. Sie werden so gütig sein, ihm einiges Schöne über seine Reisen zu sagen."

Die schöne Kreolin, welche ihren ersten Mann verließ, um Fürstin von Benevent zu werden, kam dem Wunsche ihres Gemals pünktlich nach, aber in welcher Weise.

Bei der Tafel war große Gesellschaft, Madame ist sehr anmuthig und wendet sich plötzlich an Herrn Denon:

„Ich habe sehr viel Schönes von Ihnen gelesen, was macht denn Ihr Freund, der Herr Freitag?"

Denon riß die Augen auf und die Gesellschaft stutzte.

„Ich meine,“ fuhr die unglückliche Dame fort, „ich meine den Herrn Freitag, mit dem Sie die wüste Insel bewohnt haben in Gesellschaft von Lama's.“

Weiter kam es nicht, denn Herr von Talleyrand, dem der Marschall Lannes nachrühmte, daß man ihm von rückwärts einen Stoß appliciren könne, ohne daß er vorne die Farbe wechselte, dieser Herr von Talleyrand wurde leichenblaß über die Ignoranz seiner zweiten Hälfte, die wahrscheinlich nur den Robinson gelesen hatte und den bedauernswerthen Einfall hatte, Herrn Denon mit Robinson zu indentificiren.

Die Geschichte flog wie ein Blitz durch ganz Paris und machte so großen Skandal, daß sich sogar Herr von Talleyrand ihrer schämte, was jedoch wirklich nicht wenig sagen will.

Lady Emilie lächelte und sagte:

„Es ist wahr, einfältige Frauen haben manches Unangenehme, doch rühmt man ihnen nach, daß sie sehr treu seien.“

„Weil sie keinen Geist besitzen, um zu fesseln, ich erkenne daran eben so wenig Tugend, wie bei einer häßlichen Frau, die ob ihrer Häßlichkeit keine Anbeter findet. Was man muß, ist kein Verdienst. Wer nicht ißt, weil er nichts zu essen hat, dem rechnet der Koran keine Fasttage an, nur wer an voller Tafel sitzt und fastet, baut sich Stufen zum Schooß des Profeten.“

„Haben Sie schon von dem neuesten Duell gehört?“

„Ja, doch erfuhr ich noch nichts Bestimmtes über den Grund desselben.“

„Ich will es Ihnen erzählen.“

„Madame X. ist, wie Sie wissen, eine noch immer hübsche Frau und ist von der kleinlichen Eitelkeit besessen, ein eigenthümliches Parfüm zu besitzen; ein Parfüm, dessen Erfinderin sie sich zu sein rühmt.“

„Ich weiß nicht, ob sie bereits mit Madame X. in Gesellschaft waren.“

„Im bejahenden Falle muß Ihnen der penetrante Duft eines Gemisches von Rosen und Moschus aufgefallen sein, der stark genug ist, sogar eine Tabak schlürfende Nase zu verletzen; dieser Duft rührt von jenem Parfüm her, welches so ausschließlich Eigenthum der Madame X. ist, daß man, ohne sie zu sehen, ihre Gegenwart schon an diesem Geruche erkennen kann.“

„Vorgestern Morgens besuchte Herr X., der Gemal der Parfümeerfinderin, seinen Freund Herrn Y.“

„Kaum hat er die Thürschwelle überschritten, so bleibt er erstarrt stehen, zieht die Nasenflügel in die Höhe und ruft dann:

„Tausend Teufel, meine Frau ist bei Ihnen.“

„Herr Y. ist verlegen und erwiedert: Warum nicht gar!“

„Leugnen Sie nicht, sie ist bei Ihnen, ich rieche sie, das ist ihr Parfüm.“

„Es erfolgt eine Scene, die versteckte Dame entflieht durch einen Gang, Herr X. sieht sie nicht, aber er folgt der Spur des entsetzlichen Parfüms, die sich bis in sein Haus zieht und heute duelliren sich die beiden Herren.“

Die Damen lachten und Lady Wilson sagte:

„Die Moral dieser Geschichte ist: Man erfinde keine Parfüms, am allerwenigsten dann, wenn man außer seinem Gatten auch andere Männer interessant findet.“

„Ich muß Ihnen aber auch gestehen, die Luft in Wien gleicht einer Zauberluft, der die Sinne entflammt und berauscht. Es ist kein Wunder, wenn man in den Strudel dieser Wall umgebenen Stadt mit hineingerissen wird.“

„Man muß sich nur nicht zu sehr mitreißen lassen, meinte Lady Emilie lächelnd, dann, als besänne sie sich plötzlich an eine wichtige Angelegenheit, sagte sie: Sind Sie auch bei Herrn Foneron geladen?“

„Bei Herrn Foneron? Wer ist Herr Foneron?“

„Ein Landsmann von uns, aber ein Original. Ein kleines buckliges Männchen, Aesop wäre ihm gegenüber ein Adonis gewesen.“

„Herr Foneron war lange Zeit Banquier in Livorno, erwarb dort großen Reichthum und übersiedelte dann hieher.“

„Der kleine Bucklige ist aber nicht nur sehr reich sondern auch klug. Als er mit dem Gedanken umging, sich zu vermälen, fürchtete er die schlimmen Folgen seiner äußeren Erscheinung bei einer Frau von circassischem Wuchse.“

„Was that also unser Landsmann?“

„Er suchte so lange, bis er ein junges Mädchen fand, mit einem allerliebsten Gesichtchen, blühend wie eine

Rose, aber mit einem Buckel wo möglich noch krummer wie der seinige."

„Dieser Holden bot er seine Hand an und das arme Kind beeilte sich natürlich, sie anzunehmen,"

„Die beiden Gnomen wandern nun vergnügt durchs Leben, eines hat dem andern nichts vorzuwerfen, sie passen zu einander, als hätte Amor sie für einander geschaffen und Herr Foneron ist nicht nur stolz auf die Treue seiner Gattin, sondern auch auf die ausgezeichneten Diners seiner verschwenderisch besetzten Tafel."

„Sie werden in vielen Salons die Küche des Herrn Foneron mit Wichtigkeit besprechen hören, als ob es die Restauration eines Königreiches gelte, seine Freitagdiners haben ob ihrer ausgezeichneten Beefsteaks eine europäische Berühmtheit erlangt und man ist bereits übereingekommen Herrn Foneron den „Koch des Kongresses" zu nennen."

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich auf dieses Original aufmerksam machten, ich werde mich bei Foneron einführen lassen."

„Was hören Sie aus dem Hotel Stahremberg?"

Im Vorbeigehen sei es bemerkt, daß in diesem Palais Lord Stewart wohnte.

„Ich höre von einem Balle, den man dort am Geburtstage unserer Königin zu veranstalten beabsichtiget."

„Also ein Ball?"

„Mit einer originellen Wendung. Lord Stewart gedenkt nämlich den Einladungsbillets die höfliche, aber

dringende Bitte beizufügen, daß man sich zu dem Balle im Kostüme der Königin Elisabeth einfinden möge."

„Und Mylord, wird er auch?..."

„Er gedenkt in seiner Scharlachuniform als Husarenoberst zu prangen."

„Ich danke Ihnen für die Mittheilung, ich werde meine Vorbereitungen treffen."

„Ah, bis dahin ist noch Zeit genug."

„Mylady," meldete ein eintretender Diener, „Herr Balthasar Kern mit zwei jungen Leuten."

Lady Castlereagh erhob sich, nahm mit einigen freundlichen Worten Abschied und entfernte sich gemessenen Schrittes.

Herr Balthasar mit seinen beiden Schützlingen trat ein.

Die Dame nickte den Besuchenden freundlich zu und sagte:

„Nur näher, ich habe Sie zu mir geladen und Ihnen gebürt das Recht, nicht an der Thüre stehen zu bleiben. Lassen Sie sich nieder, ich freue mich, Herr Kern, daß Sie meinem Wunsche sobald nachkamen; ich interessire mich für die beiden Kleinen, sie gefallen mir."

Während die Dame sprach, hatte Herr Kern, ohne sie anzusehen, seinen Blick in so auffallender Weise auf Einen Punkt gerichtet, daß jene nicht umhin konnte, der Richtung seines Auges zu folgen.

Sie sah, daß seine Aufmerksamkeit einem Vogel galt, einem niedlichen Thierchen, das man aus den indischen Wäldern nach London und von dort nach Wien geschleppt hatte, so wie man Menschen, die in der Heimat frei

sind, mit Gewalt in die weite Ferne sendet, um sie dort zu Sklaven zu machen.

„Gefällt Ihnen der Vogel?" fragte die Dame, welcher die ihrem Lieblinge gespendete Aufmerksamkeit schmeichelte, im gütigen Tone.

„Welch ein wunderhübsches Exemplar," rief der Pädagog begeistert.

„Es ist ein Kolibri."

„Ein amerikanischer Vogel! O, welch ein Glück für mich, wenn es mir gegönnt wäre, dieses Thierchen unter meinen Schülern zu zählen! Ich unterrichte nämlich Vögel im Sprechen und Singen; erst gestern, als wir die Tafel verließen, sagte die Fürstin Lobkowitz zu mir: Lieber Herr Kern, ich werde ihnen nächster Tage eine Meise schicken, welcher Sie das Posthornlied lehren müssen."

„Sie wünschten also auch meinen Vogel zu unterrichten?"

„O, welch ein Glück für mich, auch einmal einen ausländischen, einen überseeischen Vogel in die Lehre zu bekommen. Denken Sie sich, Mylady, diesen Amerikaner, wenn er das schöne Lied pfeift: „Nur langsam voran, nur langsam voran!" oder zum Beispiel ein anderes: „Das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin!"

„Ich will mir den Antrag überlegen," unterbrach Lady die Begeisterung des Pädagogen, „bemerke jedoch im Voraus, daß ich den Vogel nicht aus dem Hause gebe."

„Daran liegt nichts, ich würde so frei sein, ihm die Lektionen hier zu ertheilen."

„In welcher Weise?“

„Indem ich ihm täglich die genannten Lieder einige Stunden lang vororgle.“

Lady Wilson rief lächelnd:

„Und ich müßte das Geleier mit anhören! In Wahrheit, das wäre eine angenehme Existenz; wie gesagt, ich will mir den Antrag überlegen und zwar sehr bedächtig überlegen. Jetzt zu Ihnen, meine Lieben“ — sie wandte sich zu den Geschwistern — „erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben, ich bin neugierig, möchte Ihre Vergangenheit kennen, wie alt sind Sie?“

„Sechzehn Jahre, gnädige Frau.“

„Leben Ihre Eltern noch?“

„Nein antwortete Josef, den die Erinnerung augenblicklich traurig stimmte, die Mutter starb, als wir fünf Jahre zählten, und den Vater verloren wir vor einem Jahre.“

„Wer war Ihr Vater?“

„Ein armer Schulmeister in Deutschböhmen. Er unterrichtete uns, lehrte uns Musik, und was wir wissen, ist das Erbtheil, welches er uns hinterließ. Es ist wenig, aber es reicht gottlob hin, uns so viel zu verdienen, daß wir nicht nöthig haben, die Barmherzigkeit der Menschen anzurufen.“

„Sie ernähren sich also durch Musiziren?“

„Ja, Mylady.“

„Haben Sie sich bereits in mehreren Salons hören lassen?“

„Nein.“

„Spielen Sie die Flöte geläufig?"

„Ich schmeichle mir."

„Sind Ihnen bereits Einladungen zugekommen?"

„Bis jetzt noch nicht."

„Haben Sie keine Bekanntschaften in Wien?"

„Nein!"

„Durchaus nicht?"

„Josef hielt ihren forschenden Blick aus und erwiederte: Gewiß nicht!"

„Wohlan, ich werde mir Mühe geben, Ihnen nützlich zu sein; um Ihnen jedoch schon im Momente gefällig zu werden, lade ich Sie — zu Josef — ein, sich öfter bei mir einzufinden und mit mir zu musiziren; ich spiele den Flügel und liebe es nicht, mich allein zu üben. Die Stunde werde ich jedes Mal im Voraus bestimmen. Sind Sie geneigt, meinem Wunsche zu willfahren?"

„Ich fühle mich glücklich, Ihnen zu gehorchen."

„Die Dame lächelte freundlich, wandte sich zu Josefine und sagte: Ich denke, was für Ihren Bruder geschieht, nützt auch Ihnen."

„So ist es, gnädige Frau!"

„Oh, nahm jetzt Herr Kern das Wort, sie lieben sich und hängen an einander ganz so, wie es das Sprichwort will, das heißt wie Zwillinge."

„Lady Wilson erhob sich und sagte: Es bleibt bei meinem Wort, ich erwarte für morgen Ihren ersten Besuch, bringen Sie Ihre Flöte mit, Musikalien werden Sie hier finden."

„Ist das eine liebe, freundliche Dame, sagte Herr

Balthasar, als sie die Treppe hinabstiegen, ich bin ganz eingenommen für sie. Ich will mich aber auch zusammennehmen, bis ich ihren Kolibri in die Lehre bekomme, dem soll man's in zwei Monaten nicht anhören, daß er ein Amerikaner ist, der soll mir keinen Naturton mehr in der Kehle haben, sondern genau nach meiner Drehorgel pfeifen. Jetzt meine Lieben, b'hüt Sie Gott!"

„Begleiten Sie uns nicht?"

„Thut mir leid, ich habe keine Zeit. Ich werde beim Fürsten Zinzendorf erwartet und da muß man pünktlich sein, das ist gar ein genauer Herr; außerdem bin ich gewohnt, mein Wort zu halten. Also adjeu, kommen Sie gut nach Hause und grüßen Sie mir Madame Bergmann!"

---

## Zweites Kapitel.

### Erklärung.

Der Marquis von Montferon konnte sich seines Liebeglückes nicht in vollem Maße erfreuen.

Seine Schwermuth, seine Düsterkeit waren im Wachsen begriffen, selbst die Zärtlichkeit Theodora's war oft nicht im Stande, sie hinweg zu kosen und man erkannte den Zwang, den er sich in solchen Momenten anthun mußte, um heiter zu scheinen.

Seit jenem Diner bei der „Kaiserin von Oesterreich“ überkam ihn eine Kleinmuth, eine Aengstlichkeit, die ihn fast menschenscheu machte und jeden Anlaß meiden ließen, mit dem Engländer Raily zusammen zu treffen.

Theodora sah bekümmerten Herzens den sich immer steigenden Trübsinn des Geliebten, und was sie fast noch mehr beunruhigte, war die Mühe, die er sich gab, seine Gemüthsstimmung vor ihr zu verbergen.

Sie quälte sich mit Gedanken und Muthmaßungen, allein wie sollte sie sich in einem Labyrinth von Vermuthungen zurecht finden, da kein Ariadnefaden ihr zum Leiter diente.

Sie sandte Vertraute in das Haus, wo Achille wohnte, um dort über seine Lebensweise nachzuforschen, allein was sie erfuhr, lautete so vortheilhaft für den jungen Mann, daß jeder unwürdige Verdacht schwinden mußte, wenn ein solcher sich ihrer auch bemächtigt hätte, was aber gewiß nicht der Fall war.

Sie forschte nur nach der Ursache seines heimlichen Grames, nicht weil sie ihm mißtraute, sondern weil sie sein Leiden bannen wollte und man eine jede Krankheit kennen muß, bevor man sie zu heilen im Stande ist.

Der Liebeshimmel Theodora's umzog sich also nach und nach mit düsterem Gewölk, einerseits dachte sie der Drohung Raily's, anderseits bangte sie um Achille; sie fühlte sich von einer unbekannten, unsichtbaren Gefahr umschwebt und zitterte vor jedem kommenden Augenblicke.

Fast mehr als Theodora litt der Marquis.

Er fühlte, daß er die Ursache ihres Schmerzes sei und vermochte nichts zu thun, um sie davon zu befreien.

Auf seiner Seele lastete mit Zentnerwucht die Vergangenheit und keine Macht der Welt ist im Stande, was bereits geschah, ungeschehen zu machen.

In manchen Augenblicken, wo ihn der Schmerz ganz und gar bewältigte, überkam ihn der Gedanke, der Geliebten das Geheimniß zu entdecken, vor ihren Augen den Schleier zu zerreißen, der bis jetzt die dunkle Seite seines Lebens verhüllte, aber er schreckte vor diesem Gedanken bald zurück, er fürchtete, das geliebte Auge möchte sich schmerzlich von ihm wenden und sich ihm nicht wieder zukehren, er zitterte vor dem Verluste der Geliebten und schwieg und duldete.

Eines Abends war der Marquis eben gesonnen, seine Wohnung zu verlassen, als ein junger Mann eintrat und sich als den Oberst Anatole Montesquion zu erkennen gab.

Montferon wurde sichtlich erfreut, denn vor ihm stand der Sohn der Frau Montesquion, früher Adjutant Napoleons, folglich einer seiner Ergebenen, dem man unbedingt vertrauen konnte.

„Ich bin außerordentlich erfreut, Sie zu empfangen, Herr Oberst, ich erwarte Sie bereits mit Sehnsucht.“

„Es war nicht möglich, früher zu kommen. Sie sind einer der ersten Landsleute, den ich aufsuche. Meine Mutter erzählte mir, Sie wären mit dem Prinzen de Ligne in Schönbrunn gewesen und hätten sie um eine Unterredung unter vier Augen gebeten. Sie versprach Ihnen

damals die Antwort durch mich zu senden und ich bringe sie auch. Die Stellung meiner Mutter ist eine so heikliche, daß sie jede Zusammenkunft mit Fremden und besonders mit Franzosen außer dem Schlosse vermeiden muß. Sie, so wie der ganze französische Hofstaat der Kaiserin werden sorgfältig überwacht und der geringste Verdacht würde hinreichen, meine Mutter von dem König von Rom zu trennen, was ihr schon um des jungen Prinzen Willen leid thäte, der ihr mit echt kindlicher Zärtlichkeit zugethan ist und mit ganzer Seele an ihr hängt."

„Wir können also auf Ihre Frau Mutter nicht zählen?" fragte Achille betroffen.

„Bevor ich Ihnen diese Frage beantworte, erlauben Sie mir einige Erklärungen. Ich gehöre zu den wärmsten Anhängern des Kaisers und seines Hauses, Sie kennen mich und wissen, daß ich die Hände nicht feig in den Schooß lege, wo es gilt, seine Sache zu verfechten oder in seinem Vortheile zu wirken. Das Unternehmen, den Sohn Napoleons von hier fort und in die Arme seines Vaters zu führen, ist eben so wichtig als schwierig. Der Wunsch ging vom Kaiser aus und jene Getreuen, die ihn umgeben, lassen es sich angelegen sein, ihn zu erfüllen. Man hat Sie mit diesem Unternehmen betraut und Ihnen damit ein unbegrenztes Vertrauen bewiesen, ich weiß nicht, was Sie bereits für Anstalten getroffen haben, um die Entführung des Prinzen zu bewerkstelligen; allein es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, Ihre Einleitungen so zu treffen, daß Sie Niemanden dabei kompromittiren, am allerwenigsten aber meine Mutter."

„Man hat mich aber an die Frau Marquise gewiesen, als diejenige, welche mir einen Anknüpfungspunkt bieten würde."

„Das heißt, man hat auf die loyale Gesinnung meiner Mutter gerechnet, ohne ihre Situationen zu berücksichtigen. Bis zu einem gewissen Punkte können Sie nun wohl auf die Mitwirkung meiner Mutter rechnen, allein sie selbst muß aus dem Spiele bleiben."

„Ich bitte, erklären Sie sich deutlicher."

„Recht gern, doch beantworten Sie mir früher die Frage, wie gedenken Sie die Entführung zu bewerkstelligen?"

„Ich habe den Plan mit Herrn von Saint Leon, der unlängst hier ankam, gemeinschaftlich verabredet. Wir haben bei einem Sattler eine Kalesche mit dopelter Rückwand bestellt, die Vorrichtung kann den Handwerker nicht befremden, denn die hiesigen Kavaliere, die häufig in Ungarn reisen, lassen der Unsicherheit wegen, die in jenem Lande herrscht, dergleichen geheime Fächer häufig in ihren Reisewagen anbringen. Der Wagen wird bespannt außerhalb des Schönbrunner Parkes harren; um ihn ununterbrochen fortzubringen, wird Saint Leon, der Wien früher verläßt, die Relais bis Basel legen. Das Unternehmen kann nicht mißlingen, wenn es uns möglich wird, den Prinzen unbemerkt in den Wagen zu bringen und einen Vorsprung von wenigstens sechs Stunden zu gewinnen. Um das Letztere zu bewirken, soll die Flucht Abends angetreten und wo möglich die Nacht hindurch verheimlicht bleiben; da die Reise so schnell wie die des besten Kouriers

vor sich gehen wird, so ist ein Einholen nicht zu besorgen. Das Unternehmen wäre also bis auf den wichtigsten Punkt: „wie den Prinzen unbemerkt aus dem Schlosse bringen?“ festgestellt.“

„Und wie gedenken Sie Letzteres zu vollführen?“

„Darüber gedachte ich eben mit Ihrer Mutter Rücksprache zu nehmen. Vielleicht ist es möglich, den Prinzen im Dunkel des Abends unbemerkt aus dem Schlosse zu bringen und dem im Parke Harrenden zu übergeben.“

„Dürfte schwer auszuführen sein!“ bemerkte der Oberst.

„Oder die Frau Marquise müßte sich mit dem Prinzen dem Anscheine nach auf einem Spaziergange begriffen an die Stelle begeben, wo der Wagen harrt und die Flucht mit ihm antreten, oder endlich der Prinz müßte in einer einsamen Allee des Parkes von der Seite der Marquise gerissen und so entführt werden, wobei freilich der Nachtheil wäre, daß man auf jeden Vorsprung verzichten und gewärtigen müßte, die Verfolger hart hinter sich auf den Fersen zu haben.“

Der Oberst hörte der Auseinandersetzung aufmerksam zu und erwiederte dann: „Ich habe mit meiner Mutter über den Gegenstand bereits gesprochen und glaube, daß ihr die letzte Version Ihres Planes die genehmste sein wird. Sie können es einer bejahrten Dame nicht verargen, wenn sie es nicht wagt, an einem so gefährlichen Unternehmen unmittelbar Theil zu nehmen; welcher Weg zur Entführung auch immer ergriffen werden möge, der Verdacht eines Einverständnisses wird ohnedem

immer auf ihr lasten bleiben und die Pflicht der Selbsterhaltung erheischt es, nichts zu thun, was diesen Verdacht beweisen könnte. Auf eine Vermuthung hin wird man ihr nichts anhaben können, ohne Beweise gibt es für sie keine Gefahr. Ich bin bereit, zwischen Ihnen und meiner Mutter den Mittler zu machen, bitte Sie jedoch, sich ja nicht mehr in deren Nähe zu drängen, noch viel weniger an sie zu schreiben. Vermeiden Sie es ja, den Verdacht der Polizei auf sich zu lenken, damit, wenn die Absicht durch irgend einen unvorhergesehenen Zwischenfall verrathen werden sollte, die kaiserliche Partei in keiner Weise blosgestellt werde. Treffen Sie Ihre Vorbereitungen, damit Sie schon in den nächsten Tagen zur Ausführung bereit sind."

Nach der Entfernung des Obersten begab sich Achille zu Theodora.

Der Marquis war nachdenkend, jedoch weniger düster wie sonst.

„Warum so spät, mein Freund?" fragte die junge Dame mit theilnehmender Herzlichkeit, hinter welcher sich die Sorge barg."

„Ich bin im Begriffe, ein lange beabsichtigtes Geschäft zu Ende zu führen."

„Glücklich?" fragte Theodora.

„So Gott will!"

„Werden Sie dann nicht mehr schwermüthig sein!"

„Ich werde dann eine Reise antreten."

„Eine Reise?" sagte die Liebliche betroffen.

„Erschrecken Sie nicht, Theodora, wir verlassen uns nur auf kurze Zeit.“

„Und wohin werden Sie reisen?“

„Sie werden es erfahren, sobald ich am Ziele angelangt bin.“

„Warum nicht früher?“

„Schon wieder mißtrauisch, entgegnete der Marquis gekränkt.“

„Warum geben Sie mir Grund dazu?“

„Hören Sie mich an, und haben Sie Mitleid mit meiner ohnedem leidenden Seele. Ich fühle mich glücklich, Ihre Liebe zu besitzen, Sie sind die erste Frau, die in meinem Herzen die Liebe wach rief. Ich war so glücklich, von Ihnen beobachtet, ich bin so selig, von Ihnen geliebt zu werden; stünde ich da, unabhängig, ohne Verpflichtungen gegen die übrige Welt, einzig und allein mir angehörend, ich würde mich vor Sie hinwerfen und ausrufen: „Herrin, ich habe Niemanden als Dich, kein Mensch dieser Welt hat ein Recht auf mich, ich will Dein Sklave sein, befiel was ich thun soll, damit ich einzig und allein Dir wohlgefalle!“ So würde ich sprechen, denn ich liebe Sie, wie man seinen guten Engel liebt, wie man seinen Schutzheiligen anbetet. Aber, theuere Theodora, ich darf nicht so sprechen, denn ich habe, bevor ich Sie kennen lernte, Verpflichtungen übernommen, denen ich als Mann von Ehre nachkommen muß und diese sind es, die meine Reise bedingen. Was das für Pflichten sind? Ich darf mich nicht deutlicher erklären, es genüge Ihnen, wenn ich Sie mit Nachdruck darauf aufmerksam mache, daß ich ein Franzose bin.

Wenn Sie mich wahrhaft lieben, und ich zweifle nicht daran, so werden Sie den politischen Ideen, denen ich huldige, nicht entgegen sein, denn es sind die Ideen des Ruhmes und der Ehre."

„Achille entgegnete die junge Frau traurig, Sie machen mir bange, Sie begeben sich in Gefahren."

„Die Gefahren sind nicht derart, daß sie Grund zu Besorgnissen geben, wenn Sie mich lieben."

„Zweifeln Sie noch daran?"

„Nein, ich zweifle nicht, Sie werden mir willig ein Opfer bringen, wenn es gilt, uns für immer zu vereinigen."

„Gewiß, rief die Dame hastig, reden Sie, ich verspreche im Voraus, Ihnen in Allem zu willfahren."

„Sie versprechen also mir zu folgen?"

„Wohin?"

„Dahin, wo die Liebe, folglich das Glück Ihrer harren wird."

„Ja, Achille, versetzte sie begeistert, ich folge Ihnen; was hätte ich auch hier noch zu suchen, wenn Sie nicht mehr anwesend sind. Ich bin unabhängig, reich, wir wollen uns ein Asyl suchen, wo wir uns ungestört des beschiedenen Glückes freuen können, aber...."

„Nun, sprechen Sie Geliebte, ohne Scheu, was soll das Aber?"

„Werden Sie mir dann, wenn ich Ihnen gefolgt bin, auch ganz angehören? Werden dann jene Pflichten erfüllt sein, denen Sie jetzt gehorchen?"

„Ja, Theodora, dann ist meine Sendung erfüllt und

ich werde keine andere Pflicht haben, als Dir ein treuer Gatte anzuhängen."

„Die junge Frau umschloß den Geliebten stürmisch und rief: Ich folge Dir!"

„Nun, sprich Geliebter, wohin reisen wir?"

„Nach Basel!"

---

## Drittes Kapitel.

### Im Apollosaal.

Es gab eine Zeit, wo bei uns eine besondere Vorliebe für mythologische Nomenclatur grassirte; wohin man sah, traf man auf hesiodische Götter und Halbgötter; Zeugniß davon geben der Theseus-Tempel im Volksgarten, die Bäder der Diana in der Leopoldstadt, die Herkules-Stiege in der Burg, ein Hygiäa-Brunnen im Josefinum, ein Aeskulap- und ein Neptuns-Bassin in der Stadt u. s. w., der zahlreichen mythologisch beschildeten Laden und Handlungen gar nicht zu denken, zur Isis, zum Raub der Proserpina, zum Vulkan u. s. w.

Jener Vorliebe nun mag auch der einst weltberühmte kolossale Unterhaltungsort am Schottenfelde den Namen „Apollo-Saal" verdanken.

Wenn man von der Mariahilfer Hauptstraße in die Zieglergasse einbiegt, so wird man bald links ein stockhohes Haus erblicken, dessen unansehnliches Aeußere, dessen schmutzig gelber Anstrich gar sonderbar mit einem vorspringenden Portale kontrastiren, dessen Giebel mit einer Leyer, dem Symbol Apollo's, geziert ist.

In diesem Hause, wo heut zu Tage die bekannte Apollokerzen-Fabrik etablirt ist, befand sich ehedem der Apollo-Saal; wo einst das Vergnügen haus'te, hat sich jetzt die Industrie niedergelassen. Das „Angenehme“ wurde vom „Nützlichen“ verdrängt, ein Wechsel, mit dem man immerhin zufrieden sein kann.

Der erst unlängst verstorbene Herr Wolfson hätte als Bandagist und Orthopäd nie jene Berühmtheit erlangt, zu welcher er durch die im Jahre 1808 erfolgte Gründung des Apollo-Saales gelangte, die er freilich mit dem Verluste seines fast ganzen Vermögens theuer genug bezahlte, woran aber weder er, noch sein Unternehmen, welches bis zum Jahre 1812, als der Zeit des Wolfsohn'schen Concurses, sich recht gut rentirte, Schuld trugen, sondern die damaligen Valutaschwankungen.

Die Zeit des Wiener Kongreßes konnte noch immerhin zur Glanzzeit des Apollosaales gerechnet werden, es war also natürlich, daß dort ein Ball dem Kongreß zu Ehren stattfand, den dieser zu besuchen auch nicht ermangelte.

Um den Lesern, bevor wir in eine Schilderung der Pracht jener Lokalitäten eingehen, einen Begriff von der Ausdehnung ihrer Räumlichkeiten zu verschaffen, erwähnen

wir, daß das ganze Etablissement damals bestand aus 3 Vorhäusern, 5 Sälen, 13 Zimmern, 13 Gemächern und Kammern, 3 Schankzimmern, 13 Küchen, 3 Corridors, 3 kolossalen Glashäusern nach holländischer Art, 3 Brunnen, 3 geräumigen Kellern, einem Wasserreservoir und außerdem aus noch einer bedeutenden Anzahl von Zimmern für das dienende Personale.

Es gibt selbst gegenwärtig in ganz Europa keinen Unterhaltungort, welcher sich sowohl in Bezug auf seine innere Räumlichkeit, wie auf die Kostspieligkeit seiner Einrichtung als auch rücksichtlich der romantischen Disposition des Ganzen dem ehemaligen Apollosaale gleichstellen könnte.

Der Ausdruck Saal gibt eigentlich einen viel zu kleinen Begriff von den Apolloräumen; um eine genaue Vorstellung zu bekommen, müßte man sich ein überreich dekorirtes Labyrinth vorstellen, einen Zauberhain, wie ihn die fantastischen Erzähler der orientalischen Märchen schildern.

Vom Eingange gelangte man auf eine Terrasse, deren Boden mit grünem Tuche belegt, deren Goldgeländer mit köstlichem Gesträuch und Blütenbüschen geschmückt waren.

Von diesem schon an sich einen Saal mit Nebenzimmern vorstellenden Emporium führten zwanzig Stufen hinab in den von hundert Lustern erleuchteten Tanzhain, dessen Mittelraum parkettirt war und für drei große Tanzkreise Platz bot.

An den Seiten hin liefen Alleen von lebendigen Cedern, welche aus dem Boden emporwuchsen, dazwischen

Polsterbänke und Götterstatuen, die auf 48 Marmorsockeln ruhten. Letztere, welche durch eine Vorrichtung die Dienste von Kandelabres leisteten, wurden in Folge eines Wiener Witzes entfernt, der die leuchtenden Götter zu „Laternbuben" degradirte.

Am Ende dieses Salons erhob sich nach seiner ganzen Breite eine Felsengrotte, auf deren bewaldetem Gipfel ein Apollo die Sonnenrosse lenkte, umgeben von den Musen und umflossen von einem magischen Lichtglanze, der diesem gelungenen Gemälde Gails und Sachetti's einen zauberischen Reiz verlieh.

Von hier führten drei Eingänge in halbdunkle Höhlen und Gallerien und Grotten; Wasserfälle rauschten herab, aus Marmorbecken schoßen glitzernde Strahlen in die Luft, Seepflanzen umwucherten die künstlichen Bassins, die von schimmernden Erdstufen umrahmt, zahllosen Goldfischen zum Aufenthalte dienten; aus Felsen und Gebüschen drang die Musik unsichtbarer Orchester, und verborgene Lampen warfen einzelne Blitzlichter herein, um das Groteske der Scene zu vollenden.

Aus diesen Grotten gelangte man in die Speisesäle und Stübchen.

Der „römische Speisecirkus," aufgeführt im antiken Style, mit vierzig marmorirten Wandsäulen, dazwischen vierzig Wandspiegel mit blauen Baldachinen gekrönt, erstrahlend in einem Meere von Licht.

In der Mitte dieses Saales stand eine runde Haupttafel zu 24 Gedecken, darauf ein prachtvolles Broncebassin mit einem aufrecht thronenden Neptun, der in den

Knauf des Kronleuchters griff, über dessen 24 Lichter eben so viele Wasserstrahlen aufsprangen, die von gaukelnden Tritonen in krystallenen Fühlhörnern aufgefangen wurden.

Am Fuße des Neptunthrones goßen 24 Löwen Wasser in das Becken.

Weiters befand sich der „griechische Speisesaal“ so groß und so prachtvoll wie der römische, hier wie dort Tafeln mit prachtvollen Aufsätzen, sämmtliche Tische und Möbel in den Sälen und Gemächern waren von Mahagoni und Ebenholz, das Tischzeug von feinstem Damast, das Geschirr von Porzellan, die Gläser von Krystall, die Couverte, Aufsätze, Girandolen, Schüsseln u. s. w, von Silber. Das Silber in den Apolloräumen wog nicht weniger als zwanzig Centner!

Hier war das Geringste außerordentlich, so z. B. selbst die Oefen. Einer bildete eine Eremitage, ein anderer stellte einen Bachus auf dem Weinfasse vor, ein dritter die Reiterstatue Kaiser Josef II. u. s. w.

Doch hält, noch eine Partie!

Aus dem zuerst erwähnten Tanzhaine führen zwei Portale in einen Nebensaal, der parallel und in gleicher Länge mit dem Tanzsaale dahinläuft.

Doch welch' ein Kontrast!

Im Tanzhain Geräusch, hier Stille, dort blendende Helle, hier Nachtdunkel und Waldesschatten, dort die Hitze des Sommers, hier die duftige Frische einer Frühlingsnacht.

Der ganze Raum ist ein lebendiger Garten, die Gänge zwischen den Beeten sind gedielt, aus dem Boden

steigen lebende Bäume, Gesträuche und Blumengruppen empor, dazwischen liegen große Bassins mit Gittern von Bronce eingerahmt, darin Statuen, die Wasser ausströmen.

In der Mitte dieses Hains erhebt sich ein rautenförmiges, goldverziertes, chinesisches Zelt, unter dessen luftiger Decke ein Billard steht; weiter unten vom Ende des Haines schauen aus dem Halbdunkel noch drei Zelte herüber, wo kühle Erfrischungen kredenzt werden.

Ueber diesen ganz eigenthümlichen Park ist — um die Täuschung aufs Höchste zu steigern — ein künstliches Firmament gespannt, wo Alabasterlampen eine magische Helle ausströmen, so wie sie der Mond in stiller Nacht auf die Erde herabgießt; die Wirkung, so wie überhaupt der Eindruck des Ganzen ist wunderbar.

Die Abwechslung in Farben und Formen, zwischen Licht und Dunkel, zwischen Hitze und Kühle, zwischen Geräusch und Stille, Gewühl und Zurückgezogenheit, die lauschigen Winkel, die Wasserkünste, die Erker, Nischen und Plauderplätzchen, das Murmeln, Plätschern und Rauschen der Wasser, die magischen Wirkungen der Lichteffekte, kurz all dieser Glanz, alle diese Kontraste verschaffen einen ungemein zauberischen Eindruck; bei einem etwas längeren Aufenthalte fühlt man sich anfangs entzückt und gefesselt, später aufgeregt und gereizt und endlich wollüstig betäubt.

Aber nichts was Menschenhände schaffen ist vollkommen; die Statue Josef II. hat bekanntlich ihren Fehler wie Achilles seine verwundbare Ferse; auch am A p o l-

lo saal gabs zu tadeln, und zwar vor Allem, daß die Höhe des Saales mit seiner Länge und Breite in gar keinem Verhältnisse stand.

Herr Wolffsohn ließ wohl die Saaldecke erhöhen, allein was der ursprüngliche Bauleiter verpfuschte, konnte in etwas gemindert, aber keineswegs ganz beseitigt werden.

Der Saal blieb für immer zu niedrig, und die daraus entstandenen fühlbaren Unannehmlichkeiten, wenn acht- bis zehntausend Menschen ihn besuchten, waren nicht zu beseitigen.

Man denke sich nun die Pracht dieser Lokalitäten und dazu die Pracht des Kongresses, einen Strom von acht- bis zehntausend Menschen, dessen Wogen sich durch alle Räume ergießen und gleichsam einem Naturgesetze gehorchend, gleichmäßig vertheilen.

Die Souveräne waren ebenfalls anwesend, doch erschienen sie, jeder Etikette ausweichend, incognito.

Dort in der Gegend des bunten Kiosk promenirt die reizende Herzogin Marie von Weimar mit dem ritterlichen Prinzen Wilhelm von Preußen, unweit von Ihnen bewegt sich, freilich etwas schwerfällig, Seine Majestät von Würtemberg, dessen Stirne wie gewöhnlich sorgenvoll umwölkt ist.

Schon ermüdet, nimmt der König Platz, aber auf einem freistehenden Sessel und an keinem Tische, denn hier fehlte jener weite Ausschnitt in der Tischplatte, den man in der kaiserlichen Burg freundlichst an dem Platze des Königs angebracht hatte, um dem wegen seines Liebes-

umfanges genirten Monarchen das Speisen bequemer zu machen.

Nebenan sprachen zwei Herren leise miteinander.

Vielleicht unterhielten sie sich eben von jener bekannten Aeußerung König Friedrichs, die seit einigen Tagen die Runde durch die Salons machte.

Der Burgplatz war nämlich häufig mit einer gaffenden Volksmenge und zahlreichen Neugierigen besetzt, was den König von Würtemberg in einer übellaunigen Stunde derart afficirte, daß er seinen Adjutanten zum Hauptmann der Wache hinabsandte: „Er möge die Menschen sogleich in die Arbeit jagen!“

Der Hauptmann machte dem Adjutanten begreiflich: „Das ginge nicht, es sei so Brauch in Wien.“

„Was,“ rief darauf der erstaunte Monarch, „das geht nicht? Na, ich sollte nur Kaiser sein!“

Dort Herr v. Humbold und Frhr. v. Wessenberg, sie scheinen zu vergessen, daß sie im Apollosaale sich befinden, denn so leise sie ihr Gespräch auch führen, man hört doch das Wort „Sachsen“ von der einen oder andern Seite fallen.

Dort der vortreffliche Graf Rechberg mit dem Kronprinzen Ludwig von Baiern. Letzterer jung, liebenswürdig, herablassend und freimüthig, mit französischer Lebendigkeit begabt, dabei aber doch die Freuden bürgerlichen Styls allen militärischen Passionen vorziehend, erwarb sich in kurzer Zeit den Ruf eines Kunstkenners und eines warmen Beschützers der Künste.

Der Kronprinz erzählte dem Grafen eben die Ge-

schichte jener Antike, die er erst unlängst um den Preis mehrerer tausend Gulden erstanden.

Doktor Barth, Professor der Anatomie in Wien, ein leidenschaftlicher Kunstsammler, fand einst bei einem Prager Steinmetz einen Torso den er um Einen Gulden erkaufte.

Es zeigte sich, daß es ein Werk des Praxiteles sei, Ilioneus den Sohn der Niobe vorstellend.

Diese merkwürdige Antike wurde im Jahre 1599 von Tycho de Brahe von Rom nach Prag gebracht.

Aus der kaiserlichen Kunstsammlung, wo sie aufgestellt war, verlor sie bei einer Belagerung im dreißigjährigen Kriege Kopf und Arme und wurde dann in ein Gewölbe geworfen.

Hier blieb sie unbeachtet bis zu Zeiten Josef II. liegen, wo aus dem Pragerschloß eine Kaserne werden sollte, und die „schabschaften Sachen" darin öffentlich versteigert wurden.

Der verstümmelte Ilioneus wurde also als „altes Gestein" an einen Trödler um fünfzehn Kreuzer losgeschlagen.

Der Kronprinz hatte seine Mittheilung eben beendet, als Graf Rechberg sich von rückwärts sanft am Ohrläppchen ergriffen fühlte und eine freundliche Stimme ihn anredete:

„He, Herr Steifritter. hab ich Sie endlich ertappt?"

Er wendet sich um, der Ohrzwicker war Maximilian Josef, der liebevoll fortfuhr:

„Ich mag mich wenden, wohin ich will, kaum hab'

ich den Rücken gekehrt, so ist der Herr fort und zwingt mich, einen öffentlichen Ausrufer zu machen."

Graf Rechberg will sich entschuldigen, der König aber nimmt links seinen und rechts den Arm des Kronprinzen und sagt: Schon gut, jetzt gehen wir, heute sind Sie Beide meine Gäste!"

Dort besichtiget ein Herr die täuschend nachgeahmte Hütte eines Lappländers, es ist ein deutscher Professor Herr Schmidt aus Dillingen, der zum Kongresse, diesem babylonischen Sprachgewirre gekommen war, und im kleinen Redoutensaale, wo Jokus und Momus heimisch waren, sehr eindringliche Vorträge hielt über eine erst einzuführende allgemeine Sprache, welche zunächst die Diplomaten, dann die Beamten, dann die Armeen, endlich alle Völker erst schreiben und dann sprechen lernen sollten.

Diese Sprache brachte der deutsche Professor mit sich, sie stak fix und fertig in seiner Mappe und man wird es kaum glauben, die Vorträge des Professors Schmidt fanden ihr Publikum, und seine Lehre erfreute sich zahlreicher Gläubiger, die ein günstiges Resultat für möglich hielten.

Die Spötter waren gleich zur Hand und verbreiteten das Gerücht, der Kongreß beschäftige sich mit einer allgemeinen Kleiderordnung — wer denkt dabei nicht an die deutsche Feuerlöschordnung? — eine Kleiderordnung, die mit der allgemeinen Sprache des Professors Schmidt aus Dillingen und mit dem fußgetriebenen Wagen des badischen Forstjunkers von Drais, der fast täglich zum Ergötzen der Wiener Jugend seine erfundenen Draisinen

— Laufwagen — auf der Bastei produzirte, zugleich in ganz Europa eingeführt werden soll.

Diese Draisinen nannte der Großherzog von Weimar scherzend die fahrende Ritterschaft unserer Tage und Doktor Jassoy, der viele Beiträge zum aristofanischen Salz des Kongresses lieferte, wollte in diesen mühsam fortzubringenden Wagen deutliche Sinnbilder der Kongreßbewegung erblicken.

Dort spazieren der Prinz von Hessen-Homburg und der korsische Graf Pozzo di Borgo, der Todfeind Napoleons, der nicht wenig zum Falle des Giganten beitrug, so wie zur Rekonstituirung der Bourbonen, indem er den berühmten Ausspruch that: „Frankreich ist ein schäumender Topf mit Fleisch, man muß Alles wieder hineinwerfen, was es heraussprudelt!" eine Phrase, die damals eben so von Mund zu Mund ging, wie die fast gleichzeitigen Worte Talleyrands: „Man kann sich wohl auf Bajonnete stützen, aber man kann nicht darauf schlafen!"

Die beiden Kavaliere unterhielten sich von der plötzlichen Abreise des Großfürsten Konstantin, die am neunten November auf Befehl Alexanders erfolgt war.

Man trug sich damals in Wien mit tausend Märchen herum, welche die Abreise veranlaßt haben sollten, allein die Fama liebt es, oft aus einem X ein U zu machen und eine Haselnuß in einen Berg zu verwandeln.

Der Großfürst war zum Inhaber des berühmten Regiments Dampierre-Dragoner, zuletzt Hohenzollern-Kürassiere, ernannt worden.

Oberst dieses allbeliebten Regiments war Fürst W., einer der ersten Standesherrn der Erbländer, damals in der Blüte des männlichen Alters, eine herrliche ritterliche Gestalt, dem ganzen Publikum stets eine anziehende Erscheinung.

Wenn er bei Praterfahrten in seiner herrlichen Equipage, seine Familie malerisch um sich gruppirt, dahin fuhr, so flogen die Hüte von den Köpfen und alle Welt freute sich des herrlichen Anblickes.

Diesem feinen und sensiblen Kavalier mundete der moskowitische Rumor nicht, der sich darin gefiel, das Regiment fast täglich ausrücken zu lassen, bis endlich auf die Anzeige des Obersten Prinz Ferdinand von Würtemberg, damals Generalkommandant in Wien, diesen Ausrückungen ein Ziel setzte, worauf auch bald die Abreise des Großfürsten erfolgte.

Die Bewegung in den Apolloräumen scheint fast immer zu- statt abzunehmen.

Die Musik rauscht durch die künstlichen Gärten, die Menge wogt festlich und freudig durcheinander, nur Wenige sieht man durch ihre ernsten Mienen aus dem Gewühle hervorstechen, zu diesen gehören die Diplomaten, deren Werk diesmal ganz und gar nicht gedeihen will, und Verliebte, die den Gegenstand ihrer Verehrung suchen und nicht finden, zum Exempel, der junge Graf Marsan, der wieder einmal in Verzweiflung war und aus purer Verzweiflung auf diesen Ball gekommen war, um sich des Aergers zu entschlagen, welchen ihm die aber-

malige Entfernung des deutschböhmischen Harfenmädchens verursacht hatte.

Josefine war fort aus dem Landwehrmanne, ohne daß er ihren neuen Aufenthalt kannte, Balthasar Kern weigerte sich, den Verräther zu spielen, damit war Marsans Kummer bezeichnet.

Kummer? Liebte denn der junge Graf das arme Mädchen?

Fast möchte man glauben, daß dem so ist; er nahm anfangs ein so warmes Interesse an der Jungfrau, er lebte sich später in den Gedanken sie zu besitzen derart hinein, daß er im Momente, wie er die Hoffnung darauf aufgeben sollte, sich unglücklich fühlte.

Der hübsche Blondin wurde also, wenn auch nicht von Liebe, so doch von einem leidenschaftlichen Verlangen erfüllt, welches zwar in seiner Wesenheit von Liebe verschieden ist, in der Wirkung jedoch, die es auf unseren Gemüthszustand ausübt, derselben fast gleich kommt.

So finden wir ihn in dem Apollosaale allein, unwirsch und mißmuthig.

Ein Zufall läßt ihn den Grafen Wasili treffen.

Die beiden Freunde hatten sich seit dem verhängnißvollen Abende bei Raily nicht gesehen und waren erstaunt sich so verändert zu finden.

Auch Wasili war nicht mehr der frohe, heitere, unbefangene Junge.

Sein Bewußtsein wahr nicht mehr rein, der klare Kristall war von einem trüben Hauch verdüstert.

Ihn quälte die Angst, sein Spielabenteuer könne

doch bis zu dem Czar oder zu dem Vater seiner Geliebten gelangen, dort fürchtet er für seine Karriere, hier für seine Liebe; bis jetzt zeigte zwar noch kein Symptom, daß seine Angst gerechtfertiget sei, allein das Gewissen ist wie ein wachsamer Hund, der schon knurrt, wenn auch nur ein ferner Schritt herüber schallt.

Die beiden Freunde begaben sich in eine der entfernteren Partien der Lokalitäten und theilten sich ihr wechselseitig Leiden mit, einer suchte den Andern zu trösten.

„Komme, was da wolle," sagte der Seeoffizier, „Eines habe ich beschlossen."

„Nun, was denn?"

„Ich will mich an den Engländer rächen.

„Ich bitte Sie, geben Sie diesen Gedanken auf, Sie wollten den Gardefähnrich in Moskau rächen und verloren Ihre ganze Barschaft, die Sie freilich durch einen leichten Tausch wieder zurück erhielten, nun denken Sie schon wieder an Rache; wenn Sie noch einmal Ihr Alles verlieren, so dürfte der verdammte Insulaner kaum geneigt sein, Ihnen eine Eintrittskarte zu den Rasumovskischen Festen mit einer so großen Summe aufzuwiegen, darum seien Sie behutsam und geben Sie den Gedanken auf, überlassen Sie den Engländer seinem Schicksale, er wird ihm nicht entgehen."

Der Seeoffizier faßte in diesem Momente den Freund rasch am Arme und zog ihn bei Seite, um zweien Herren Raum zu geben, die hart an ihnen vorüber gingen.

Die beiden Grafen verneigten sich ehrerbietig.

Wasili zuckte zusammen und wurde leichenblaß, denn

er gewahrte eine zermalmenden Blick, den der eine der bezeichneten Herren ihm zuwarf.

Dieser war der — Kaiser Alexander.

Ich bin verloren, murmelte er Marsan zu, Er weiß Alles!

---

## Viertes Kapitel.

### Palais Rasumowsky.

Zwei russische Gesandte waren es, deren Namen eine Wiener Vorstadtstraße und ein vielbesuchter Unterhaltungsort vor der Linie noch heutigen Tages führen.

Fürst Gallitzin wählte einen bewaldeten Hügel, um sich dort in der Mitte schattiger Parkanlagen ein Sommerhaus zu erbauen und noch heute, obwohl die fürstliche Villa schon längst zum Gasthause herabsank, pilgern die landlustigen Wiener an schönen Sommertagen zur Lerchenfelder Linie hinaus, um über Ottakring den schattigen Berg hinanzusteigen, der von dem Fürsten „Gallitzin" seinen Namen hat, der aber dem Volke in seinem Alles verstümmelnden Idiome der „Gallizi-Berg" genannt wird.

Die Vorstadtgasse, welche einem anderen russichen Gesandten ihren Nahmen verdankt, ist die Rasumowsky-Gasse auf der Landstraße.

Eine wüste Stelle dieser Vorstadt wurde in eine fürstliche Residenz umgewandelt.

Drei Paläste mit weitläufigen Gebäuden erhoben sich stolz, weder Schloßkapelle noch Reitschule und Marstall fehlten.

Ein herrlicher Park schloß sich dem Palais an, Anlagen mit den schönsten Blumen und seltensten Bäumen geziert.

Ein prachtvolles Portal führte in die fürstliche Residenz, vor welcher eine frisch gepflanzte Baumreihe die Richtung der neu zu entstehenden Straße bezeichnete.

Die Fluten des Donaukanals bespülen den Saum des Parks, jenseits duften die schattigen Praterauen.

Eines Tages bemerkt der prachtliebende Fürst, daß er den Weg, welcher ihn vom Prater trennte, abkürzen könne, und er läßt über den Donauarm eine Brücke werfen und das ist die bekannte Rasumowsky-Brücke.

Aber was sind diese prachtvollen Aeußerlichkeiten gegen die Wunder und den Zauber im Innern?

Schätze an Metall, Schätze in Kunstsachen, in Büchern, Marmor und Gemälden sind hier aufgehäuft.

Säle waren voll mit Schönheiten der antiken Kunst und modernen Bildnerei, der Malerei und Skulptur: Rafael, Tizian, Van Dyck, Canova und Mengs wetteiferten hier in seltenen Exemplaren; eine großartige Bibliothek kostbarer Bücher und der seltensten Manuskripte prangten in einem Marmorsaale; Decken, Wände und Fußboden, wohin man blickt, überall liegt der Werth von ungeheuern Summen.

Um einen Begriff von dem Luxus und dem verschwenderischen Aufwand dieses Pallastes zu haben, braucht man nur zu erwähnen, daß gewisse unentbehrliche Gemächer herrlich möblirt, mit duftigen Springwassern und mit verborgenen Blasebälgen versehen waren, welche Wohlgerüche ausströmten; selbst hier war das Geräthe, die Toiletten von Silber und auch hier stand eine kleine Bibliothek mit einem der Gelegenheit angemessenem Inhalte.

Dieser fürstliche Pallast, dessen Inneres als eines der prächtigsten der Residenz bewundert, vereinigte asiatische Pracht mit europäischen Geschmack.

Die Reize und Annehmlichkeiten hier waren so einladend, daß selbst die Gemalin Alexanders einst den Wunsch äußerte, das Palais zu miethen, um dort einen Frühling zu verleben.

Zwanzig lange Jahre seines Lebens verwendete Fürst Andreas von Rasumowsky um dieses Schloß aufzubauen, seine Ausschmückung nach und nach zu vervollkommen und endlich jenes Non plus ultra des raffinirtesten Geschmackes herzustellen, dem er einen bedeutenden Theil seines Vermögens — und das will nicht wenig sagen — opferte.

Der Fürst Rasumowsky stand bereits im Greisenalter, er liebte die schönen Künste, zeigte Scharfsinn und geläuterten Geschmack, und gefiel sich in großartigen Plänen; er war das Prototyp eines großen Herrn und Keiner verstand es so wie er, alle Reize diplomatischer Feinheiten zu entfalten.

Zur Zeit des Kongresses litt der Fürst bereits an Entkräftung, kränkelte häufig und fristete sein Leben nur

noch mit aufregenden Spezereien; nichts destoweniger war er es, dessen Gewandtheit auf dem Kongresse gar oft die angehäuften Wolken zerstreuete.

Unter dem Wiener Volke war der Name Rasumowsky, eben so beliebt wie populär, seine Unternehmungen machten Millionen in die Säckel der Gewerbsleute fließen, und das wurde anerkannt.

Im Palais Rasumowsky herrschte große Bewegung, der Fürst gab eines jener glanzvollen Feste, deren mehrere in diesen Räumen stattfanden.

Die stattliche Reitschule war in einen Tanzsalon umgewandelt, und eine große Menge von Gästen ergoß sich durch die Räume.

Die Mehrheit derselben gehörte wohl den russischen Salons an, war jedoch weit entfernt, ausschließlich russisch zu sein.

Hier Graf Uwarow, General-Adjutant Alexanders, jener vortreffliche Mann, der einst zu seinem Kaiser sagte:

„Sire, Sie müssen die Wahrheit hören, ich werde den Muth haben, sie Ihnen unumwunden zu sagen, halten Sie sich dabei an das Wesen und nicht an die Form, ich werde meine Pflicht thun, an Ihnen ist es, Nutzen daraus zu ziehen!“

Gewiß ein vortrefflicher Charakter, aber ein herzlich schlechter Linguist, den als Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz fragte, wer russischerseits die Kavallerie kommandirt habe? rief Uwarow: „Je Sire!“

Dort Fürst Koslowsky, russischer Gesandter in

Turin, der am Kongresse die Verschmelzung Genua's mit Piemont erleichtern sollte und der jovial genug war, zu erzählen, wie er als einfacher Sekretär beim großen Kanzler Romanzoff, als dieser ihm eben eine Depesche diktirte, statt der Sandbüchse das Tintenfaß ergriff und dessen Inhalt auf das schneeweiße Beinkleid des Ministers ausgoß, was seine augenblickliche Beförderung veranlaßte, da Romanzoff sich hütete, einen so ungeschickten Sekretär in seiner Nähe zu behalten.

Ferner Graf Paul Kisseleff, ebenfalls einer der General-Adjutanten Alexanders, ein glänzender unerschrockener Charakter, später Gemal der älteren Tochter der berühmten Gräfin Sofia Potoczka, Statthalter der Moldau und Walachei, und noch später Minister.

Unweit von ihm Prinz Dolgorucky, Sohn jener reizenden Prinzessin Dolgoruczka, für welche Potemkin eine ganze Nacht hindurch Oczakoff beschießen ließ.

Ferner der greise Graf von Tulczim mit Helene und Theodora, als deren Kavaliere Graf Marsan und Marquis Monteron.

Unter den Anwesenden bemerkt man auch den jungen Oserow, einen russischen Dichter, der seine Tragödie „Demetrius Donsky" in mehreren Salons mit dem größten Erfolge gelesen hatte, ferner Herrn Borel, welchem die Mode der Erfindung verdankt, seine Schildpatt-Lorgnette durch Zusammenziehen der Muskeln in der Augenhöhle festzuhalten, wobei freilich sehr oft eine häßliche Grimasse zum Vorschein kommt.

Mit Uwarow spaziert Feldmarschall Wallmoden trotz seiner Erfolge einfach und wohlwollend.

Den drei Prinzessinnen von Kurland macht für heute der Fürst Liechtenstein die Honneurs, ein Feldherr, im Salon eben so zu Hause wie auf dem Schlachtfelde, durch seine zarten Erfolge eben so berühmt wie durch seine Siege bei der Armee.

Da, die beiden Vettern Franz und Ferdinand Palfy, letzterer reich an Geist, ersterer schwer an Gold.

Wer kennt nicht das Märchen von dem Zauberpallaste, den die Geister in einer Nacht aufgeführt; auch Ferdinand Palfy verdankte den Glückskobolden einer Nacht ein prächtiges Hotel, welches die Wiener mit dem bezeichnenden Namen: „Das Kartenhaus“ belegten.

Beide Brüder schön, splendid, liebenswürdig; wenn je zwei Menschen unter einem Glücksstern geboren wurden, so waren sie es.

An Damen ist auch ein reicher Flor anwesend, darunter die Fürstinnen Narischkin, Suwarow, Bragration, Gagarin u. s. w. u. s. w.

Dort der junge Mann, der mit der Herzogin von Sagan spricht, es ist der Herzog Ludwig von Aremberg.

Wer wagt in diesem Augenblicke daran zu denken, daß den schmucken Kavalier in wenigen Tagen daß grauenvolle Verhängniß erreichen solle, welches über seiner ganzen Familie schwebte.

Der Bruder des Herzogs fiel in einem Zweikampfe, der Vater büßte sein Leben auf der Jagd ein, die Mut-

ter wurde in Frankreich guillotinirt und die Schwester fand bei dem bekannten Balle des Fürsten Schwarzenberg in Paris den Tod in den Flammen.

Herzog Ludwig ritt einige Tage nach dem Rasumowskischen Feste über den Josefsplatz, das Pferd stürzte und der Herzog wurde todt in seine Wohnung gebracht.

Führwahr, der Kongreß zu Wien war nicht allein werkwürdig wegen des Schauspiels, das die Geschichte hier aufführte, sondern auch wegen der europäischen Namen und Persönlichkeiten die in diesem Schauspiele agirten.

Der Ball begann mit der unvermeidlichen Polonaise.

Ein Tänzerpaar im russischen Nationalkostüm nahm sich besonders reizend aus und produzirte darnach den russischen Tanz.

Der Tänzer trug einen enganschließenden Kaftan, einen Gürtel von Kaschemir, einen breitkrempigen Hut und Stutzhandschuhe.

Es ist dies die Kleidung eines jungen Moskowiten.

Seine Dame war, wie Russinnen aus dem Süden es tragen, in Stoffe von glänzenden Farben gekleidet, die an Zierlichkeit und Reichthum hinter keiner der Nationaltrachten zurückbleiben.

Die Haare, vorne gescheitelt, fielen rückwärts in lange Flechten hinab, an der Stirn prangte ein mit Perlen und Edelsteinen gesticktes Diadem.

Der Tanz ist anmuthig und ausdrucksvoll.

Die Bewegungen des Mannes drücken seine Lei-

denschaft, seine Begierde aus, ihm gegenüber das schüchterne Mädchen im Kampfe mit dem eigenen Herzen. Er nähert sich ihr, wendet sich ängstlich um und flieht dann wieder. Verführerische Stellungen, bezaubernde Bewegungen folgen rasch auf einander, dazu die charakteristische Musik, man glaubt Virgils Galathea in Musik und Tanz verkörpert zu hören und zu sehen.

Gräfin Helene und Theodora nahmen an keinem Tanze Theil.

Wasili fehlte noch und das verstimmte die Erstere.

„Wo er nur bleiben mag?" lispelte die Jungfrau besorgt.

„Er wird sich verspätet haben," tröstete Theodora.

Aber eine Frist um die andere verstrich und der Seeoffizier erschien nicht.

Der Zufluß der Gäste nahm noch kein Ende.

Der Graf Capo d'Istria mit dem Prinzen Ypsilanti traten eben ein und sprachen sehr eifrig mit einander.

„Also schon wieder ein Duell," sagte der Staatsmann eben.

„Und zwar ein Duell zwischen ernsten, reifen Männern von sehr hoher Stellung. Der preußische Kriegsminister von Boyen hat sich mit dem gelehrten, geistreichen Wilhelm von Humbold duellirt."

„Unerhört! Was war denn die Veranlassung zu dieser Collision zwischen Männern, die der übrigen Welt mit dem Beispiele der Ruhe und Mäßigung vorangehen sollten?"

„Empfindlichkeit. Der Kriegsminister wurde zu einer Konferenz des Kongresses geladen, um über gewisse Punkte Auskünfte zu geben, die sein Departement betrafen.

„Als er sich darüber ausgesprochen, war es in der Ordnung ihm zu sagen, daß die Konferenz nun ihre Berathungen fortsetzen werde, was ihn veranlaßt hätte, sich zu entfernen, statt dessen wies ihn Herr von Humbold unter nichtigen Vorwänden zurück, worüber die Empfindlichkeit des Andern sich empörte, er forderte Genugthuung und der kaltblütige Humbold ging die Partie ein.

„Zeugen des Duells waren der Fürst Hardenberg und Doktor Koreff, und man hat sich ehrlich und gewissenhaft geschlagen, aber die Beisitzer des Kongresses scheinen gefeit und unverwundbar, bei allen bisherigen Zweikämpfen ist noch keinem Minister oder Diplomaten die Haut geritzt worden.

Der Graf lachte, reichte einem entgegenkommenden Kavalier die Hand und sagte:

„Was Neues aus Italien?"

Dieser war der Gesandte König Ferdinands, welcher für seinen Herrn den von Mürat occupirten neapolitanischen Thron vom Kongresse reklamiren sollte.

Der Minister Alvaro Ruffa entgegnete:

„Man meldet freilich etwas unbestimmt von der Entdeckung einer bedeutenden Verschwörung, welche in alle italienische Staaten eingreifen soll und die nichts Geringeres bezweckt, als alle Fremden aus dem Lande zu vertreiben, und eine einige italienische Nation zu bilden. Carpani, der berühmte italienische Dichter, der neulich

bei der Fürstin Maria Esterhazy sein Gedicht: „Vergangenheit und Zukunft" vorlas, weiß von den Tendenzen dieses Bundes, dessen Glieder sich Carbonari nennen mehr zu erzählen."

„War vielleicht der Stifter dieses Bundes ein Kohlenbrenner? *)

„Man lachte über den Scherz und der Neapolitaner, der gestern einem Feste bei Herrn von Geymüller beigewohnt hatte, schwang sich plötzlich mit einer kühnen südlichen Fantasie von den Verschwörern in Italien in den Salon des Wiener Bankiers und sagte: Sie haben doch schon von dem Unfall gehört, der sich gestern bei Geymüller zutrug?"

Als die anderen verneinten, fuhr Signor Ruffo fort:

„Der Fürst Moritz Dietrichstein tanzte mit der reizenden Madame Pereyra, der Tochter der Baronin Arnstein. Von der Schnelligkeit des russischen Walzers hingerissen, verwickelt sich die Dame in die Falten ihres Kleides, und fällt, ihren Tänzer mit sich niederreißend, der Länge nach zu Boden."

„Man muß gestehen, erwiederte Ypsilanti, die Fürsten Namens Moritz haben auf dem Kongresse Mißgeschick, beim Carousset stürzte ein Liechtenstein mit seinem Pferde, beim Balle fällt ein Dietrichstein mit seiner Tänzerin, ach, mit welchen Gefahren müssen wir unsere Vergnügungen erkaufen."

Die komische Exclamation des Prinzen erregte Heiterkeit.

*) Carbonari zu deutsch Kohlenbrenner.

Der Tanz war gerade zu Ende, die Flügelthüren eines ungeheueren, durch tausende von Kerzen erleuchteten Saales flogen auf, dieser lud die Gäste zum Souper ein.

In diesem Momente fühlte der Marquis Montferon, wie Theodora, die an seinem Arme hing, erzitterte.

„Heiliger Gott! murmelte sie."

„Sind Sie unwohl? fragte Achille besorgt."

„O nein, aber...."

Die Dame hielt inne, sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

Der Marquis folgte erstaunt der Richtung ihres Blickes und nun erblaßte auch er, sein Auge fiel auf den entsetzlichen Erzähler an der Table d'hôte bei der Kaiserin von Oesterreich.

Es war Herr Raily, welcher sich unseren Bekannten hoch aufgerichtet näherte.

Wer hättte bei diesem galanten Herrn das Gift gesucht, welches er bei sich trug?

Nicht alle Schlangen sind verdammt, sich auf dem Bauche fortzuringeln und sich vom Staube zu nähren.

---

## Fünftes Kapitel.

### Der Abenteuerer entladet sein Geschoß.

Als die beiden Liebenden den Endgländer auf sich zuschreiten sahen, erkannten sie den Sturm, der ihnen bevorstand.

Die Witwe gedachte der Drohung und Achille der verhängnißvollen Erzählung; seit damals floh er jede Gelegenheit, wo er mit dem Engländer zusammenzutreffen fürchtete; er wußte, daß Raily im Rasumovskyschen Palais keinen Zutritt habe, daher besuchte er heute seit langer Zeit wieder eine Festlichkeit und nun traf er den Gemiedenen dennoch hier.

Er ist meinethalben gekommen! das war der Gedanke, der Achille's Seele ängstigte.

„Er führt Böses im Schilde! dies war Theodora's Ueberzeugung.

Raily näherte sich dem Grafen Marsan, grüßte ihn und dann die übrige Gesellschaft.

Graf Fedor, Helenens Vater, unterhielt sich eben mit einem Bekannten.

Raily sprach mit Marsan und benützte die Gelegenheit eines günstigen Augenblickes, ihm zuzuflüstern:

„Ich bitte Sie, beschäftigen Sie sich nur zwei Minuten lang mit dem Marquis Montferon, ich habe seiner Dame eine Mittheilung zu machen.“

Marsan hiezu bereit, winkte bald darauf den Marquis zu sich und fesselte ihn durch Aufzählung von Muthmaßungen über Wasili's Ausbleiben, während dem beeilte sich der Engländer, den Platz an Theodora's Seite einzunehmen und begann:

„Gnädige Frau, ich bin gekommen, mein Wort zu lösen.“

Die Dame blickte ihn zaghaft an, man sah, wie sie zitterte.

„Ich will jedoch den entscheidenden Schritt nicht thun, bevor ich Sie nicht noch einmal gewarnt.“

Keine Antwort.

„Gnädige Frau, ich wiederhole Ihnen, daß meine Gefühle für Sie noch immer dieselben sind.“

„Abscheulich!“ murmelte jetzt die Dame.

„Willigen Sie ein, die Meine zu werden?“

„Nimmermehr!“

„Zwingen Sie mich nicht, mein Geschoß zu entladen.“

Die Witwe faßte sich, und allen ihren Muth zusammenraffend entgegnete sie:

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt, und was den Marquis betrifft, so wird er den Muth besitzen, jede Verläumdung Lügen zu strafen. Komme, was da wolle, ich bleibe meinem Entschluß getreu, thun Sie, was Ihnen beliebt, ich verachte Sie!“

„Ist dies Ihr letztes Wort?“

„Ja," hauchte die Dame und drängte sich, den Engländer verlassend an Helenens Seite.

In dem großen Saale waren fünfzig Tische servirt, Kristall, Silber und Blumen wechselten mit einander ab; man schwankte, solle man die Herrlichkeit dieser Beigaben bewundern, oder die Verschwendung dessen, was aufgetragen wurde.

Was der Welttheil an gastronomischen Seltenheiten bietet, war hier vorhanden.

Trüffeln von Perigord, Austern von Ostende, Orangen von Sizilien, Sterlets*) von der Wolga, Erdbeeren aus England, Trauben so frisch, als wären sie erst vom Stocke gelöst, aus Frankreich, Forellen aus der Steiermark, Wein aus Tokay und der Champagne, Annanas aus den Gewächshäusern von Moskau, und endlich auf jedem Tische ein Korb, angefüllt mit den frischesten Kirschen.

Sie waren trotz des Winterfrostes wohlerhalten aus St. Petersburg angelangt, und jede einzelne dieser Kirschen kam auf einen Silberubel zu stehen.

Raily, der sich wieder an Marsan anschloß, saß mit unseren Bekannten an Einem Tische; der junge Graf, zu seiner Ehre sei es gesagt, ahnte nicht, was im Hinterhalte schlummerte, und wunderte sich nur über die Einsilbigkeit und Zurückhaltung Theodora's und Achille's.

Der Marquis hatte noch kein Wort mit dem Engländer gesprochen, sein Blick streifte nur manchmal finster grollend an ihm vorüber, wie es immer geschieht, wenn

*) Die kleinste Gattung des Störs, welche guten Caviar liefert.

man Jemanden ansieht, von dem man weiß, daß er unser Gegner ist, ohne jedoch die Ursache dessen zu kennen.

Achille wußte nichts von dem feindlichen Verhältnisse des Engländers mit Theodora und sah in ihm einen persönlichen Widersacher.

Die Witwe ihrerseits ahnte wieder die Waffe nicht, die Raily in Händen hatte, um Achille und mit diesem auch sie anzugreifen, aber sie blieb nicht unthätig.

Die Gewißheit der Gefahr, die Wichtigkeit dessen, was für sie auf dem Spiele stand, regten sie auf; die elastische Natur des Weibes erlag dem Drucke nicht, den Raily's Gegenwart auf sie ausübte, sondern widerstand demselben und schnellte dann mit um so größerem Gegendrucke empor.

Der Stolz der Griechin rüttelte ihre Gedanken auf, es galt, den Angriff des Gegners nicht abzuwarten, sondern ihm zuvorzukommen.

Aber wie? Womit?

Eine Idee durchflog die Seele der jungen Frau, sie wendete sich zu dem Grafen Fedor, zu dessen Linken sie saß und lispelte ihm zu:

„Herr Graf, jener Engländer, der sich zuletzt in unsere Gesellschaft drängte, ist ein bekannter Spieler, der zu den Festen in diesem Palais noch nicht geladen worden war. Ich vermuthe, daß er sich eingeschmuggelt hat."

Helenens Vater wurde betroffen, ein Spieler in der gewählten Gesellschaft seines Verwandten, des Fürsten, dieser Gedanke empörte ihn.

Welch ein Skandal, wenn der Engländer bemerkt würde?

Den Salon des Herrn Raily besuchen, das schändete Niemanden, aber ihn in seinen Salon zu laden, duldete weder die Stellung noch der Rang des Fürsten Rasumowsky.

„Sie haben recht," versetzte der Graf von Tulczim, „dieser Mensch kann unmöglich geladen sein, und ich werde ihn zu entfernen trachten, doch muß es ohne Aufsehen geschehen; darum bitte ich Sie, schweigen Sie!"

Der Marquis, welcher zur Linken Theodora's saß und diesen Wortwechsel erlauschte, wurde wo möglich noch mehr verlegen als er schon war; er gedachte der Erzählung an der Table d'Hote, und die Aehnlichkeit der gegenwärtigen Situation mit jener im Salon zu Marly mußte ihm auffallen.

Herr Raily spielte hier ungefähr dieselbe Rolle wie dort der Henker von Paris.

Die Tafel nahm indessen ihren ungestörten Fortgang, der Berg achtet nicht auf die Reibung zweier Sandkörner, ihm ist es gleichgiltig, wenn der Sturm sie aufwirbelt und forttragt; wer wird beim Anblicke des unübersehbaren Meeresspiegels auf einen kleinen Kreis Rücksicht nehmen, den ein Ungeheuer aus der Tiefe her aufwühlt?

Außer den uns bekannten Personen saßen an demselben Tische auch einige italienische Abgeordnete, die Grafen Witt, Zibin, einer der drei Grafen von Pahlen, Baron Ompteda, ehemals westphälischer Minister in Wien, jetzt nach dem Sturze seines Souveräns ohne Am-

bassade und freiwilliger Zuschauer bei dem großen diplomatischen Sanhedrin, und endlich mehrere Damen, in den russischen und französischen Salons bekannt und beliebt.

Graf Zibin, der in achtzehn Monaten vom russischen Husarenoffizier bis zum Obristlieutenant avancirt war und drei Orden erobert hatte, darunter das St. Georgenkreuz, welches Alexander von der eigenen Brust nahm, um es an die seinige zu befestigen, der außerdem auch noch während der Unthätigkeit des Lagerlebens viermalhunderttausend Silberrubel im Kartenspiel gewonnen hatte, dieser junge Kavalier, den die Götter mit allen Arten von Glück überschüttet hatten, führte mit der ihm angebornen Lebhaftigkeit das Wort.

„Es ist natürlich," sagte er eben, „daß man sich hier bestrebt, einander an Glanz und Pracht zu überbieten, anstaunen muß man jedoch die Ausdauer und die physische Kraft, welche unsere Damenwelt entwickelt, um allen diesen Festen unermüdet und mit ungeschwächter Energie beizuwohnen; man kann sich dieses Phänomen nur erklären, wenn man erwägt, daß der Festsalon und der Tanzboden das eigentliche Terrain für Frauen ist, wo sie ihre Schlachten schlagen, und wo sie, wie echte Soldaten zu siegen oder zu unterliegen wissen. Indem sie also ausdauern, thun sie nichts als was die Ehre ihres Geschlechtes und ihr eigener Vortheil erheischt.

„Sie rechnen demnach das Verdienst der Ausdauer den Damen nicht hoch an?" fragte Ompteda.

„So wenig als ich es dem Soldaten anrechnen würde,

der wegen Ermüdung das Schlachtfeld verließe, um in's Lazareth zu wandern."

„Ich denke, eine vollkommene Frau kann überall Siege erfechten!"

„Vollkommen? Dies Wort ist sehr relativ. Dem Einen dünkt eine Blauäugige, dem Andern eine Brünette, dem Dritten gar eine Rothlockige vollkommen."

„Welcher Ansicht huldigen Sie?"

„Ich halte es mit Herrn von Talleyrand; zur Zeit, als er in Madame Gant, die jetzt seine Gemalin ist, sehr verliebt war, sagte er: Madame besitzt alle Eigenschaften, die eine Frau vollkommen machen."

„Und welches sind diese?" fragte Berthier den Minister der auswärtigen Angelegenheiten."

Darauf erwiederte dieser: „Sie hat erstens einen sanften Charakter, zweitens einen leichten Athem, und drittens eine angenehme Haut!"

„Das ist wieder einer von den charakteristischen Einfällen des schlauen Diplomaten," bemerkte Graf Tulczim.

„Mehr launig als geistreich" sagte Graf Witt, „er reiht sich jenem Einfall würdig an, den der Fürst zur Zeit des Direktoriums hatte, als der Fürst von Reuß eine offizielle Depesche mit den Worten begann: Der Fürst von Reuß erkennt die französische Republik an!" worauf Herr von Talleyrand als Minister des Auswärtigen wörtlich erwiederte: „Der französischen Republick ist es angenehm, die Bekanntschaft des Fürsten von Reuß zu machen!"

Alles lachte.

Graf Trettenborn trat von einem der Nebentische herbei und sagte:

„Eine freudige Nachricht. Wir werden in den nächsten Tagen ein hohes Brautpaar begrüßen."

Alles horchte.

„Die Großfürstin Katharina wird die zukünftige Königin von Würtemberg, die Dispensation der griechischen Kirche ist bereits hier eingelaufen und die offizielle Anzeige der Verbindung dürfte nächstens erfolgen."

„Die Liebe," sagte Zibin begeistert, „ist in allen Ständen anmuthig; aber wenn sie in der Hütte angenehm ist, so ist sie im Palaste berauschend."

In diesem Momente erscholl eine Fanfare, an der obersten Tafel begann man Toaste auszubringen, welche stürmische Erwiederung fanden, besonders aber jener, der dem zukünftigen ehelichen Glücke Sr. k. Hoheit des Kronprinzen Friedrich von Würtemberg galt.

Das Souper war zu Ende und der Ball wurde fortgesetzt.

Als man sich vom Tische erhob, näherte sich Helenens Vater Herrn Raily und sagte mit dem Tone kalter Förmlichkeit:

„Mein Herr, ich ersuche Sie, mir zu folgen."

„Ihnen, Herr Graf, wohin und warum?"

„Ich muß mir einige Erklärungen von Ihnen erbitten."

„Ich bin bereit, Ihnen Rede zu stehen, doch wünsche ich, daß dies hier geschehe, ich bin kein Freund einsamer Gemächer und abgelegener Corridore."

„Sie werden mir doch nicht zumuthen, das Fest durch einen Skandal zu stören.“

„Um Vergebung, Herr Graf, ich wußte nicht, daß Sie es auf einen Skandal abgesehen haben.“

„Mein Herr!“

„Bleiben Sie ruhig. Sagen Sie, was Sie mir zu sagen haben und ich werde antworten, wünschen Sie mehr?“

„Wohlan, mein Herr, ich finde Ihre Anwesenheit bei einem Feste des Fürsten Rasumowsky so ungewöhnlich, daß ich während der Tafel durch einen Diener anfragen ließ, ob sich Ihr Name unter den Geladenen befinde? worauf ich eine verneinende Antwort erhielt. Mit welchem Rechte sind Sie hier?“

Der Engländer verzog die Miene zu einem lächelnden Grinsen und entgegnete:

„Hier meine Legitimation!“ dabei zeigte er dem Grafen die von Wasili erhaltene Karte.

„Wie sind Sie in den Besitz dieser Karte gelangt?„

„Auf die rechtmäßigste Weise von der Welt. Alle die Hunderte, welche hier anwesend sind, genießen das ihnen bereitete Vergnügen umsonst, bei mir ist es ein Anderes, mich kostet mein Entre hunderttausend Rubel, ein Preis, mit dem sogar die Petersburger Kirschen, die ich heute anstaunte, zu theuer bezahlt wären.“

„Sie haben also die Karte gekauft?“

„Ja, mein Herr, vor mehreren Tagen forderte mich Graf Arthur Wasili zum Spiele heraus, er verlor hunderttausend Rubel, und ich war so großmüthig, ihm für

den einmaligen Gebrauch dieser Karte seinen ganzen Verlust zurückzuerstatten."

Der greise Graf kehrte sich betroffen seiner Tochter zu, deren Antlitz bleich geworden war wie das einer Leiche.

„Mein Herr," stammelte das Fräulein, „was Sie da sagen, ist nicht möglich!"

„Graf Marsan ist mein Zeuge!"

Der junge Graf sah sich plötzlich gegen seinen Willen in eine unangenehme Affaire hineingezogen.

„Mein Herr," sagte er böse zu Raily, „Sie haben Arthur versprochen, keinen Mißbrauch von der Karte zu machen und den Vorfall geheim zu halten.

„Beides wäre geschehen, hätte man mich hier nicht gezwungen, mich zu legitimiren, nun, ich denke, es ist in einer befriedigenden Weise geschehen.

Sechs Personen bildeten die Gruppe, wo diese Scene abgespielt wurde und Herr Raily war die einzige unter ihnen, für den die Situation keine peinliche war.

Graf Fedor, dem die Bewerbung Wasili's um Helenens Hand kein Geheimniß war, sah plötzlich den jungen Mann, in dessen Hände er das Glück seines einzigen Kindes legen sollte, in einem sehr zweideutigen Lichte vor sich stehen.

Helenens Herz zog sich krampfhaft zusammen so wie jene sensitiven Mimosen, deren Blätter bei der leisesten Berührung sich zusammen ziehen.

Theodora und Achille litten unter der Ahnung der eigenen Gefahr und Marsan ärgerte sich, daß er gegen

seinen Willen mit beitragen mußte, seinen Freund bloszustellen.

Nachdem der Engländer die letzten Worte sprach, wendete sich Graf Fedor zu Helene und sagte:

„Die Angabe dieses Herrn ist leider wahr, Graf Wasili ist eben so leichtsinnig als unwürdig, er darf die Schwelle dieses Hauses nie mehr übertreten."

Das Fräulein stand stumm da und nahm den Befehl des Vaters mit einer Verbeugung entgegen.

Herr Raily ließ seinen Blick triumfirend die Gruppe umkreisen und sagte dann:

Meine Legimation scheint bei Ihnen keinen angenehmen Eindruck gemacht zu haben, ich bedauere es, um so mehr, wenn ich an die Ursache denke, die Sie veranlaßte, mich dazu aufzufordern. Es schien Sie zu verletzen, einen Mann meines Standes in dem Salon Ihres Verwandten zu sehen; ich mache aus meiner Lebensweise kein Hehl, ich bin ein Spieler, aber ein nobler Spieler. Ich verkehre nur mit ausgezeichneten Personen, und Prinzen, Generale und Minister sind nicht selten meine Gäste. Mein Erscheinen in diesem Salon ist also keineswegs erniedrigend, es mag auffallen, aber es ist keine Beleidigung für die übrige Gesellschaft, denn es gibt in ganz Europa keine Hauptstadt, wo nicht die Crême der Gesellschaft mit mir verkehrt und Umgang gepflogen hätte. Wenn Sie, Herr Graf, um die Hausehre des Fürsten wirklich besorgt sind, dann sollten Sie sichs angelegen sein lassen, unter den übrigen hier anwesenden Personen genauer nachzuforschen, ob sich nicht etwa Eine darunter befinde, deren Anwesenheit

in Wirklichkeit eine Schmach für die übrige Gesellschaft ist, die daher in einem so ausgezeichneten Kreise um so weniger geduldet werden sollte, da man sogar in bürgerlicher Sphäre Anstand nähme, mit ihr zu verkehren.

„Mein Herr, ich will nicht hoffen, daß sich hier eine solche Person befindet?"

„Doch, Herr Graf, doch."

„Es ist nicht möglich!"

„Hier steht sie! versetzte der Engländer ruhig und deutete mit dem Finger auf den Marquis Achille Montferon."

Diesem drohten die Sinne zu schwinden.

Theodora zitterte wie Espenlaub.

Graf Fedor blickte Marquis an, er schien von ihm eine kräftige Abwehr zu erwarten, doch sie erfolgte nicht.

„Herr Marquis, sagte er erstaunt, Sie erwiedern nichts? Sie bleiben bei der abscheulichen Anschuldigung dieses Herrn stumm?"

Raily weidete sich an der Verzweiflung des Betreffenden und bemerkte nicht ohne Zufriedenheit mehrere Neugierige, die von der Scene angelockt, deren Entwicklung entgegen harten.

„Was soll, was kann der Marquis erwiedern? sagte der Engländer, gegen die Wahrheit läßt sich nicht ankämpfen."

„Sie behaupten also, daß die Ehre dieses Hauses durch die Gegenwart des Herrn von Montferon leidet?"

„Ja, Herr Graf, denn dieser Herr Marquis Achille Montferon ist...."

„Nun, wer ist er?“

Raily blickte Theodora fragend an; er zögerte mit der Antwort; eine flehende, bezeichnende Geberde von ihr hätte ihn inne halten gemacht, ihre Nachgiebigkeit hätte eine für den Geliebten günstige Wendung zur Folge gehabt, aber sie war leblos und starrte wie mit verglasten Augen vor sich hin.

Der Engländer zuckte daher mit der Schulter, als wollte er sagen: „Du willst es, wohlan, es sei!“ und erwiederte laut:

„So vernehmen Sie denn, dieser Herr Marquis ist der Sohn jenes Mannes, unter dessen Händen Ludwig XVI. starb. Er ist der Sohn Sansons, des ehemaligen Henkers von Paris!“

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr den anwesenden Frauen, ein Murmeln des Grauens ertönte von den Lippen der Herren.

Theodora lag leblos in Helenens Armen.

Der Marquis war niedergeschmettert wie eine Hütte, auf welche eine Lawine herabgerollt ist.

Herr Raily wendete sich zu dem Grafen Fedor, verneigte sich und sagte mit einem zermalmenden Hohne:

„Der Spieler geht freiwillig von dannen, denn er hat nach allen Seiten hin Genugthuung erlangt!“

Nach diesen Worten verließ er den Salon.

---

## Sechstes Kapitel.

### Der Kaiser von China muß ein Hausmittel des Herrn von Talleyrand gebrauchen.

Eine Nachricht durchflog die Residenz, eine Kunde, die selbst während des Kongresses Aufsehen erregte, sie hieß:

„Prinz de Ligne ist todt!"

„Er wurde einst in Paris von dem Herzog von Orleans beredet, mit ihm einen Hexenmeister zu besuchen, der damals sehr im Mode stand und allgemein der „große Estrella" genannt wurde. Dieser prophezeite dem Prinzen, daß er während eines „großen Lärms" sterben würde.

Der Prinz deutete dies auf einen Tod auf dem Schlachfelde, aber es kam anders; er starb während des Kongresses.

Der geistreiche Marschall erinnerte sich in seinen letzten Stunden jenes Vorfalls und scherzte darüber:

„Ich erinnere mich nicht, daß diese Woche hier großer Lärm gewesen ist, denn diese Bälle, Feste, Verhandlungen und Intriguen, ich habe wohl gehört, daß Viele davon leben, aber ich habe noch nicht gehört, daß Jemand daran stirbt."

Der Doktor Malfati machte ihm sanfte Vorwürfe wegen der Unvorsichtigkeit, durch die er sich die Krankheit zugezogen.

Der Prinz erwiederte: Die Fakultät mag mir's verzeihen, aber ich bin wie der Robinson, der gegenwärtig auf Elba haust, ich gehöre, was die Medizin betrifft, zu den Ungläubigen. Auf meiner fabelhaften Reise nach Taurien drang die große Katharina bei Gelegenheit einer Unpäßlichkeit in mich, ärztliche Behandlung anzunehmen. Ich antwortete ihr: Madame, ich habe eine eigenthümliche Art, mich zu behandeln. Sobald ich mich krank fühle, rufe ich meine beiden Freunde Segui und Cobentzl, den einen lasse ich klystiren, dem andern verordne ich einem Aderlaß und ich bin kurirt.

„Seit damals, mein Prinz haben sich die Zeiten geändert, wenn ich mich nicht irre, so sind seit damals sechs Lustra verflossen"

„Halt, Doktor," rief der Kranke lebhaft, „lassen wir uns auf keine Rechnungen ein. Bilden Sie sich ja nicht ein, daß ich, um die Monotonie der Feste zu stören, den Leuten das Schauspiel der Beerdigung eines Feldmarschalls bieten werde.*) Nein, nein, ich bin nicht Hofmann genug, um eine solche Rolle zu übernehmen, auf diese Weise will ich das königliche Parterre des Kongreß-Schau-

*) Eine andere Version läßt den Prinzen sagen: „Meine Mittel gestatten mir nicht, zu dem Besten des Kongresses beizutragen; so will ich denn das Begräbniß eines österreichischen Feldmarschalls zum Besten geben. Das ist noch nicht dagewesen!" — Obige Angabe ist die richtige; sie rührt von einem Ohrenzeugen her.

spiels nicht amüsiren, das wäre der Tod eines Hanswurstes, und zu dem habe ich mich nie hergegeben. Die Herren vom Festkomité mögen daher die Gewogenheit haben, diesen Artikel aus ihrem Festprogramme zu streichen, ich bin nicht gewohnt, das Theater in dem Augenblicke zu verlassen, wo das Drama am interessantesten wird."

Die Nachricht von der Krankheit des Fürsten zog eine Menge Volks herbei, welches von der Bastei aus theilnahmsvoll zu seinen Fenstern hinanschaute.

„Mein Freund," sagte er zu dem Kammerdiener, „lösche die Wachskerze auf dem Tische dort aus, man könnte sie von der Bastei aus sehen, sie für eine Leichenkerze halten und glauben, daß ich schon todt sei."

Die Ahnung seines Todes machte ihn schwermüthig.

„Und doch sagte er, die Natur hat es so eingerichtet, wir müssen den eingenommenen Platz räumen, um die Stelle einem Andern zu überlassen; ach, alle Jene, die man liebt, zu verlassen, das ist die größte Pein des Sterbens."

Er wischte sich eine Thräne aus den Wimpern und fuhr rasch fort:

„Nun, nun, fürchtet nichts, diesmal soll die „Stumpfnase" noch nicht Recht haben, ich will ihr zum Trotz gesunden. Mir hat der Tod des Petronius stets sehr gefallen, wollüstig wie er gelebt, wollte er auch sterben, er ließ eine reizende Musik aufführen und schöne Verse rezitiren. Ich wills noch besser machen wie er, von Allem umgeben, was ich liebe, will ich in den Armen der Freundschaft sterben."

Kurz darauf sagte er: „Ich glaubte nicht so viel Umstände beim Sterben zu machen. In der That die Ungewißheit und die Kürze unserer Tage sind gar nicht der Mühe werth, so lange zu warten!“

In einem Momente der Schwäche rief er seinen Kindern zu: „Ach, ich fühle, die Seele hat ihr Kleid abgenützt. Ich habe keine Kraft mehr zu leben, aber ich habe noch die, euch zu lieben!“

Die Kinder warfen sich auf sein Bett, küßten seine Hände und benetzten sie mit Thränen; da nahm der Marschall seinen letzten Witzpfeil aus dem Köcher und rief: „Was thut Ihr, meine Lieben, ich bin ja noch kein Heiliger. Mein Gott, wie schlimm muß es mit uns stehen, wenn man mich schon dafür hält!“

In seiner letzten Stunde richtete sich der Marschall zur Stellung eines Menschen auf, der kämpfen will, seine weitgeöffneten Augen strahlten und in einer unbeschreiblichen Aufregung schrie er:

„Macht die Thüre zu ... hinaus mit Dir ... da kommt er herein ... werft ihn hinaus ... den Stumpfnäsigen ... den Scheußlichen!“

Es entstand hierauf im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kampf mit dem Tode, er wehrte sich, rief um Hilfe, unterlag jedoch, und sank erschöpft auf das Kissen zurück.

Eine Stunde darauf war er verschieden

Es war am dreizehnten Dezember.

Die Fürstin Clary schloß ihm die Augen, und seine Züge erlangten die frühere Ruhe und Heiterkeit und so

wie im Leben in Allem außerordentlich, war es der Marschall auch im Tode, sein Antlitz war jetzt schöner, als es je im Leben gewesen.

Die Leichenfeierlichkeit versammelte eine unzählbare Menschenmenge, die Bastei, das Glacis, die Freiung waren vollgepropft, die Einsegnung der Leiche sollte in der Schottenkirche und ihre Beisetzung am Kahlenberge stattfinden.

Wenn zu dem eigenen Kummer sich auch noch der über fremdes Leid gesellt, dann fühlt man eine zweifache Art von Schmerz, wo jede derselben uns in einer eigenthümlichen Weise berührt, beiläufig wie wenn Brand und Stich sich zur Pein eines Menschen vereinigen.

In dieser Lage befand sich Graf Arthur Wasili, als er bei dem Leichenbegängnisse unter den Massen zwecklos umherirrte.

Die allgemeine Trauer um den greisen Marschall gesellte sich zu dem eigenen Gram, der seit einigen Tagen über ihn gekommen war.

Schon am Tage nach dem Feste im Rasumowsky-schen Palais war Marsan zu ihm geeilt, um ihm die Scenen der verflossenen Nacht mitzutheilen.

Wasili fiel aus den Wolken seines Himmels, an die er sich noch angeklammert hatte, vollends herab und rief: „Schändlich, niederträchtig, ich werde den Engländer erwürgen!“

Marsan gab sich Mühe, ihn zu besänftigen.

Um das Maß voll zu machen, kam ein Billet des Grafen Fedor, in welchem sich dieser in lakonischer Kürze

alle ferneren Besuche verbat, was den armen Seeoffizier vor Wuth und Schmerz fast außer sich brachte.

Mit seiner Liebe drohte sein ganzes Lebensglück zu zerfallen, die Ungnade hätte er, wenn auch ungern, ertragen, ohne Helene zu leben, das vermochte er selbst in Gedanken nicht mehr.

Aber was beginnen?

Dem Engländer sechs Zoll in das neblige Herz rennen, das war sein erster Gedanke, allein Marsan war klug genug, ihn davon abzubringen.

Er sagte zu ihm: „Raily trägt wenig Schuld an Ihrem Unglücke. Sie haben ihn zum Spiele herausgefordert, er weigerte sich, ich bat Sie, von Ihrem unseligen Verlangen abzustehen, Alles war vergebens. Raily hätte sein Ihnen geleistetes Versprechen gehalten, wäre er nicht von Helenens Vater herausgefordert worden, daß dies geschah, daran trägt Theodora die Schuld, auf welche es der Engländer gemünzt hatte. Sie sehen, es ist eine unselige Verkettung, von Umständen, die Ihr Unglück vollkommen machte.“

„Oh, ich sehe jetzt Alles ein, jetzt, da es zu spät ist. Die Ungnade des Czars wird nun über mich vollkommen hereinbrechen, ich werde Helene nicht wieder sehen, ich bin der erbärmlichste aller Menschen auf dem ganzen Erdboden.“

„Hören Sie mich an, lieber Freund, kein Mensch, und wäre er einer der griechischen Weisen, könnte Ihnen in diesem Augenblicke einen besseren Rath geben, als den, in den ersten Tagen ja keinen übereilten Schritt zu thun,

der Ihre Situation nur noch mehr verschlimmern würde. Vermeiden Sie ums Himmels Willen jeden Zweikampf, denn Sie wissen, daß Ihr Kaiser das Duell fast noch mehr haßt, wie das Hazardspiel."

„Aber etwas muß denn doch geschehen."

„Nichts darf geschehen, am allerwenigsten heute oder in den ersten Tagen. Sie müssen abwarten."

„Oh, hören Sie mir auf mit dem Universalmittel Ihres Herrn von Talleyrand."

„Wenden Sie es an und Sie werden es nicht bereuen. Warten Sie, bis, wie Friedrich der Große sagte, Seine Majestät der Zufall Ihnen zu Hilfe kommt."

„Oh, lassen Sie mich mit den Allianzen in Ruhe, ich habe an der Dritten schon genug, soll ich nun noch eine Vierte mit dem Zufall eingehen?"

Die komische Verzweiflung des Seemanns, der selbst im Schmerze sein Naturell nicht verläugnete, zwang dem Franzosen ein Lächeln ab.

„Gottlob, er wird witzig, dachte er mit dem Marschall Kalb, jetzt ist keine Gefahr mehr vorhanden."

Wasili versprach ihm in der That, jede Voreiligkeit zu vermeiden, die Freunde schieden, um sich beim Leichenbegängnisse des Prinzen von Ligne wieder zu finden.

Marsan erzählte dem Freunde, daß er seitdem Nachrichten über Montferon eingezogen. Der Marquis wurde von dem Feste bewußtlos fortgeschafft und liegt von einem hitzigen Fieber befallen, schwer krank darnieder.

„Der Arme," sprach Wasili im Tone tiefsten Bedau-

erns, wie wird es mit ihm enden? Wie verhält es sich mit der Angabe des Engländers?

„Sie scheint leider wahr zu sein."

„Achille ist also nicht Marquis von Montferon?"

„Ich habe mich genau erkundigt und kann Sie versichern, daß er diesen Namen mit Recht trägt."

„Dann kann er aber doch nicht der Sohn des Scharfrichters sein?"

„Auch das muß wahr sein, sonst hätte er sich gewiß beeilt, dem Engländer zu widersprechen; das Ganze ist ein Räthsel, dessen Lösung erst, erfolgen wird, wenn Achille wieder gesundet."

„Haben Sie die junge Gräfin seitdem gesehen?"

„Ja, ich sah Helene, ohne mich ihr nahen zu dürfen. Ihr Blick ruhte noch immer wohlwollend auf mir und sprach die Bitte aus, gut zu machen, was ich verdorben habe."

Das zunehmende Gedränge machte die Freunde auf die Annäherung des Zuges aufmerksam.

Die Leichenfeier des Marschalls fand mit all' dem Gepränge statt, welches seinem Range zukam.

Achttausend Mann Füsiliere, mehrere Kavallerie-Divisionen und vier Batterien bildeten den Kondukt.

Der Zug bewegte sich durch mehrere Straßen der Stadt. Hinter der trauernden Familie des Verstorbenen drängten sich Marschälle, Generale und Admirale fast aller europäischen Nationen.

Kaiser Alexander und der König von Preußen standen auf der Schottenbastei, um den Zug an sich vorüber

ziehen zu lassen, ihre edlen Fisiognomien verriethen die lebhafteste Trauer. Alexander mochte sich in diesem Momente vielleicht erinnern, in welcher Vertraulichkeit der berühmte Todte einst mit seiner Ahnin, der großen Katharina gelebt hatte.

Aber selbst dem Leichenzuge des geistreichen Prinzen mischte sich ein Moment jenes freien Humors bei, der ihn bei Lebzeiten nie verlassen hatte. Man sah nämlich den englischen Admiral Sir Sidney Smith hoch zu Pferde mit gezogenem Degen an der Spitze einer österreichischen Batterie!

Ein Anblick, der trotz der düstern Gelegenheit doch nicht verfehlte, einige Heiterkeit zu erregen.

Die Beisetzung der Leiche erfolgte in dem Kirchlein auf dem Kahlenberge.

Der Mann, den sein Geist hoch über den gewöhnlichen Menschenschwarm erhob, sollte diesen auch im Tode überragen.

Ein trüber düsterer Dezemberhimmel lagerte über den Bergen, die Glöcklein der Kapelle ließen ihr traurig Geläute ertönen, in dem Momente, bevor man den Sarg in die Gruft hinabließ, durchbrach ein Sonnenstrahl das Gewölke und fiel durch die schmalen Bogenfenster wie verklärend auf den Sarg, man glaubte eine Geisterstimme zu hören, die von hier aus dem in Wien weilenden Kongresse zurief: „Vanitas vanitatis, omnia vanitatis!“

## Siebentes Kapitel.

### Der egyptische Josef ins Deutschböhmische übertragen.

Das Leben der deutschböhmischen Zwillinge hatte in ihrer neuen Behausung einen andern Charakter angenommen; sie waren aus der Oeffentlichkeit ins Privatleben zurückgetreten.

Sie musizirten jetzt weder in öffentlichen Lokalen, noch in Privatgesellschaften, sondern Josef ertheilte Unterricht im Flötenspiel, musizirte mit Lady Wilson und es ergab sich dadurch eine Revenue, die zwar nicht so glänzend ausfiel wie die Einnahmen bei Produktionen, die aber immerhin genügten, denn die Ansprüche der Geschwister waren bescheiden und sie lebten nun viel ruhiger und gefahrloser.

Zu dieser wohlthätigen Aenderung in ihrer Erwerbsweise hatte die würdige Frau, bei welcher sie wohnten, nicht wenig beigetragen.

Paulinens Mutter erkannte leicht den gefährlichen Weg, welchen die Kinder arg- und bewußtlos dahinwandelten, sie sah die Abgründe, die nur eines ersten Fehltrittes harrten, um sie zu verschlingen; sie lenkte daher die Aufmerksamkeit des Jünglings auf viele Musiker, die sich durch Ertheilen musikalischen Unterrichts eine angenehme Existenz geschaffen hatten, munterte auch ihn dazu auf,

rieth ihm, der Einladung der Lady ja fleißig zu folgen, empfahl ihn selbst in bekannten Häusern und der Erfolg war der günstigste.

Der Instinkt der Jugend, der bei unverdorbenen Menschen immer vorwaltet, ließ die Geschwister sich immer enger an die Familie anschließen und zwischen Josef und Pauline griff eine Neigung Platz, welche die gewöhnlichen Grenzen einer Freundschaft, und zwar einer Freundschaft, wie sie zwischen einem jungen Menschen und einem hübschen Mädchen allenfalls möglich ist, bereits überschritten hatte.

Pauline schloß sich an Josefine an und suchte durch dieses Anschließen an die Schwester die für den Bruder erwachte Neigung zu decken.

Es hatte zwar zwischen den jungen Leuten noch keinerlei Erklärung stattgefunden, allein es gibt wie im politischen Verkehr so auch in der Liebe eine Korrespondenz durch Telegrafen, wo Blicke einige Zeit früher verkünden, was später mit der ganzen Ausführlichkeit einer Wortnote nachfolgt.

Auch bei Josef und Pauline hatte der elektrische Telegraf — wer wagt das Fluidum verliebter Augen in Abrede zu stellen — bereits gesprochen und die ausführliche Erklärung war zu erwarten.

Josefine fühlte sich, obwohl zufrieden, doch weniger glücklich als der Bruder. Es fehlte ihr etwas, ohne daß sie über das „Was?" eine genügende Erklärung zu geben vermocht hätte.

Sie dachte jetzt nicht nur oft an den jungen Grafen,

sondern bedauerte auch im Herzen, von ihm nichts mehr zu hören.

Sie hätte oft mit Pauline von Marsan gesprochen, allein ein unbekanntes Gefühl hielt sie zurück.

Die Liebe ist gesprächig und mittheilsam, die erwachende Neigung dagegen schüchtern und verschlossen; die Blüte entfaltet sich verstohlen in geheimnißvoller Nacht und erst die Frucht zeitigt im Sonnenlichte.

In dieser Weise hatte sich das Herzensverhältniß und die häusliche Lage der Geschwister herangebildet, als eines Nachmittags zwischen Josef und Pauline eine Scene stattfand, die leicht zu einer Erklärung hätte führen können.

Die drei jungen Leute saßen bei einander und unterhielten sich, als Josef sich erhob.

„Wohin gehst Du?“ fragte die Schwester.

„Ich muß zur Lady!“ lautete die Antwort.

„Um diese Stunde?“

„Sie wurde mir bestimmt“

„Herr Josef ist in Bezug auf die Uebungen bei Lady Wilson sehr gewissenhaft,“ bemerkte Pauline, ohne das Auge von ihrer Arbeit zu erheben.

„D'ran thut er recht,“ sagte Josefine, „ein solches Haus darf man nicht vernachläßigen.“

„Die Lady ist wohl eine eifrige Musikfreundin?“

„Gewiß!“ antwortete Josef.

„Sie ist wohl noch jung?“

„Vielleicht in der Mitte der Dreißig.“

„Auch hübsch?“

„Sie ist eine niedliche Frau, lebhaft, freundlich und herablassend.

Josef antwortete unbefangen, Pauline mochte aber dem Gehör allein nicht trauen, sondern blickte ihn auch noch verstohlen an, ohne jedoch etwas wahrzunehmen was ihr Grund zur Unruhe gegeben hätte.

Josefine bemerkte was vorging und der weibliche Instinkt ließ sie die geheime Quelle dieser Fragen errathen, bei Pauline begann sich bereits die Eifersucht zu regen, die Liebe schien demnach in ihrem Herzen schon Wurzel gefaßt zu haben.

„Sie scheinen sich für die Dame zu interessiren," nahm Josefine lächelnd das Wort, „ich bin bereits so glücklich, sie persönlich zu kennen und gestehe, daß ich sie nichts weniger als hübsch gefunden habe, sie könnte ganz bequem meine oder Ihre Mutter sein."

Josef ahnte den geheimen Sinn dieser Reden und Antworten nicht, fand die Aeußerung der Schwester ganz natürlich und begab sich zur Lady.

Die Dame empfing ihn in ihrem Arbeitssalon, wo sich ein hübscher Flügel befand und wo jederzeit die Musikübungen stattfanden.

Das Gemach war durch eine große Lampe erleuchtet, deren Licht durch eine Kugel von Milchglas angenehm gedämpft wurde; eine einladende Wärme fluthete durch den Raum, deren anhaltende Wirkung den Geist drückt und verweichlicht, deren momentaner Eindruck jedoch ein Gefühl des Wohlbehagens erweckt und einen

Rausch des Blutes erzeugt, bei dem so wie bei jedem anderen die Herrschaft der Vernunft verloren geht.

Die Dame saß bereits am Flügel, ein reizendes Negligée umschloß den niedlichen Wuchs.

Das Kleid von Vapeur war vorne und rückwärts ausgeschnitten. Unten eine breite ganz mit Gittern durchbrochene Falbe, von da an zogen sich spiralförmig Rosenknospengewinde empor, welche so wie die Falbe reich gestickt waren. Die Verzierungen am Busen, an den kurzen Aermeln, am Falbenrand u. s. w. bestanden aus Streifen derselben Form, jedoch von verschiedener Breite.

Den Kopf zierte ein Häubchen von Brüßler Spitzen.

Als Josef eintrat, winkte ihm die Dame freundlich zu, wies ohne ihr Spiel zu unterbrechen mit einer anmuthigen Kopfbewegung auf den Platz, den er gewöhnlich einnahm und hörte erst zu spielen auf, als er die Hand nach dem Futterale ausstreckte, in welchem sich seine Flöte befand.

„Lassen Sie, ich sitze jetzt schon zwanzig Minuten am Flügel, ich will heute nicht mehr musiciren."

„Befehlen Mylady, daß ich mich entferne?"

„Bleiben Sie, wir wollen plaudern."

Josef verneigte sich.

Lady Wilson stand auf, näherte sich einer Bergère und ließ sich wie erschöpft in derselben nieder.

„Rücken Sie Ihren Fauteuil ein wenig näher, noch ein wenig, ich rede nicht gerne laut, so, mein Lieber, jetzt sprechen Sie."

„Mylady wünschen, daß ich spreche? Ich war auf

eine Sonate, auf ein Duett oder ein sonstig Tonstück vorbereitet."

„Mein Gott," unterbrach ihn die Dame, „muß man denn um zu konversiren, vorbereitet sein? Ich will keine auswendig gelernte Rede hören, sondern eine Improvisation, sprechen Sie, was Ihnen beliebt, mir ist's gleichgiltig was, ich will nichts als hören, ich bin übellaunig, ich habe Migräne, und wünsche Zerstreuung, denken Sie sich, Sie befänden sich bei einer Freundin.

„Ach, gnädige Frau, in diese Lage mich zu denken, fällt mir schwer."

„Warum?"

„Ich habe noch nie eine Freundin gehabt!"

„Auch keine Geliebte?"

Josef lächelte und erwiederte: Ich bin fast noch ein Kind, in meinem Alter ist es besser an eine Mutter zu denken als an eine Geliebte."

„Sie thun, als ob Sie noch ein Kind wären. Ein junger Mann, der sein Fortkommen bereits unter fremden Menschen sucht, ist kein Kind mehr."

„Es ist wahr, gnädige Frau, in dieser Beziehung bin ich bereits auf mich selbst angewiesen, da bin ich wohl kein Kind mehr, was jedoch die Liebe betrifft —"

Mylady lachte.

„Ich verstehe," unterbrach sie ihn, „vortrefflich, Ihr Geständniß ist wirklich naiv, Sie sind also nur in der Liebe noch ein Kind! Sie sehen auch ganz darnach aus; aber wie kommt dies?"

Bei dieser Frage bog sich Madame graziös zurück,

das Kleid legte sich dadurch in malerische Falten, verkürzte sich und enthüllte einen hübsch geformten Fuß, einen jener niedlichen, tadellosen Füße, die kein Männerauge ungestraft sehen kann, so wie es das Märchen von jener Prinzessin erzählt, deren Bild bezauberte, aber nichts weniger als versteinerte.

Der junge Mensch blieb unbefangen, nicht etwa als ob sein Schönheitssinn stiefmütterlich bedacht gewesen wäre, ihn schützte seine Unverdorbenheit, die Erinnerung an Pauline.

Es war nichts als eine natürliche Gedankenfolge, daß er bereits einige Male zwischen diesen beiden Frauen, die überhaupt außer seiner Schwester die ersten waren, mit denen er in einen nähern Verkehr trat, Vergleiche anstellte, diese Vergleiche fielen jedesmal zum Vortheile der viel jüngeren und hübscheren Wienerin aus.

Auch jetzt trat Paulinens Bild vor seine Seele, er gedachte der Scene bevor er vom Hause weggegangen war, und ihm fiel dabei Josefinens Aeußerung ein, die sie in Bezug auf das Alter der vornehmen Engländerin that:

„Sie — die Lady nämlich — könnte bequem meine und Ihre Mutter sein!“

In dem Worte „Mutter“ lag ein ganzer Eissturz, der jede zufällig erwachte Aufregung erstarren gemacht hätte.

Der Gedanke „Mutter“ ließ ihn die Frau vergessen; er dachte nicht, daß eine Frau, die seine Mutter sein konnte, auch ein Weib sein könne.

Diese Umstände vereint, minderten die Gefährlichkeit, welche die Scene für ihn allenfalls haben konnte, sie ließen ihm die üppigen Bilder in einem anderen, weniger verführerischen Lichte erscheinen und bildeten somit eine Schutzwehr gegen die klugen Angriffe einer Macht, die um so unwiderstehlicher wird, je natürlicher die Waffen sind, deren sie sich bedient.

Josef hatte die letzte Frage der Lady, wie es denn komme, daß er noch nicht verliebt sei? noch nicht beantwortet.

Man wartete auf seine Gegenrede einige Sekunden lang, als sie jedoch ausblieb, fuhr die Dame fort:

„Nun, sprechen Sie, mein Kind, wie kommt es, daß Ihr Herz noch frei ist?"

Die ironische Bezeichnung: „Mein Kind," in der Ansprache der Lady wurde von dem jungen Menschen ernstlich genommen und bestärkte ihn noch mehr in seiner Auffassung, sie war der Lufthauch, der die Vorstellung von der Mutter noch mehr anblies, und ihn wirklich glauben machte, er befinde sich einer Mutter gegenüber.

Das in der That noch kindliche, wenn auch nicht mehr kindische Herz Josefs befreundete sich nur zu leicht mit diesem Gedanken.

„Ach, gnädige Frau," erwiederte er, „Sie flößen mir ein so unbegrenztes Vertrauen ein, daß ich vor Ihnen die verborgendsten Geheimnisse meines Herzens entfalten würde, wenn ich solche besäße: es ist die reinste Wahrheit, wenn ich gestehe, daß ich Ihre Frage nicht zu beantworten vermag, aus dem einfachen Grunde nicht, weil

ich über dergleichen nie gedacht, weil ich mich mit der Angelegenheit meines Herzens nie beschäftigt habe."

Lady Wilson lächelte den jungen Menschen bei diesem aufrichtigsten aller Bekenntnisse freundlich an und sagte:

„Ich glaube Ihnen, und nehme deshalb einen noch größeren Antheil an Ihrem Geschicke. Ich wünsche Sie glücklich zu sehen, bin jedoch besorgt, daß Ihnen in dem bewegten Leben dieser großen Stadt ein Ungemach zustoßen, daß die Reinheit Ihrer Seele Gefahr laufen könnte, getrübt zu werden."

Josef wurde verlegen, er wußte nicht, was er auf diese Besorgniß erwiedern solle?

Sein in diesem Momente vielleicht nicht sehr geistreicher Blick ruhte mit so naivem Ausdrucke auf der Lady, daß diese in Heiterkeit versetzt, fortfuhr:

„Ja, ja, mein Lieber, sehen Sie mich nur an, es ist so, wie ich sage; die Gefahr wird Sie umwogen und Sie in der Unschuld Ihres Herzens werden sie vielleicht gar nicht ahnen."

„Sie sprechen von Gefahren, Mylady, ich bekenne, daß ich Sie nicht verstehe."

„Ah, das ist köstlich, Sie wissen also nicht, daß es Mädchen und Frauen gibt, die jungen Herzen Ihres Gleichen gefährlich werden können?"

„Gefährlich? In wie fern?"

„O, mein Gott, wie naiv."

„Ich will mich Ihnen verständlicher machen. Sagen Sie mir, haben Sie schon die Bibel gelesen?"

„Ja!"

„Erinnern Sie sich der Geschichte vom egyptischen Josef?"

„Oh, gewiß! Die Verfolgung von Seite seiner Brüder, das außerordentliche Glück, welches ihn bis zum Günstling eines Pharaonen emporhob."

„Halt, mein Freund, Sie gehen zu weit, bevor er Günstling wurde?"

„War er eingekerkert!"

„Richtig, und vor der Einkerkerung?"

„Befand er sich in Potiphars Diensten."

„Da wollen wir verweilen. Erinnern Sie sich der Scene mit Potiphars Gattin?"

„O ja."

„Sie wissen auch, was die Egyptierin zu ihm sprach?"

Josef erglühte.

„Nun, mein Freund, antworten Sie mir offen und ohne Scheu, glauben Sie, daß Josef klug daran that, seinen Mantel zurück zu lassen?"

Der junge Mensch hatte noch nicht geantwortet und die Dame fuhr fort:

„Auch Sie führen den Namen Josef;" so wie jener sind auch Sie in diesem Momente vom Glücke minder begünstigt, Sie sind jung und schön, aber kindisch und unerfahren. Wenn sich nun eine Frau fände, eine Frau, wenn auch nicht so schön, so doch so einflußreich und wohlhabend wie Madame Potiphar, wenn sich eine solche Frau fände und zu Ihnen sagte: Josef, ich will Deine Freundin sein, Du bist zu jung, als daß ich Deine Gattin werden könnte, aber sei mein Geliebter, ich will Dich glücklich

machen, Wenn eine Frau zu Ihnen so spräche, würden auch Sie Ihren Mantel zurücklassen?

Die Dame sah den jungen Menschen, der in namenloser Verwirrung da saß, erwartungsvoll an; einige peinliche Augenblicke vergingen — da ertönte außen die Glocke.

Lady Wilson, über deren Stirn eine Wolke des Unmuths flog, erhob sich rasch, denn sie erkannte das Zeichen.

Mann kommt, sagte sie, verlassen Sie mich durch diesen Ausgang, mein Lieber, ich will nicht, daß Sie gesehen werden. Adieu, vergessen Sie nicht an den egyptischen Josef.

Der junge Mensch verließ verwirrt und aufgeregt den Salon.

Aus der Tiefe seiner Seele ließ sich eine Stimme vernehmen: „Das war heute ein unglückseliges Flötenspiel!“

---

## Achtes Kapitel.

### Die Könige im Wirthshause.

Seit der Scene bei Lady Wilson war in dem Innern Josefs eine Veränderung vorgegangen.

In seiner Seele war es lichter geworden, die Unterhaltung mit der Lady konnte nicht ohne Folgen bleiben.

Die Unterbrechung durch die Ankunft Lord Stewarts

geschah rechtzeitig, Se. Excellenz hatten damit dem jungen Menschen und auch sich einen Liebesdienst erwiesen.

Welches Schicksal der Mantel des deutschböhmischen Josef gehabt hätte?

Wir wollen es nicht untersuchen, genug, die Gefahr war da.

Die nächste Folge der empfangenen Eindrücke war, daß Josef nun anfing, über seine „inneren Angelegenheiten" nachzudenken und daß er dabei auf jene Gefühle stieß, die der hübschen Pauline galten.

Er dachte oder sprach vielmehr zu sich selbst:

„Die Lady könnte meine Mutter sein, eine Frau wie die Lady kann ich nicht lieben, Pauline jedoch ist jung, wir sind in gleichem Alter, sie ist noch ein Mädchen, wenn sie mich liebte, das wäre freilich ein Anderes, da würde ich mit Freuden einstimmen!"

„Aber die Lady, was soll ich mit ihr beginnen? Sie wird, sobald ich wieder zu ihr komme, eine Antwort auf ihre letzte Frage begehren, und ich was soll ich, darauf erwiedern?"

„Der Kukuck hole den Mantel; wenn ich es wie mein egyptischer Namensbruder mache, so verliere ich die einträgliche Stelle bei ihr, und ich zweifle, daß ich dann sogleich sieben magere und sieben fette Kühe finde, die mir das Verlorne ersetzen."

„Ich muß einen Entschluß fassen, bevor ich wieder zu ihr gehe, oder soll ich — er besann sich eine Weile — meiner Treu, der Einfall ist nicht zu verachten, ich werde mich

einige Zeit hindurch krank melden lassen, vielleicht vergißt sie bis dahin ihre verfängliche Frage!“

Dies geschah denn auch, aber ohne daß die Mädchen etwas davon erfuhren, denn er hätte ihnen in diesem Falle auch die Ursache seiner Nothlüge angeben müssen und das wäre in doppelter Beziehung gefährlich gewesen.

Josef besorgte also seine übrigen Unterrichtsstunden, während er bei der Lady Unpäßlichkeit vorschützte.

Eines Vormittags kam Herr Balthasar Kern mit einem strahlenden Gesichte zu Madame Bergmann.

„Was bringen Sie uns Gutes?“ fragte die Witwe lächelnd.

„Gnädige Frau, ich bin gekommen, Ihnen eine Freude zu machen.“

„Mir? Womit?“

„Kennen Sie den Herrn Jahn, Hoftraiteur im Augarten?“

„Ich kenne ihn, jedoch nur dem Namen nach.“

„Ich erfreue mich seiner persönlichen Bekanntschaft, er ist ein Liebhaber abgerichteter Vögel und ich habe ihm bereits zwei Stieglitze, vier Hänflinge und zwei Zeischen musikalisch herangebildet. Heute nun ist im Augarten ein Piknik mit Ball und ich habe ihn um einige Karten angegangen für mich, für Sie und für die drei jungen Leute.“

„Ich besuche in der Regel keine Bälle.“

„In der Regel ganz recht; der heutige Ball ist aber auch eine Ausnahme von der Regel, es wird der Kongreß erscheinen.“

„Es ist also kein öffentlicher Ball?“

„Oh doch. Der Ball ist gegen Entrée, der Preis für ein Billet ist zehn Gulden.“

„Und der Kongreß? Die Monarchen?“

„Sie werden für ihren Eintritt bezahlen, wie jedes andere Menschenkind.“

„Ein sonderbares Arrangement!“

„Englisch, echt englisch, der Arrangeur ist der Viceadmiral Sir Sidney Smith, ein Billet für das Diner kostet drei holländische Dukaten, wird jedoch nur den Auserwählten verabfolgt, die Ballbillets dagegen gehören fürs Allgemeine.“

„Und was geschieht mit dem Erlös?“

„In der Einladung heißt es, das materielle Ergebniß sei zum Ankaufe eines ungeheueren, silbernen Leuchters für das heilige Grab in Jerusalem bestimmt, das ist aber nicht wahr, der Leuchter ist nur ein Vorwand, der eigentliche Zweck des Geldes ist ein anderer, Sir Smith will die eingegangene Summe zum Loskauf christlicher Sklaven in der Barbarei verwenden.“

„Man wird also zum Besten der Sklaven diniren und tanzen.“

„Und wir wollen auch dabei sein. Die jungen Leute haben ohnedem noch keinem Kongreßfeste beigewohnt, da werden wir die Souveräne in der nächsten Nähe bewundern; ich verkehre täglich mit Fürsten und Grafen, aber mit Königen oder Kaisern kommt selbst unsereins selten zusammen.“

Frau Agnes war nicht geneigt, den Antrag des Vo-

gel=Pädagogen anzunehmen, als jedoch die jungen Leute dazu kamen und den Gegenstand der Unterhandlung erfuhren, vereinigten sie sich mit Herrn Balthasar und der mütterliche Wille wurde gar bald wankend gemacht und die Einwilligung erfolgte.

Wir überlassen nun die Familie den Geschäften, welche die Vorbereitungen erheischten, — Vorbereitungen dreier Frauen zu einem Balle, damit ist Alles gesagt.

Man mußte sich aber auch beeilen, denn der Anfang war auf die fünfte Abendstunde festgesetzt.

Unter allen Festen des Kongresses war dieses Piknik im Augarten unstreitig das originellste.

Der Gedanke, die Könige, Kronprinzen, Fürsten, Grafen u. s. w. in's Wirthshaus zu laden und sie dort ihre Zeche bezahlen zu lassen, konnte nur in dem Kopfe eines Engländers entspringen.

Dieser Sidney Smith war aber auch ein origineller Kauz, eine romanhafte Erscheinung mit einer mehr als abenteuerlichen Vergangenheit.

„Dieser Teufel von Sidney," hatte schon Napoleon ausgerufen, als er die Belagerung von Saint Jean d'Acre aufgeben mußte, wozu Sidney nicht wenig beitrug, „er hat mir mein Glück abspenstig gemacht!"

Sir Sidney damals noch Kommodore, agitirte eifrig in Wort und Schrift gegen den französischen Obergeneral, so daß dieser in einem seiner Tagesbefehle bekannt machte, Monsieur Smith sei verrückt geworden!

Die Armee glaubte es und der Kommodore gerieth

darüber in eine solche Verzweiflung, daß er Bonaparte eine Herausforderung zu einem Zweikampfe zusandte.

Dieser ließ ihm antworten, er habe Wichtigeres zu thun, als sich zu duelliren, selbst wenn der große Marlborough ihn forderte, würde er sichs erst überlegen, um so mehr jetzt, wo es blos ein Narr von einem Kommodore ist u. s. w.

Auf dem Kongresse erschien Sir Sidney als Privatmann, nannte sich jedoch einen Bevollmächtigten des früheren Schwedenkönigs und agitirte nebstbei gegen die Raubstaaten.

Schon war er mit einem Vorschlage hervorgetreten, ein Geschwader auszurüsten, welches die Raubstaaten vertilgen und dem Handel mit Sklaven ein Ziel setzen sollte, aber der Kongreß wollte von dem Kreuzzuge nichts wissen, er hatte an näher liegende, wichtigere Gegenstände zu denken, und Sir Sidney fiel heute so durch, wie ehedem mit seiner Herausforderung Bonaparte's.

Der Vice-Admiral nahm nun zu einem anderen Mittel die Zuflucht und dies gelang besser.

Er arrangirte das Piknik zu dem Festball im Augarten, das Rein-Erträgniß so wie eine zu eröffnende Subskription sollten für den Loskauf christlicher Sklaven verwendet werden.

Der Kongreß versprach, sich einzufinden, man war von zahllosen Gratisgenüssen fast übersättiget, man wollte also der Sonderbarkeit wegen auch einmal eine Unterhaltung fürs Geld genießen.

Der große Saal im Augartenpalais war mit Standarten und Flaggen aller Nationen geschmückt.

Eine Tafel in Form eines Hufeisens, an deren jedem Ende ein Orchester placirt war, stand gedeckt da, um die einhundert und fünfzig Gäste zu empfangen, welche Billets für das Diner gelöst hatten.

Punkt fünf Uhr sollte servirt werden.

Sir Sidney hatte durch den Garten bis hinaus auf die Straße Reiter aufgestellt, welche die jedesmalige Ankunft eines Monarchen durch Trompetenstöße meldeten.

Sir Sidney mochte bei dieser Anordnung an Shakespeare denken, der seine Bühnenkönige ebenfalls mit Fanfaren empfangen läßt.

Die allerhöchsten und hohen Gäste fanden sich glücklich ein, von den Souveränen fehlte nur Kaiser Franz, den eine lebhafte Unpäßlichkeit zu erscheinen verhinderte, und der König von Würtemberg, der zwei Tage früher plötzlich abgereist war.

Wenn auch nicht anwesend trug Kaiser Franz doch zu dem löblichen Zwecke bei, indem er sich an der von Sir Sidney eröffneten Subskription mit tausend Dukaten betheiligte.

Der Hoftraiteur Jahn hatte für die kulinarischen Details das Mögliche geleistet, hie und da roch trotzdem die Wirthshausküche durch, aber die Originalität amüsirte und das war die Hauptsache, das heißt für die Gäste, für Herrn Sidney war's das Geld.

Die Musikchöre spielten die verschiedenen National-

melodien und die erste Hälfte des Bankets verfloß rasch und kurzweilig.

Nun erhob sich der Vice-Admiral und begann als echter Engländer seine Toasts auszubringen, worauf er mit einer Rede herausrückte, deren Inhalt den Zweck der heutigen Vereinigung abhandelte, und in welcher mit vieler Salbung die Erlösung der Sklaven gepredigt wurde.

Die Unterhaltung Sir Sidney's war aber bekanntlich in etwas gedehnt, er sprach langsam, lange und langweilig und da die Vertheidigung von Saint Jean d'Acre eines seiner gewöhnlichen Themas war, so nannte ihn der selige Fürst von Ligne scherzweise: „Long-Acre“, so heißt nämlich eine der längsten Straßen in London.

Seine heutige Banketrede war nun ebenfalls nichtsweniger als kurzweilig, verfehlte aber trotzdem ihre Wirkung nicht, denn die nach seiner Rede eröffnete Subskription, bei welcher er sich an die Spitze setzte, lieferte eine Summe von nahe an sechstausend Dukaten.

Das merkwürdige Banket erreichte also glücklich sein Ende, sollte jedoch nicht geschlossen werden, ohne der Tageschronik einen jener pikanten Vorfälle zu liefern, welche um so schätzbarer sind, je seltener sie sich ereignen, und je höher oder berühmter die Personen sind, welche dabei betheiliget sind.

Man war eben im Begriffe die Tafel aufzuheben, als plötzlich unter der Begleitung zweier Haydn'scher Musikstücke, der Kellner des Hoftraiteurs mit einem goldenen Teller in der Hand erschien, um von jedem der Gäste die drei holländischen Dukaten einzusammeln, welche als

Preis für das Banket, die Beleuchtung und Musik festgesetzt waren.

Dieses Einsammeln unter Souveränen, Halbsouveränen, Thronfolgern und andern Prinzen war an und für sich schon eine originelle Situation, die ihrem Erfinder Sir Sidney viele Ehre machte, und nicht ohne Schmunzeln hingenommen wurde, allein es sollte noch besser kommen.

Der Kellner begann beim Kaiser von Rußland, empfing hier so wie vom König von Dänemark sein Geld und die Reihe zu zahlen ist nun an Seine Majestät dem Könige von Baiern.

Jahns Kellner, eine kouragirte, doppelkreidige Seele, trägt herzhaft seine Bitte vor, und läßt dem Monarchen die sechs Dukaten auf dem Goldteller entgegenblinken.

Maximillan Josef lächelte herablassend und griff in die Westentasche, er mochte jedoch hier nichts gefunden haben, denn er untersuchte dann die andere Tasche der Weste, hierauf versenkten sich seine Hände in die Tasche seine Rockes, vergebens — er fand nichts.

Der ersten Taschenvisitation folgte eine zweite.

Umsonst verlängert Seine Majestät die Finger und taucht sie hinab bis in die tiefsten Winkel, er ist ohne Barschaft, er hatte sie wahrscheinlich schon in die Hand irgend eines Hilfesuchenden geschüttet, wie er es täglich mehrmals that, da hier, so wie in München kein Unglücklicher ihn vergebens anflehte.

Aus dieser königlichen Verlegenheit einen Ausweg suchend, erinnert sich Maximillian Josef seines Kammer-

herrn, des Grafen von Rechberg, der ihn von dem Kellner erlösen sollte.

Seine Majestät sucht mit dem Blick verlegen den Grafen und findet ihn endlich weit unten an der Tafel mit Herrn von Humboldt in eifrigster Konversation.

Graf Rechberg, der sich für sein Geld und auf eigene Rechnung hier befindet, denkt an den König nicht, sondern spricht sehr lebhaft über das große Werk, welches er kürzlich über Rußland herausgab und es fällt ihm gar nicht ein, auf die ängstlichen Blicke und verlegenen Winke seines königlichen Herrn zu achten.

Jahns hartherziger Kellner rührt sich nicht vom Fleck, hält Seiner Majestät den Teller vor und wiederholt zum dritten Male seine Bitte.

Nun durchläuft es wie ein elektrischer Funke die hohe Gesellschaft, ein lautes Gelächter wird gehört, die Scene war auch gar zu drollig, man mußte unwillkürlich an den Ausruf Richard III. denken, welcher modulirt, der Situation vollkommen entsprach:

„Drei Dukaten, drei Dukaten! . . . Mein Königreich für drei Dukaten!“

Nun erhob sich der Prinz Eugen, um den Kellner, der sich jedenfalls als ein besserer Kollekteur, wie als gewandter Hofmann zeigte, zu befriedigen, Kaiser Alexander kam jedoch dem Prinzen zuvor, winkte den Kellner zu sich heran und schüttete laut und herzlich lachend seine Börse auf den Teller aus.

Maximilian Josef, nachdem er seine Befangenheit

überwunden, begann nun auch zu lachen und die köstliche Episode endete unter allgemeiner Heiterkeit.

Hierauf begab man sich in den Ballsaal, wo der Tanz bereits begonnen hatte.

---

## Neuntes Kapitel.

### Er zählt die Häupter seiner Liebe und sieh, ihm fehlt Ein theures Haupt.

Der Augarten bot ein Winterbild.

Die nackten, entlaubten Bäume, der erstarrte Boden, der kalte Nordwind, der durch die langen Alleen strich und die dürren Zweige aneinander schlug, wie fleischlose Gebeine eines Todtengerippes und über diesem Allem eine lichte Schneedecke, das war ein Anblick, geeignet das Grün des Sommers lebhaft ins Gedächtniß zurückzurufen.

Umgeben von den Emblemen des Winters lag das hellerleuchtete Palais da, aus dessen Räumen Musik erscholl, dessen hohe Fenster im Kerzenschein erglänzten.

In einer der großen Alleen, welche sich von der Vorderfronte des Palais aus hinziehen, bemerken wir eine in einem Mantel gehüllte Männergestalt, die wahrscheinlich des Forstes halber rasch und in langen Schritten auf und ab geht, dabei aber oft in der Richtung nach dem Garteneingange späht, und dann wieder ihren Gang fortsetzt.

Die Nacht ist völlig hereingebrochen, und das bleiche Schneelicht ausgenommen, ists in den fernen Alleen dunkel und einsam.

Der Gang des Verhüllten wird durch die Ankunft eines zweiten Mannes unterbrochen, der gleich jenem gekleidet und wir möchten fast sagen vermummt war.

„Ah, da bist Du."

„Ja, mein Herr."

„Nun, was ist's?"

„Die Anordnungen sind getroffen."

„Laß hören."

„Ein geschlossener Wagen hält an der von Ihnen bezeichneten Stelle hart an der Gartenmauer."

„Ich fand die Leiter bereits herabgelassen."

„Sie überzeugten sich also, daß ich Ihrer Weisung genau nachkam."

„Was ist's mit dem Kutscher?"

„Von ihm haben wir nichts zu besorgen, er ist der Sohn jener Alten."

„Ist die Stube außen hergerichtet?"

„Ich selbst überzeugte mich davon."

„Auch ich nahm die Gelegenheit am Tage in Augenschein und ich denke, wir haben nichts zu besorgen."

„Das Häuschen scheint rein für unsern Zweck aufgebaut."

„Nun weiter, was ist's mit der Alten?"

„Sie befindet sich bereits in der Nähe und wartet nur auf einen günstigen Moment, um an's Werk zu gehen."

„Hoffst Du, daß es gelingt?“

„Ich möchte schwören, daß ein Mißlingen kaum möglich ist.“

Dieses Gespräch, mehr gelispelt als gesprochen, verstummte endlich ganz und die Männer verloren sich in das Dunkel der Gänge.

Im Ballsaale herrschte indessen ein frohes Durcheinander.

Man vermißte zwar die Lebendigkeit der Redouten, auch die Pracht der Hofbälle fehlte, dagegen machte sich hier eine Mannigfaltigkeit und eine Ungenirtheit bemerkbar, denen man eine interessante Seite nicht ableugnen konnte.

Die Damen aus den vornehmen Kreisen waren diesem Balle untreu geworden, man vermißte sie fast Alle, vielleicht auch mißfielen ihnen die Anordnungen des Kongreß-Kapistrans, der aber zur Unterstützung seiner Kreuzzugspredigten weder fasten noch beten, sondern schmausen und tanzen ließ.

Vornehme Damen gab es also wenig, dafür aber hatte sich eine große Anzahl schlichter Bürgerinnen eingefunden, Mädchen und Frauen, letztere jung und alt, von der mageren Spezereikrämerin angefangen, bis zur wohlbeleibten Frau Metzgerin hinauf, mit zwanzig oder noch mehr Ringen an den fetten Fingern, mit den mächtigen Ohrgehängen und den zahllosen Schnüren kostbarer Kropfperlen.

Aber wären die Jungen, mit ihren hübschen, frischen Gesichtchen, mit ihren anmuthigen Figürchen auch

nur ihrer gewöhnlichen einfachen Toilette treu geblieben, sie hätten die Aufmerksamkeit mehr auf sich gezogen, wie in dem geschmacklosen Putz, mit dem sie sich überladen hatten.

Die guten Wienerinnen, statt durch geschmackvolle Einfachheit zu imponiren, überluden sich mit Schmuck, und während sie es einerseits der vornehmen Welt an Pracht nicht gleich thun konnten, büßten sie anderseits die Originalität ihrer natürlichen Erscheinung ein und machten daher wenig oder gar keinen Eindruck.

Dies mochte auch Ursache sein, daß die Souveräne nur sehr kurze Zeit in dem Saale verweilten, mit ihrer Entfernung verließen auch die meisten Gäste des Bankets den Ball, und jene geschniegelten und gebiegelten Schönen, die auf nichts weniger als auf eine Polonaise oder einen Walzer mit einer Hoheit oder Excellenz rechneten, fanden sich bitter enttäuscht und mußten sich mit den Subalternen begnügen.

Wer aber da glaubt, die männlichen oder weiblichen Ballgäste seien durch das zu kurze Verweilen des Kongresses in ihrer guten Laune gestört worden, der kennt die Wiener schlecht; zehn Gulden für ein Billet war damals ein abnormer Preis, man mußte sich dafür schadlos halten, es ward daher auch martialisch, damals nannte man es „kongreßmäßig“ getanzt und wir müssen schon jetzt im Vorhinein sagen, daß der Ball die ganze Nacht hindurch währte und daß die Meisten selbst bei Tagesanbruch noch immer nicht an den Aufbruch dachten.

Unten den Ballgästen treffen wir auch Frau Agnes

Bergmann, Pauline, die Zwillinge und Herrn Balthasar Kern.

Der Vogelpädagog tanzte nicht, sondern leistete der Witwe Gesellschaft, er zählte ihr die Namen der vorzüglichsten Gäste vor, er kannte jeden Baron, jeden Ritter und „Herrn von“.

Dieses Lieblingsthema beschäftigte ihn so eifrig, daß er an seine zweibeinigen, geflügelten Schüler völlig vergaß, als ob er in seinem Leben keinen Vogel abgerichtet hätte.

Josef dagegen tanzte sehr viel und zwar abwechselnd mit der Schwester und Pauline.

Ach, welch ein Glück, von dem Arm eines geliebten Mädchens umschlungen, von den Tönen einer lebhaften Musik berauscht, dahinfliegen, Herz an Herz, Aug' in Aug' von ihrem süßen Odem angeweht, jeden Pulsschlag der Geliebten fühlend, und die Glut ihrer Seele einschlürfend; wer hat diese Wonnen nicht schon einmal empfunden und wer vermöchte in seinen spätesten Tagen ohne Entzücken an sie zurück zu denken?

Josef war glücklich wie noch nie, und er gestand es auch während des Tanzes.

„Fräulein Pauline,“ lispelte er ihr zu, „ich fühle heute eine Seligkeit, deren Möglichkeit ich nicht einmal geträumt habe.“

„Sie tanzen wohl gerne?“

„Ja, aber nur mit Ihnen.“

„Wenn Josefine dies hörte!“

„Sie würde mir auch nicht zürnen, denn sie weiß,

wie sehr ich sie liebe, aber im Tanze mit Ihnen beseelt mich ein ganz anderes Gefühl, ein Gefühl, heißer und wonniger.

Er drückte die Hand seiner Tänzerin und diese erwiederte den Druck und nun durchstürmte es seine Adern wie Lava, die Sinne wurden ihm wirblig und er hielt an in einer Ecke des Saales.

„Ich kann nicht mehr, ich muß mich erholen."

„Gehen wir zur Mutter?"

„O, verweilen Sie nur einen Augenblick."

Pauline blieb gern, recht gern; sie horchte den verworrenen Reden des jungen Menschen, ein Anderer hätte kaum den Sinn dessen, was er sprach, entziffert, denn es ging konfus durcheinander, aber sie verstand ihn, die Liebe braucht ja nicht des Wortes, um sich verständlich zu machen, der Ton der Stimme, der Blick des Auges, ein Roth auf den Wagen verräth mehr, als die längste Rede, darum pochte auch ihr Herz heftiger, darum lauschte sie entzückt den süßen Worten und ihr Auge näßte sich und die Lippen öffneten sich, um leise und schüchtern das süße Liebeswort zu stammeln, das erste, welches je über ihre jungfräulichen Lippen gekommen.

„Bündnisse der Liebe oder der Freundschaft beim Tanze oder beim Spiele geknüpft, sind selten von Dauer," so lautet ein bekanntes Sprüchlein, aber dies Bündniß war nicht erst hier entstanden, die Herzen hatten sich schon früher gefunden und hier gingen nur die Lippen über.

Und als der junge Mensch das süße Geständniß

vernommen hatte, nahm er Paulinens Hand, führte sie an seine brennende Lippen und lispelte:

„Der Himmel weiß es, was ich fühle, ich bin zu verwirrt, um es auszusprechen.

Herr Balthasar, der sich ihnen näherte, machte dem Gespräch ein Ende.

„Ah, Herr von Kern," redete ein fremder Herr den Pädagogen an, sind sie auch hier?"

„Ich bin so frei, Herr von Bretton."

„Wie steht es mit dem Vogel des Herrn von Naily?"

„Er macht bereits die Vorstudien. Doch darf ich mir eine Frage erlauben?"

„Ich bitte Sie, sprechen Sie."

„Können Sie mir nicht sagen, warum der König von Würtemberg so plötzlich abgereist ist?"

„Das will ich Ihnen genau und verläßlich erzählen. Unter den zahllosen Zurückforderungen und Entscheidungen, die dem Kongresse vorgelegen, befindet sich ein Promemoria des unmittelbaren deutschen Adels, der sich hier durch Deputirte vertreten läßt, um seine frühere Stellung und seine früheren Rechte zu reklamiren.

„In einer Konferenz, welcher der König von Würtemberg beiwohnte, kam nun diese Angelegenheit zur Sprache und es wurden Stimmen laut, die der Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches das Wort redeten.

„Seine Majestät von Würtemberg, von Natur gebieterisch, bezwang sich mit Mühe."

„Als man aber gar auf Maßregeln zu sprechen kam,

durch welche die Vorrechte der Souveräne beschränkt werden sollten, da riß der Faden der königlichen Geduld und er fuhr heftig von seinem Sitze empor."

„Zum Unglücke fehlte an dem grünen Konferenztische jener runde Ausschnitt, der an jedem Tische, wo er sich niederließ, angebracht sein muß, um seinem Umfange den nöthigen Raum zu geben; der Tisch wurde daher beim Aufspringen des Monarchen mitgerissen und Tisch, Tintenfässer, Streusandbüchsen u. s. w. stürzten unter großem Gepolter auf den Boden."

„Dieser tragi-komische Vorfall vermehrte die üble Laune des Königs, er eilte aus dem Saale in seine Wohnung und verließ noch am nämlichen Abende Wien, nicht ohne seinem Bevollmächtigten die beharrliche Zurückweisung aller Forderungen des Adels einzuschärfen."

„Im „österreichischen Beobachter" hieß es freilich: Seine Majestät der König von Würtemberg hätte gewünscht, inkognito ohne Aufsehen abzureisen, aber die Sache verhält sich dennoch, wie ich sie Ihnen mittheilte."

Herr Kern schien nicht abgeneigt, sich mit seinem Bekannten in eine weitere Unterhaltung einzulassen, allein die herbeieilende Madame Bergmann störte ihn darin.

Wir können nicht fortfahren, ohne nicht einer Scene zu erwähnen, die einige Minuten früher stattfand.

Während Herr Kern mit Bretton sprach, traten Josef und Pauline wieder in den Kreis der Tanzenden.

Josefine saß an der Seite der Witwe, wurde jedoch von einem unbekannten Herrn zum Tanze gebeten und leistete Folge.

Während des Tanzes sagte dieser Herr:

„Mein Fräulein, ich bin der Baron Bellarmin, jene würdige Dame dort unweit vom Eingange ist meine Mutter, welche dringend mit Ihnen zu sprechen wünscht. Sie kennt Ihre und Ihres Bruders Lage und will Ihnen wichtige Mittheilungen in Bezug auf Madame Bergmann machen, bei welcher Sie wohnen. Ich werde in der Nähe meiner Mutter halten, folgen Sie ihr auf einige Minuten. Sie werden uns für die Aufklärungen, die Ihnen meine Mutter geben wird, gewiß dankbar sein, denn sie sind für Sie von äußerster Wichtigkeit."

Der angebliche Baron Bellarmin so wie die alte Dame seine Mutter waren sehr vornehm gekleidet, und Josefine deren Neugierde ohnedem geweckt war, dachte nicht daran Mißtrauen zu hegen.

Als daher der Tänzer mit ihr hielt, folgte sie der vorangehenden alten Frau, welche den Saal verließ; mit ihnen zugleich entfernte sich ihr Tänzer.

Madame Bergmann unterhielt sich eben mit einer Nachbarin, durchflog dann den Kreis und vermißte Josefine. Sie erhob sich und ging zu Herrn Balthasar, der am oberen Saalende mit Bretton verkehrte.

„Herr Kern, haben Sie Mamsell Josefine nicht gesehen?"

„Nein!"

„Wo mag sie nur sein?"

„Ich will Herrn Josef fragen?"

„Thun Sie es!"

Der Vogel-Pädagog holte den Bruder, acht Augen spähten nach dem Mädchen und fanden es nicht.

Man zerstreute sich, suchte in den Nebengemächern, im Freien vor dem Palais, vergebens, keine Spur von der Verlorenen.

Die Verlegenheit stieg von Augenblick zu Augenblick, Josef durchrannte den Garten nach allen Richtungen, rief laut den Namen seiner Schwester, aber nicht ein Echo nahm sich die Mühe, ihm zu antworten.

Herr Kern schüttelte verwundert den Kopf, und um Frau Bergmann mindestens zu trösten, sagte er: Mir ist nicht bange, daß das Fräulein nicht in einigen Tagen zurückkommen sollte. Ich hatte einmal ein Zeischen, welches mir, ich weiß heutigen Tages noch nicht wie, ausgekommen ist. Ich suchte es vergebens auf allen Dächern bei der ganzen Nachbarschaft. Nach ungefähr acht Tagen pickt es eines Morgens an meinem äußeren Fenster, ich öffne behutsam den einen Flügel und mein Zeischen fliegt mir glücklich wieder zu. Es war freilich ein Bischen zerrupft und zerzaust, allein ich hatte doch meinen Vogel wieder und das war die Hauptsache.

Wir überlassen es der Beurtheilung der Leser, ob dieser Trost geeignet war, eine Beruhigung zu schaffen.

Herr Kern nahm nichts desto weniger die herzlichste Theilnahme und half rufen und suchen, was aber ebenfalls ohne Erfolg blieb.

Sie ist geraubt, entführt! klagte Josef.

Frau Bergmann gedachte, sich augenblicklich an die Polizei zu wenden; allein Josef, der jedes Aufsehen ver-

melden wollte mochte, dem nicht beistimmen, er besann sich des jungen Grafen, der seiner Schwester nachgestellt hatte, wenn eine gewaltsame Entführung stattfand, so konnte nur jener der Thäter sein.

Josef wußte, daß Graf Julius Marsan im französischen Gesandschaftshotel wohne.

Er nahm also einen Fiaker und fuhr mit den beiden Frauen und Herr Kern in die Johannesgasse in der inneren Stadt.

Auf seine Erkundigungen, die er im Hotel einzog, erhielt er die Auskunft: Graf Marsan sei bereits am Morgen nach Paris abgereist.

Alle Hoffnungen, welche er auf diese Conjunctur gesetzt hatte, sanken mit Einem Schlage in nichts zusammen.

Josefine blieb spurlos verschwunden.

---

## Zehntes Kapitel.

### Der Sohn des Henkers.

In dem Herzen der jungen Griechin war der Gram eingekehrt.

Die Scene auf dem Razumowski'schen Balle hatte sie mächtig ergriffen, was sie dort erfuhr, war so außergewöhnlich, daß sie erst nach Tagen eines erwägenden Gedankens fähig wurde.

Wäre ihr ein Verbrechen des Geliebten entdeckt worden, sie hätte sich schaudernd von ihm gewendet; hätte sie von einer Untreue Kunde erhalten, sie würde ihn zürnend verlassen haben; eine leichtsinnige Handlung von seiner Seite hätte sie grollen gemacht; aber von dem Allen war kein Rede; Achille hatte nichts verbrochen, sich nichts zu Schulden kommen lassen, seine Abkunft allein war das Bleigewicht, das an ihrem Glücke zu zerren begann, die Kluft, die sich zu erweitern drohte, um sie von ihm zu trennen.

Man kann sich von jedem Vorurtheile emancipirt haben, man braucht nicht von den mittelalterlichen „Unehrlichkeits-Ideen“ befangen zu sein, um im ersten Momente bei der unerwarteten Entdeckung, daß der Geliebte, den wir umfassen, der Sohn eines historisch gewordenen Henkers sei, zurück zu schrecken.

Auch bei Theodora war dies der Fall, sie war entsetzt, verwirt, verlorren.

Nach und nach erholte sie sich und begann zu denken, zu erwägen; die Liebe, erschreckt von dem eisigen Hauche, der ihr ganzes Wesen durchwehte, hatte sich gleichsam in das Heiligste ihres Herzens zurückgezogen, begann aber jetzt wieder ihren warmen Odem auszuströmem, ihre belebende Kraft und damit auch ihre Macht geltend zu machen.

Dieser Kampf nun zwischen widerlichem Eindrucke der Vergangenheit und dem heißen Gefühle der Gegenwart, dieses Ringen zwischen Abscheu und Liebe war es, was ihr Gram machte.

Sie erfuhr Achille's Krankheit und ihr Leiden ward

dadurch noch vermehrt, diese Krankheit war ja ein Beweis der Qualen, die auch ihn folterten, auch er litt wegen dieser unseligen Vergangenheit; jetzt erst wußte sie sich seine Schwermuth, seinen Trübsinn zu erklären, das Geheimniß seiner Abkunft lastete auf seiner Seele, er zitterte vor der Entdeckung seines Geheimnisses, weil er für die Zerstörung seines Glückes fürchtete.

Und doch worin lag seine Schuld?

Daß er einen Umstand verschwieg, an dem er unschuldig war. Konnte sie ihn deshalb verdammen?

Die unglückliche Frau suchte nach Erklärungen in der Dunkelheit, welche bis jetzt Achille's Vergangenheit umgab.

Daß er der Sohn Sansons war, daran konnte sie leider nicht zweifeln, den seine Ohnmacht, sein Schweigen, seine jetzige Krankheit zeugten nur zu sehr dafür, allein wie kam er zu dem Namen Marquis Montferon?

Trägt er ihn mit Recht, oder ist auch er einer jener Abenteurer, die unter fremdem Namen die Gesellschaft täuschen, weil sie den eigenen zu scheuen Ursache haben?

Theodora hätte dies beinahe gewünscht.

So eigenthümlich und räthselhaft sind oft die Klippen und Tiefen des menschlichen Herzens.

Teodora liebte Achille und dennoch gab es Augenblicke, wo sie fast wünschte, daß er nicht ganz unschuldig sei, um einen Grund gegen ihn zu haben, um darzuthun, daß kein Vorurtheil, sondern seine Schuld sie trenne.

Ja, es gab solche Augenblicke, aber die Liebe verscheuchte sie, das Herz machte jene spitzfindigen Geisteskundgebungen verstummen und behauptete in so fern den

Platz, daß Theodora beschloß, die Erklärungen Achille's, die nothwendig erfolgen mußten; abzuwarten und dann erst einen entscheidenden Schritt zu thun.

Diese Erklärungen blieben nun nicht lange aus.

Während Achille's Krankheit suchte Theodora täglich Nachricht über ihn zu erhalten, eine Vertraute mußte dies bewerkstelligen, ohne daß der Marquis es erfuhr.

Die Krisis ging glücklich vorüber und Achille befand sich außer Gefahr.

Seine Kraft war jedoch derart gebrochen; daß er nach dem Ausspruch des Arztes Wochen zur Erholung benöthigen würde.

Von dem Momente an, wo Theodora den Marquis außer Gefahr wußte, wurde sie ruhiger, sie sah seiner gänzlichen Genesung entgegen, um endlich in der bedauernswerthen Angelegenheit Licht zu erhalten.

Eines Nachmittags wurde ihr ein Päckchen übergeben, an dessen Aufschrift sie Achille's Schriftzüge erkannte.

Sie fand darin einen Brief und einige Bogen die aber schon seit einiger Zeit beschrieben sein mochten.

Der Brief enthielt Folgendes:

„Gnädige Frau!“

„Ich wage es nicht mehr, Sie mit jener Vertraulichkeit anzusprechen, die Sie mir einzuräumen so gütig waren.“

„Ich habe nichts begangen, was mich jener herzlichen Neigung unwürdig machte, welche Sie noch vor Kurzem für mich fühlten, und dennoch, dennoch darf ich Ihnen nicht zürnen, daß Sie sich von mir wenden und

muß den Schmerz tragen, den mir die Trennung von Ihnen bereitet."

„Mein Gewissen ist rein von jeder Schuld, ich habe mir nichts vorzuwerfen; was mich jetzt so unsäglich elend macht, ist keine Strafe oder Vergeltung, sondern eine Fügung des Geschickes, die mit meiner Geburt begann, die ich aber, zur Vernunft gelangt, erkannte und zu ändern suchte."

„Wenn jetzt aber dennoch Folgen über mich hereineinbrechen, so sehe ich darin eine Himmelsfügung, der man sich beugen muß, auch wenn sie uns unverschuldet trifft."

„Beiliegende Bogen enthalten die Geschichte meiner Vergangenheit, ich beschwöre Sie, überwinden Sie Ihren gerechten Widerwillen und lesen Sie diese Bogen, ihr Zweck ist kein anderer als Ihnen die Ueberzeugung meiner Unschuld beizubringen."

„Diese Schrift liegt seit längerer Zeit in meinem Pulte, eine Ahnung sagte mir, daß ich ihrer einst benöthigen würde, jetzt besäße ich nicht die physische Kraft sie zu schreiben, denn ich bin todesmatt, ach, warum mußte ich genesen?"

„Ich kann nicht mehr, leben Sie wohl, gnädige Frau, mögen Sie glücklich sein, denn Sie verdienen es."

„Ich werde zufrieden sein, wenn mir von dem großen Liebesschatze, den zu besitzen ich so glücklich war, ein bischen Bedauern übrig bleibt, welches den Trost meiner ganzen Zukunft bilden wird."

Achille."

Die junge Frau preßte die Thränen, welche hervorzubrechen drohten, zurück, griff rasch, damit der Schmerz sie ja nicht übermanne, nach den beiliegenden Bogen und las Folgendes:

„Die Familie Sanson stammt aus der italienischen Familie Sansoni.

Sie kam ungefähr um das Jahr 1600 mit Maria von Medicis, der zweiten Gemalin Heinrich VI. von Florenz nach Paris.

Seit ungefähr zwei Jahrhunderten erbte sich in dieser Familie das schreckliche Gewerbe des Henkers vom Vater auf den Sohn fort, schon zur Zeit Ludwigs XIII. war es ein Sanson, der die Opfer der blutigen Politik des Herzogs von Richelieu vom Leben zum Tode brachte.

Der Name Sanson wäre indessen wahrscheinlich in seiner grausigen Dunkelheit erloschen und hätte einem anderen Platz gemacht, würde nicht die Revolution ihn in den Vordergrund gezerrt und auf einem Leichenberge geopferter Bürger zur traurigen Berühmtheit emporgehoben haben.

Charles Henri Sanson, der Ludwig XVI. enthauptete, war mein Vater, ich zählte damals ungefähr sieben Jahre.

Meine Mutter war die einzige Tochter eines reichen Pariser Kaufherrn, d'Aubigny war sein Name.

Ungefähr um das Jahr 1784 lernte sie meinen Vater kennen, ohne von seinem schrecklichen Gewerbe und von dem Umstande, daß er bereits vermält sei, Kenntniß zu haben.

Meine unglückliche Mutter stand unter dem Einflusse der Sitten und der Leichtfertigkeiten, welche sich in Paris in den letzten Jahren vor der Revolution besonders bemerkbar machten.

Es wäre ungerecht, sie anzuklagen, woher soll ein schwaches Mädchen, dessen Erziehung nicht besser und nicht schlechter war, als die aller Fräuleins jener Zeit, woher sollte sie die Kraft und die Selbstüberwindung nehmen, sich über die Fehler ihrer Zeit zu erheben?

Marie d'Aubigny und Charles Henri, unter diesem Namen lernte sie meinen Vater kennen, trafen sich oft, anfangs, weil er sie suchte, später, weil sie ihn erwartete; das zarte Verhältniß wurde so geheim als möglich gehalten, dies lag in beider Interresse, Maria fürchtete die Strenge ihres Vaters, Charles Henri scheute Entdeckungen, die den Frieden seines Hauses und das Glück seiner Liebe gestört haben würden.

Die Liebenden fanden sich stets an einem dritten Orte zusammen; und die Eltern meiner Mutter hatten von dem Verhältnisse ihres Kindes keine Ahnung, als es plötzlich durch jene traurigen Folgen entdeckt wurde, welche mir später das Leben gaben.

Diese Entdeckung führte zu einem schrecklichen Konflikte zwischen meiner Mutter und ihrem Vater, der damit endete, daß meine Mutter verstoßen wurde und das väterliche Haus verlassen mußte.

Ihr Geliebter hing jetzt mit um so größerer Anhänglichkeit an ihr, er sorgte für sie, damit sie, an die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, ja keinen Mangel

leide, und so nahte der Zeitpunkt heran, wo ich das Licht der Welt erblicken sollte.

Meine Geburt kostete meiner Mutter das Leben, die Arme büßte ihren Fehltritt schwer, sicherlich trug der geheime Gram über die Verstoßung aus dem väterlichen Hause sehr viel zu ihrem Tode bei, er war es, der ihre Kräfte so schnell untergrub und sie da fehlen ließ, wo sie später nothwendig gewesen wären.

Eine Gnade ließ ihr der Himmel doch angedeihen, sie starb ohne die Geheimnisse meines Vaters zu erfahren, sie hielt ihn für den Sohn eines Marquis, den Familienverhältnisse zwangen, seine Liebe zu verheimlichen, der also seine ganze Hoffnung auf die Zukunft setzen mußte.

Nach dem Tode meiner Mutter brachte mich mein Vater zu einer alten Frau, unter deren Obhut ich heranwuchs.

Ich entsinne mich als der ersten bleibenden Eindrücke in der Seele eines Kindes der Zärtlichkeit, mit welcher mich Mutter Suzon behandelte, und der Bemerkung, die ich täglich einige Male zu hören bekam: „Du mußt gut und fromm werden, Achille, denn Du hast viel zu sühnen!“

Ich begriff diese Rede nicht, kümmerte mich auch nicht darum, sondern freute mich auf den Besuch eines stattlichen Herrn, der wöchentlich einige Male zu uns kam, und zwar immer des Abends, mich jederzeit herzte und küßte, mir Naschwerk und Spielereien brachte, mich auf seinem Knie schaukelte und „sein liebes Kind“ und den ich „lieber Vater“ nannte.

Dieser Mann war Charles Henri Sanson.

Die Revolution brach aus, Mutter Suzon betete für das Wohl des Königs und ich mußte mitbeten.

„Bete, so oft Du kannst, Achille," schluchzte sie, „denn Du hast viel zu sühnen."

„Ich habe ja nichts Böses gethan, Mütterchen!"

„Du nicht, mein Kind, das ist wahr; aber die Missethaten der Eltern werden gestraft bis in das siebente Glied."

Mutter Suzon überwachte mich jetzt sorgfältiger als früher, denn während der Aufstände in den Straßen hätte mir leichter Böses zustoßen können, dabei schärfte sie mir täglich ein, ja keiner der Hinrichtungen beizuwohnen, die damals ihren Anfang nahmen.

Eines Abends kam mein Vater wieder zu uns, traurig, niedergeschlagen und todtenbleich.

Selbst mir, dem Kinde fiel es auf, ich nahm die mitgebrachten kleinen Geschenke und freute mich nicht wie gewöhnlich, sondern setzte mich traurig auf einen Schemmel zu seinen Füßen.

Jener Abend verging düster und langsam, der Vater sprach anhaltend mit Mutter Suzon aber leise, daß ich es nicht hören konnte, erst bevor er ging, nahm er mich mit einiger Heftigkeit in seine Arme und küßte und herzte mich.

Am andern Tage mußte ich mit Mutter Suzon den Tag hindurch beten und zwar wie sie mir sagte, für das ewige Wohl des Königs.

Dieser Tag war der 21. Jänner 1793.

Mehrere Wochen verstrichen, der Vater kam nicht, ich bestürmte die Mutter Suzon mit bangen Fragen, ich weinte, ich klagte, endlich erfuhr ich, er sei krank.

Eines Abends kam ein Wagen, Mutter Suzon und ich bestiegen ihn und auf die Frage: „Wohin wir fahren?" antwortete sie mir: „Zum Vater!"

Meine Freude darüber war sehr groß, wir fuhren in der That zu Sanson, den die Gefahr seiner Krankheit, die Liebe zu mir so wie der Wunsch, mich nicht schutz- und obdachlos zurückzulassen, den unseligen Entschluß fassen ließen, mich seiner legitimen Familie einzuverleiben.

Es ist bekannt, daß der Gram über den Tod Ludwigs XVI. an dem Leben Sansons zehrte und daß er schon sechs Monate darauf starb.

In seinem Testamente traf er die Anordnung, daß alljährlich am 21. Jänner auf seine Kosten vom Pfarrer der St. Laurentiuskirche eine Versöhnungsmesse für die Manen Ludwigs und für den Seelenfrieden seines Henkers abgehalten werde.

Henri Sanson, mein ältester Halbbruder, war es, dem mich mein Vater übergab, und der geloben mußte, mich nie zu verlassen.

Henri war derjenige, der nach des Vaters Tode das Amt des Henkers von Paris versah, unter seinen Händen bluteten die Tausende Opfer der Revolution, und er schauete diese Gräuel, ohne nur einen Funken jenes Gefühls zu verrathen, welches unser Vater trotz seines traurigen Handwerks besaß.

Das Gewerbe meiner Familie konnte mir nicht lange

verborgen bleiben; von dem Momente an, als ich es erfuhr, erfaßte mich ein Abscheu gegen die ganze Familie, den ich nimmer verbergen konnte und der mir auch den Groll meiner Verwandten zuzog.

Ich war erst sieben Jahre alt, besaß jedoch Verstand genug, um die moralische Acht zu fühlen, die sich von allen Seiten bemerkbar machte.

Ich begann mich zu isoliren, ich möchte fast sagen, ich schämte mich schon damals meiner Abstammung; daß dies meinen Bruder sehr verdroß und ich deshalb viel zu leiden hatte, versteht sich von selbst.

Charlotte Corday, eine Urenkelin des großen Corneille, war aus der Normandie gekommen; sie die züchtige, herrliche Jungfrau stieg muthig in die Höhle des Tiegers Marat hinab, stieß dem im Bade Sitzenden den Dolch in die Brust und ließ sich standhaft mit engelgleicher Resignation zum Tode verurtheilen.

Diese Hinrichtung war es, welche mein Bruder ausersehen hatte, mich mit den Gräueln seines schrecklichen Gewerbes näher bekannt zu machen, und mir gleichsam die Bluttaufe desselben aufzuprägen.

Er befahl mir, ihm zu folgen.

Wir fuhren auf den Richtplatz und hielten am Schaffot.

Mein jugendliches Herz schlug fast hörbar, eine namenlose Angst bemeisterte sich meiner, ein fürchterliches Gewitter tobte über unsern Häuptern und ein heftiger Regen strömte auf die Tausende der Zuschauer herab, welche den Platz füllten.

Als Charlotte in einem blutrothen Armensünderge-

wande die Stufen der Guillotine heranstieg, da war sie schöner als je, und mir war es, als nahe ein Engel des Himmels, der dieser Erde gar nicht mehr angehörte.

Ich zitterte, ich hätte gerne aufgeschrien, aber ich fürchtete mich, ich weiß nicht, was mit mir vorging, ein Bild jedoch, welches mir viele Jahre später in die Hände kam, setzte mich von dem weiteren Verlaufe jener schrecklichen Scene in Kenntniß.

Mein herzloser Bruder hatte mir den blutigen Kopf der Gemordeten in die Hände gegeben, damit ich ihn im Triumphe dem rasenden Pöbel zeige, was — wie ich in gleichzeitigen Berichten las — einen Beifallsjubel der entmenschten Barbaren zur Folge hatte.

Die Entsetzen dieser Hinrichtung trieben mich schon am folgenden Tage aus dem Hause meiner Verwandten.

Ich floh aus Paris, aus Frankreich; da ich bisher stets den Familiennamen meiner Mutter trug, so behielt ich ihn auch ferner, und Niemand ahnte, daß Achille Aubigny der Sohn des verstorbenen Henkers sei.

Gleich in den ersten Tagen meiner Flucht traf ich einen Reisenden, den ich damals für einen Franzosen hielt, er ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, forschte mich aus und bot mir einen Platz in seinem Wagen an.

Er war es, der mich glücklich über die Landesgrenze bis in die Schweiz brachte.

Genf wimmelte von Emigrirten; mein Beschützer, er nannte sich damals Julien Michaud, verstand es, sich in mein Vertrauen zu schleichen und erfuhr

von mir ohne Schwierigkeit den Namen meines wirklichen Vaters.

Diese Entdeckung veranlaßte ihn warscheinlich, sich meiner zu entledigen und er empfahl mich einem alten Marquis, der mich in sein Haus aufnahm.

Ich galt für eine elternlose Waise, deren Anverwandte Opfer der Revolution geworden.

Der Marquis hatte keine Familie und nur ein geringes Vermögen; ich wuchs in seinem Hause auf, er gewann mich von Tag zu Tag lieber, gewöhnte sich an meine Gesellschaft und sah mich wie sein eigenes Kind an.

Ich pflegte und wartete ihn, ich diente ihm als Vorleser zu Hause und als Stütze auf seinen Spaziergängen, er nannte mich seinen Sohn und ich mußte ihn Papa nennen.

Der würdige Greis besaß kein Vermögen, um es mir zu hinterlassen, aber er gab mir etwas, was größeren Werth für mich hatte, er adoptirte mich an Kindesstatt und ihm verdanke ich den Namen Marquis Achille Montferon. Ich trage also diesen Namen mit Recht, ich habe mir ihn erworben durch die kindliche Liebe und treue Pflege, die ich einem einsamen Greise widmete, der in mir die Stütze und die Erheiterung seiner alten Tage fand.

Nach seinem Tode kehrte ich nach Frankreich zurück.

Bonaparte hatte die Revolution gebändiget und an deren Stelle fand ich bereits das Kaiserreich.

Niemand wußte, daß Marquis Achille Montferon und der ehemalige Knabe Achille d'Aubigny eine und dieselbe Person seien, noch weniger konnte man ahnen, daß er es

sei, der einst dem Pöbel das blutige Haupt Charlotte Corday's gezeigt habe.

Mein Geheimniß war also geborgen, nur jener Reisende Julien Michaud konnte es wissen, denn mehrere Jahre, nachdem er mich dem Marquis Montferon übergeben hatte, kam er wieder durch Genf und der Marquis vertraute ihm an, daß er mich adoptiren werde.

„Dieser Julien Michaud ist derselbe Mann, der jetzt den Namen Raily trägt....“

Hier endete das Manuskript.

---

## Eilftes Kapitel.

### Am Sylvesterabende.

Das neue Jahr stand vor der Thüre, der Sylvesterabend machte eine frostige Miene, man hätte beinahe meinen sollen, das eben verrinnende Jahr sei mit den Thaten des Kongresses unzufrieden und zeige sich nun bei seinem Scheiden mürrisch und unfreundlich.

Die Zeit, wo der hohen Versammlung nur leichtfertige Spötter gegenüberstanden, war in der That schon vorüber, denn zu diesen leichten Tirailleurs hatte sich nun auch das schwere Geschütz der ernsten Tadler gesellt.

Im Pariser Frieden auf den 1. August festgesetzt, wurde die Eröffnung des Kongresses wegen der Parlamentsver-

hältnisse Englands auf den 1. Oktober verschoben, am achten jenes Monates erschien jedoch in den Zeitungen eine Erklärung, wonach der Beginn der Verhandlungen auf den 1. November angesetzt wurde.

An diesem Tage kam indessen eine neue Erklärung in welcher statt des Beginnes der Verhandlungen erst die Prüfung der Vollmachten als begonnen verkündiget wurde.

Diese Schwierigkeiten des Anfanges mehrten sich vom Beginn der Verhandlungen an.

Die Frage in Bezug des Besitzstandes der Großmächte, welche doch die Grundlage aller künftigen Beschlüsse bilden mußte, zeigte schon Trennungslinien, welche durch intriguante Einwirkungen sich leicht bis zum Zwei-spalt erweitern konnten.

So viele Mühe man sich auch gab, die anfängliche Stockung, so wie die späteren Mißhelligkeiten vor den Augen der Zuschauer zu verbergen, es gelang doch nicht.

Die scharfsichtigen Blicke unbefangener Geister, die wie Herolde auf den Zinnen der Zeit Wache hielten und wenn es Noth that, in die papierne Trommete stießen, diese schauten auch durch den Schimmer und Glanz der Feste hindurch und verkündeten die Umdunkelung des Horizonts, die Mißhelligkeiten im Innern des Kongresses und in noch weiterer Ferne sogar bewaffnete Massen, die wie zum neuen Kriege gesammelt wurden.

Herr von Talleyrand — the restless demon, wie ihn Castlereagh nannte — hatte schlau damit begonnen, die Einigkeit der Großmächte in den Grund zu bohren.

Alexanders Lieblingsgedanke, die Bildung eines Kö-

nigreiches Polen unter russischem Scepter, so wie Preußens Gelüste nach dem Besitze Sachsens boten ihm die schicklichste Gelegenheit hiezu; den Kaiser von Rußland verdroß nichts so sehr, als seine Plane gerade durch den Repräsentanten der Bourbons gekreuzt zu sehen, zu deren Restauration er so viel beigetragen hatte.

„Herr von Talleyrand," rief er entzürnt aus, „spielt hier den Minister Ludwig XIV."

England schien anfangs den Forderungen Preußens und Rußlands günstig zu sein, schloß sich jedoch bald an Frankreich und Oesterreich an.

Kaiser Alexander nahm keinen Anstand, Lord Castlereagh zu sagen, daß es nur des Rufes bedürfe, und acht Millionen Polen würden sich erheben, um die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu behaupten, und in der That drang bereits aus Polen die Kunde herüber von Truppenkonzentrirungen unter dem Oberfehle des Großfürsten Constantin.

Der langsame Gang der Verhandlungen und die bisherige Resultatlosigkeit beunruhigten Niemand mehr als Lord Castlereagh.

Die Eröffnung des Parlaments stand in den ersten Monaten des neuen Jahres bevor, und der englische Premier war bemüßiget, dem Parlamente etwas von den Thaten des Kongresses zu verkünden; bis zu seiner Abreise mußten also Beschlüsse gefaßt werden, um die Ungeduld derjenigen zu befriedigen, durch deren Guineen man Napoleon überwunden hatte.

Man fühlte es allgemein, daß es zu Beschlüssen kommen müsse, aber wo so großartige Interessen auf dem

Spiele stehen, ist Bedenklichkeit eher ein Vorzug als ein Fehler, man dachte wohl an Mißhelligkeiten, aber Niemand glaubte an die Störung des Friedens.

Da plötzlich erschien eine am 11. Dezember in Warschau bereits öffentliche Proklamation des Großfürsten Constantin, welche, wenn auch nicht aus heiterem, so doch aus einem nichts weniger als stürmischen Himmel wie ein Blitzstrahl herabfuhr.

Die Proklamation lautete wie folgt:

„An die polnische Armee!

Se. Majestät der Kaiser Alexander, Euer mächtiger Beschützer, läßt an Euch diesen Aufruf ergehen. Versammelt Euch um Euere Fahnen, bewaffnet Euch zur Vertheidigung Eueres Vaterlandes und zur Aufrechterhaltung Euerer Existenz.

Während der erhabene Monarch die glückliche Zukunft Eueres Landes vorbereitet, zeigt Euch bereit, seine edlen Absichten mit Euerem Blute zu unterstützen. Dieselben Generale, welche Euch seit zwanzig Jahren den Weg des Ruhmes geführt, werden Euch auf demselben zurückzuleiten wissen.

Der Kaiser schätzt Euere Tapferkeit. Mitten unter den Unfällen eines unglücklichen Krieges sah er, wie Euere Ehre, Ereignisse, die nicht von Euch abhingen, überlebt hat.

Ihr habt Euch durch große Waffenthaten in einem Kampfe ausgezeichnet, dessen Ursache Euch fremd war: jetzt, da Ihr Euere Kräfte nur dem Vaterlande widmen sollt, werdet Ihr unüberwindlich sein.

Soldaten und Krieger aus allen Waffengattungen, gebt zuerst das Beispiel aller Tugenden, welche bei Eueren Mitbürgern herrschen sollen.

Unbegrenzte Ergebenheit für den Kaiser, der nur das Wohl Eueres Vaterlandes will, Liebe zu seiner erhabenen Person, Gehorsam, Disciplin, Eintracht — das sind die Mittel, welche das Wohl Eueres Landes, das sich unter dem Schutze des Kaisers befindet, sichern werden. Durch sie werdet Ihr die glückliche Stellung erlangen, welche Andere Euch nicht versprechen können, die aber er allein Euch zu verschaffen vermag.

Seine Macht und seine Tugenden sind Euch Bürgen dafür."

In dieser Proklamation war der höchsten Entscheidung des Kongresses vorgegriffen, der Großfürst erklärte darin den Czar zum Schutzherrn Polens.

Was sollte, diese Kriegsdrohung, dieser Aufruf zu den Waffen bedeuten, wo Europa in Wien an der Befestigung des Friedens arbeitete?

Diese Proklamation befremdete, die moskowitische Aufwallung verfehlte nicht auf den Kongreß Eindruck zu machen, und die Rückwirkung blieb nicht aus, England, Oesterreich und Frankreich traten in eine geheime Koalition zusammen, die ihren Ausdruck in einem schriftlichen Vertrage fand; der Proklamation vom 11. Dezember wurde der Vertrag vom 10. Jänner entgegengestellt.

Unter solchen trüben Auspicien war es kein Wunder, wenn eine Unruhe in den Gemüthern Platz griff, und man für den Monat Jänner bereits angekündigten neun-

zehn offiziellen Festen — von den Privat-Festivitäten schweigt die Chronik — nicht mehr mit jener Freude und Sorglosigkeit, wie es zu Anfang des Kongresses der Fall war, entgegensah.

Unter den Salons, welche während des Kongresses die Wiener Gesellschaft vertraten, gehörte auch jener der Gräfin Julie Zichy.

So wie die Politik hatten auch die Salons ihre Diplomatie, als Bevollmächtigte dieser Diplomatie galten für Frankreich die Gräfin Edmund von Perigord, für England Lady Emilie Castlereagh, für Preußen die Fürstin von Thurn und Taxis, für Dänemark die Gräfin Bernstorff, für Rußland die Fürstin Bragation und für Oesterreich die Fürstinnen von Esterhazy, Colloredo, Fürstenberg, Lichtenstein, dann die Gräfinnen Zichy, Fuchs u. s. w.

Jeder dieser Salons hatte seine Nuancen, Eigenthümlichkeiten und nationalen Schattirungen, es war zum Beispiel bekannt, daß bei der Fürstin von Fürstenberg, berühmt durch ihre Kenntnisse und einem energischen Charakter, wo die Souveräne so gerne sich einfanden, die ernste Strenge bei der Gräfin Fuchs die Ungezwungenheit, bei Liechtenstein die Munterkeit und bei der Gräfin Zichy die Herzlichkeit das Scepter führte.

Die Gräfin dem Hause Festetics entsprossen, vereinte den reinsten Adel der Weiblichkeit mit der größten Schönheit, die ganze Fülle der Weltbildung mit der Unschuld der Tugend.

Man brauchte sie nur anzusehen und man war von

dem weitverbreiteten Rufe ihrer inneren Vortrefflichkeit überzeugt.

Wer hätte an diesem Sylvesterabende die Vorhersagung gewagt, daß dieses schöne herrliche Leben in voller Jugendblüte brechen würde und die Erde so bald um einen Engel ärmer sein sollte?

An diesem Abende waren die Souveräne und Minister bei der Gräfin zu Gast und ein Ball sollte das alte mit dem neuen Jahre verbinden.

Man harrte der Ankunft der Souveräne mit Ungeduld entgegen, und siehe da, sie erscheinen miteinander, freundschaftlich, brüderlich.

Man studirte ihre Blicke, man suchte in den geheimsten Falten ihrer Seelen zu lesen; aber was man wahrnahm, deutete auf den tiefsten Frieden, der Ausdruck des Vergnügens strahlte aus den kaiserlichen und königlichen Augen, ihre Einigkeit schien ungestört, die Proklamation vom 11. Dezember schien eben so wenig zu existiren, wie die Intention zum Vertrage vom 10. Jänner.

Um die Souveräne herum waren versammelt die Prinzen, dann die Fürsten Metternich, Schwarzenberg, Starhemberg, Lobkowitz, Zinzendorf, Rosenberg u. s. w.

Kaiser Alexander tanzte, wie fast immer, an der Spitze der Kolonne und zwar heute mit der Gräfin Paar eine Dame ausgezeichnet durch ihre Reize und die Feinheit ihres Geistes.

Wer manche diplomatische Stirn genauer beobachtet hätte, würde freilich wolkenähnliche Züge über die gequälten Stirnen dahinfliegen gesehen haben, aber flüchtig

und schnell ungefähr wie heut zu Tage ein Train über die Bahn jagt und da ist — und verschwindet; aber man hatte nur Augen für die Herrscher, glänzten diese Sonnen rein, so fürchtete man kein Wetter.

Doch halt, was ist das?

Wer sind jene beiden seltsamen Wesen, die dort seitwärts sitzen, und wie Zeiger einer kabalistischen Uhr die Düsterkeit der Zukunft zu weisen scheinen?

Er ein junger Mann, dessen Augen mit einer schwarzen Binde bedeckt, sie eine junge Dame, deren Züge durch einen dichten Schleier verhüllt sind.

Sie sitzen zurückgezogen in einem Winkel des Salons und verrathen mehr Interesse für die Musik wie für den Tanz.

In der Geschichte dieses Paares hat das Schicksal bewiesen, daß es mehr zu leisten vermag, wie der fantasiereichste Dichter.

Graf Theodor Hardik und Fräulein Konstanze Amady waren von ihren vornehmen, angesehenen Eltern für einander bestimmt; die Schlösser der Familien lagen benachbart und die jungen Herzen durch eine gemeinschaftliche Vorliebe für Musik einander noch näher gebracht, liebten sich herzlich und innig.

Beide waren schön jung und reich, das reinste Glück lächelte sie an.

Graf Theodor zog auf den Wunsch seines Vaters in den Krieg und feierte am Abende vor seiner Abreise die Verlobung mit Konstanze.

Während des Feldzuges wurde die Braut daheim

von bösartigen Pocken befallen, die Kunst der Aerzte rettete ihr zwar das Leben, allein ihre Schönheit war dahin, und als sie genesen, das erste Mal in den Spiegel sah, ergriff Verzweiflung ihr Herz, denn sie war überzeugt, daß Theodor sie nicht mehr lieben könne.

Von Kummer und Gram verzehrt sah sie der Rückkunft des Verlobten entgegen.

Eines Morgens kam ein Diener und meldete das Eintreffen Theodors.

Dieser auf dem Fuße ihm nachfolgend, rief schon an der Thüre:

„Konstanze, wo bist Du?"

Die Unglückliche bedeckte ihr Antlitz mit dem Tuche und ruft:

„O, komm mir nicht nahe, ich bin häßlich, meine Schönheit ist verloren, was ich Dir bieten kann, ist nur noch mein Herz."

„Aber Konstanze, ich bitte Dich, sieh mich Unglücklichen doch nur an?"

Sie erhebt das Auge, ihr Verlobter war blind, eine vorüberstreifende Kugel hatte ihn des Gesichtes beraubt.

Das Fräulein jauchzte auf.

„Nun," rief sie, „kannst Du mich lieben wie früher, ich werde Dir ersetzen, was Du verlorst, ich werde Deine Führerin sein, das Licht Deines Lebens!

Die Vermälung wurde gefeiert und seit damals ist die Gräfin nicht von der Seite ihres Gatten gewichen, sie umgibt ihn mit den zartesten Aufmerksamkeiten, ihre Liebe wurde der Stern seines Lebens.

Sie ging stets verschleiert, nicht weil die Eigenliebe sie veranlaßte, ihre entstellten Züge zu verbergen, sondern weil sie fürchtete, daß etwaige Bemerkungen über den Verlust ihrer Schönheit das Herz des Gatten trüben könnten.

Die Anwesenheit der jungen Gatten war auf dem Kongresse ein zu gewohnter, als daß er eine verdüsternde Stimmung hätte hervorrufen sollen, der Tanz und die Unterhaltung währten also ungestört fort.

Plötzlich hielt die Musik inne, Alles sieht nach dem Orchester, um die Ursache des unerwarteten Schweigens zu erfahren, da vernimmt man die Glockenschläge einer Uhr, sie verkünden die zwölfte Stunde, es war der Moment, wo das alte Jahr schied und das neue eintrat.

Da näherte sich die Gräfin Zichy dem Kaiser Alexander und sprach mit der Wärme einer Mutter, die für ihr Liebstes steht:

„Ich fühle mich glücklich, die Erste zu sein, einem so großen Monarchen Wünsche für das neue Jahr darzubringen. Erlauben mir Ew. Majestät, die Fürsprecherin ganz Europa's zu sein, für die Aufrechthaltung des Friedens und für die Einigkeit der Völker!“

Diese Versammlung, diese Bitte in diesem Augenblicke, die Autorität, an welche sie gerichtet war, Alles trug dazu bei, der Scene einen historischen Charakter zu verleihen.

Ein ungeheuerer Kreis umgab den Fürsten und die reizende Bittstellerin, wahrhaftig, Europa konnte keine herrlichere, keine würdigere Fürsprecherin finden.

Alles horchte gespannt der Antwort des Czars, sie erfolgte gleich.

Solche Wünsche aus solchem Munde konnten nur gut aufgenommen werden.

Alexander lächelte mild und gnädig und erwiederte:

Alle meine Hoffnungen, all' mein Streben gelten diesem Ziele, um den Frieden zu befestigen, wird mir kein Opfer zu theuer, ich erkenne, das Friede das erste Bedürfniß der Menschheit ist!

Die anwesenden Damen brachen in ein männliches „Hurrah“ aus und die ganze Gesellschaft stimmte in den Freudenruf ein.

Der Fürst nahm die Huldigung mit jener feinen Grazie auf, die ihm so sehr zu Gebote stand.

Seit damals sind 39 Jahre verstrichen, und so wie damals geht auch jetzt ein Jahr auf die Neige *), so wie damals durchzieht auch heute eine düstere Ahnung die Gemüther, und so wie damals bebt man auch heute für den Frieden Europa's, wo aber ist eine Gräfin Zichy, die vor den Erben Alexanders hintrete und spräche: „Sire, erlauben Sie mir, die Fürsprecherin Europa's für die Erhaltung des allgemeinen Friedens zu sein?“

Das Orchester nahm die unterbrochene Musik wieder auf und der Tanz begann abermals, doch nicht lange mehr währte der Ball, in den Vorzimmern wurde es unruhig, von der Straße herauf hörte man Wagen rasseln, das Gehen und Kommen erregt Aufmerksamkeit, plötzlich dringt ein Ruf bis in den Salon.

*) Geschrieben zu Ende 1853.

„Feuer, Feuer!“

Die Musik verstummt, allgemeines Erschrecken.

Der Friedensversicherung Alexanders folgt die schreckliche Kunde:

„Das Palais des Rasumowsky steht in lichten Flammen!“

---

## Zwölftes Kapitel.

### Sic transit gloria mundi.

Die verzehrende Brunst hätte nicht leicht ein würdigeres Opfer erkiesen können, um den Spruch des Dichters, wie die Elemente die Gebilde der Menschenhand hassen, zu rechtfertigen.

Der Werth von Millionen, eine zwanzigjährige Arbeit sollte in wenigen Stunden zu Grunde gehen!

Der Neujahrsabend war vom Fürsten Rasumowsky zu einem großartigen Feste bestimmt, die Zuckerbäckerei, schon mehrere Tage vorher in Thätigkeit, ließ Tag und Nacht das Feuer nicht erlöschen, wodurch eine jener eisernen Röhren erglühte, welche zu der im ganzen Palais durchgeführten Luftheizung gehörten, eine neue Heizmethode, die damals eben aus Frankreich herüber kam, und sich in Wien Eingang verschaffte.

Die Röhre entzündete Balken und so nagte der Feuerwurm schon seit zwei Tagen in den Eingeweiden des

Opfers, während die Tapezierer es mit Prunkdecken, die Gärtner mit Blumen schmückten.

Das erste Anzeichen der Brunst war ein Rauch, der in der Brandnacht aus den Poren des Fußbodens herausdrang und die Bewohner stutzen machte.

Diese erste Wahrnehmung wurde durch eine zweite vermehrt, man untersuchte das Getäfel und fand es heiß, so erwärmt sich die Wange des Menschen, wenn das Blut in seinen Adern glühend geworden.

Nun galt es der Quelle des Feuers nachzuspüren, man wollte den Ausbruch verhindern, die Unvorsichtigkeit verhehlen, mit einem Worte, das Geschehniß sollte vertuscht werden.

Wer hat es aber nicht schon erlebt, daß bei allen ungeahnten, unvorhergesehenen Fällen, wo man von einem Ereignisse überrascht wird, jederzeit das geschieht, was nicht geschehen sollte und man das zu thun unterläßt, was das Nothwendigste wäre?

So auch hier!

Statt die Glut zu ersticken, machte man ihr Luft, die Folge war eine rapide.

Die Zugluft, gleich dem ersten Athmen des neugebornen Kindes, welches sein thierisches Leben erst ganz zum Ausbruch kommen läßt, trat kaum hinzu, so loderte auch schon das kostbare mit Wachs, Oel und Harz getränkte Getäfel in helle Flammen auf, Draperien, Vorhänge, Tapeten wurden zu eben so vielen Feuerleitern und die Flamme fand eine blitzschnelle Verbreitung.

Nun war an ein Vertuschen nicht mehr zu denken,

Verwirrung, Lärm, Getöse im ganzen Palast, das Losungswort: „Retten, was zu retten ist!“ hallt durch alle Räume.

Ein erstickender Qualm breitet sich wie eine undurchdringliche Wolke durch alle Gemächer und Säle.

Der Fürst, der Fürst! schreit eine Stimme.

Rettet den Fürsten! ruft eine andere.

Der Kammerdiener stürzt in das Kabinet seines Gebieters, der kränkelnd, schwach und fast betäubt da lag; noch zu rechter Zeit gelingt es jenem, den Fürsten der Gefahr des Erstickens zu entreißen; er trägt ihn hinab in den Garten, wo er auf einer etwas erhöhten Stelle in Zobelpelze gehüllt, Zeuge des verheerenden Schauspieles ist.

Die Flammen schlagen bereits zu den Fenstern heraus, da dröhnt das Feuerzeichen von den Thürmen Wiens, Trommeln wirbeln durch die Straßen, Reiter der Feuerpikets sprengen über das Pflaster, aufgeschreckte Bürger strömen nach der Landstraße und Wasserwagen und Spritzen jagen im Carriere nach der Brandstätte.

Bald daraf ziehen Pioniere, Infanteriebataillone im Geschwindschritt über das Glacis und die Polizei zu Fuß und zu Pferd eilt demselben Ziele zu.

Mittlerweile greift der Brand immer weiter um sich, jetzt schlägt ein Rauch- und Flammenwirbel durch das schneebedeckte Dach, ein lebhafter Wind facht die Lohe an, der Schnee schmilzt, das Kupferdach fängt zu glühen an, Explosionen jagen brennende Balken in die Luft und das Dach des dem Garten zugekehrten Palaistheils steht in hellen Flammen.

Unten Lärmen, Schreien, Kommandiren, oben die riesige Fackel, welche ihren blutrothen Schein über den Strom wirft und die Baumleichen des Praters mit einem gespenstischen Lichthauche anweht.

In den brennenden Gemächern versucht es die Dienerschaft den Flammen zu trotzen, um was möglich zu retten.

Bücher, Kronleuchter Alabastervasen, Antiken, Gemälde, Uhren werden hinabgeschleudert.

Zwei Flügel und ein Orgelklavier fliegen durch die Fenster, um unten zu zertrümmern, in Wasserlachen zu versinken und dann vom Pöbel scherbenweise verschleppt zu werden.

Seltenheiten der Kunst, Hunderttausende im Werthe, gehen zu Grunde; jener herrliche Saal, den die Meisterwerke Canova's zierten, stürzt unter dem Falle seiner Decke unter einem fürchterlichen Gekrache zusammen und ein aufsprühender Feuerregen ist das letzte Aufleuchten seiner Herrlichkeit.

Unten im Parke dieselbe Zerstörung.

Die reiche Umfassung ist niedergeworfen, Pionniere säbeln die seltenen Gesträuche und Anlagen nieder, um den Löschmaschinen Zutritt zu verschaffen; Berittene sprengen umher, um Haufen von Neugierigen zu den Spritzen zu treiben; das Gedränge nimmt zu, denn die Löschmannschaften mehren sich, neue Wagen und Truppen kommen heran, Platzoffiziere, Generale, Kongreßgäste nahen zu Pferde, das Getümmel vergrößert sich von Moment zu Moment, es wimmelt von Federbüschen, Helmen, Bajo-

neten, mitten hervor schießen die nach der Brunst gerichteten Wasserstrahlen.

Die Anstrengung ist außerordentlich, dennoch gelangt man bald zur Ueberzeugung, daß an eine Rettung dieses Schloßflügels nicht zu denken sei, daß man ihn seinem traurigen Schicksale überlassen müsse, um statt dessen die noch nicht von den Flammen ergriffene Umgebung zu schützen.

Den Lärm übertönend vernimmt man auf einmal einen Schrei des Erstaunens, den Tausende von Kehlen zu gleicher Zeit ausstoßen.

Hoch oben auf der schwindelnden Höhe des glühenden Dachfirstes erscheinen zwei Schornsteinfeger.

Sie sind in nasse Wolldecken gehüllt, welche von der Hitze dampfen.

Fürstliche Beamte hatten sich zu spät an Papiere erinnert, welche für den Gesandten und seine Regierung von höchster Wichtigkeit waren, sie boten im Namen des Fürsten ungeheuere Summen Demjenigen, der diese Papiere zu retten im Stande sei.

Jene beiden Waghälse kletterten durch einen freien Schornstein hinauf, bemächtigten sich der Papiere und gedachten sich in den nächsten Rauchfang hinabzulassen.

Schon umzingeln die Flammen diesen einzigen Ausweg, die beiden Vermummten eilten dennoch auf ihn zu, in diesem Momente berstet das Kupferdach, die Decke rollt mit furchtbarem Getöse zum First hinab, die Flammen schlagen thurmhoch zusammen und die beiden Schornsteinfeger stürzen in den Schlott wie Mücken in die Kerzenflammen.

Ein Schrei des Entsetzens ringt sich im tausendstimmigen Chor in die Luft:

„Sie sind verloren!"

Nein, Sie sind gerettet, wie durch ein Wunder gerettet, sie stürzten mit den Papieren aus dem Höllenofen glücklich an die frische kalte Luft heraus, mitten durch den Jammer dringt der Jubelruf: „Sie sind gerettet!"

Die kühnen Männer eilen zum Fürsten in den Garten, um ihm die Papiere zu übergeben, da tritt ihnen eine Gruppe entgegen, deren Spitze ein hoher Herr einnimmt.

Kaum hatte der Eine der Waghälse ihn erblickt, so keucht er:

„Euer Majestät, hier sind die Papiere, ich war so glücklich sie zu retten, denn ich wußte den Ort, wo sie lagen!"

Kaiser Alexander, denn er war es, rief erstaunt:

„Wie, Graf Wasili, Sie in dieser Kleidung?"

„Euer Majestät, um meinem Kaiser zu dienen, ist mir kein Gewand zu schlecht, keine Gefahr zu groß."

Der Monarch nahm ihm die Papiere aus der Hand und sagte mit Wohlwollen:

„Wie ich wahrnehme, lieben Sie es, *gefährliche Spiele* zu spielen, das heutige lobe ich; unsere zerstört gewesene Allianz ist wieder hergestellt, Majestät von China."

„Euer Majestät," rief Wasili und sank von der Güte seines Fürsten entzückt, auf die Knie.

„Stehen Sie auf, Herr General," sagte Alexander, „von heute an zählen Sie zu meinen Adjutanten."

Dem Grafen drohten vor Entzücken die Sinne zu schwinden, er stürzte durch den Garten und war so glücklich, erst an einer Stelle erschöpft niederzusinken, in deren Nähe Graf Tulczim und Helene weilten, die ihn in ihre Obhut und Pflege nahmen.

Fürst Rasumowsky hatte seinen Sitz nicht verlassen, der Morgen war bereits angebrochen, er saß noch immer an jener Stelle im Parke und sein thränenfeuchtes Auge erblickte durch die geborstenen Mauern die Reste der geräumigen Saalreihen, der stolzen Bogengänge, hohl und leer, so wie Todtenschädel, in deren Innerem einst die herrlichsten Gedanken sproßten.

Da nahte sich ihm Kaiser Franz.

Der Monarch, der nirgends fehlte, wo das Unglück drohte, hatte auch hier das Gebiet der Zerstörung umritten, die Rapporte über die getroffenen Anstalten entgegengenommen, stieg hierauf vom Pferde und ging auf den Fürsten Rasumowsky zu.

Der Garten war jedoch von Wasserfluthen aufgeweicht, von Räderspuren zerschnitten, viele der Umstehenden beeilten sich daher, für den Kaiser von den Brettertrümmern eines eingerissenen nahen Pavillons eine Art Nothweges zu legen, wofür der Monarch mit dem freundlichen „Schon gut, schon gut, meine Lieben!“ dankte.

Der Anblick des tiefgebeugten Gesandten erschütterte den Kaiser sichtbar.

Er legte Trostesworte sprechend seine Hand auf die Schulter des unglücklichen Fürsten, zog sie jedoch rasch zurück, als Rasumowsky Miene machte, sie küssen zu wollen.

Den Verlauf der Brunst beobachtend, sagte er:

„Es ist ein großes Unglück, aber wir Alle stehen in Gottes Hand. Das kann mir mit meinem Rittersaale auch noch passiren. Das haben wir von unserem Nachahmen der Franzosen!“

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Als Herr von Talleyrand das unglückliche Ereigniß erfuhr war er eben im Begriff seine Toilette zu machen und antwortete kurz:

„Eine sehr gelinde Strafe für das Glück, ein Hofmann zu sein!“

Dann überließ er sein Haupthaar wieder ruhig den Händen des Kamerdieners, der ihn weiter frisirte.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Um die neunte Morgenstunde war dem Weitergreifen der ungeheueren Feuermassen Einhalt gethan, aber acht Tage lang rauchte der Schutt und währte das Fortschleppen der vernichteten Herrlichkeiten dieses zerstörten Samarkands.

Der „österreichische Beobachter“ meldete in lakonischer Kürze, daß „in der vergangenen Nacht im Rasumowsky'schen Palais Feuer ausgebrochen sei, welches trotz der schleunigen Hilfe den größten Theil der gegen den Garten liegenden Gebäude verzehrte.“

Viele jedoch wollten darin ein böses Omen für das

anbrechende Jahr sehen, und dieselbe Geisterstimme, welche bei dem Leichenzuge des Prinzen von Ligne dem Kongresse vom Kahlenberge herüber das

„Vanitas vanitatis, omnia vanitas!“

zurief, dieselbe Stimme glaubte man heute aus den Trümmern des Rasumowsky'schen Palais zu hören, um die hohe Versammlung an den Spruch zu mahnen: „Sic transit gloria mundi!“

---

## Dreizehntes Kapitel.

### Die Sklavin.

Der Marquis Achille Montferon hatte vor den Augen der Geliebten den Schleier zerissen, welcher seine Vergangenheit verhüllte und empfand in Folge des Bekenntnisses eine Erleichterung, die der Seele wie dem Körper wohlthat.

Eine drückende Last war ihm von der Brust gesunken, eine Pein, gegen welche die jetzige Ungeduld, mit der er Theodora's Antwort entgegensah, eine Wonne war.

Diese erfolgte bald.

Der Marquis erhielt ein Schreiben, welches er mit zitternder Hast eröffnete, dessen Umfang ihn besorgt gemacht hätte, würden nicht schon die ersten Zeilen seine Besorgniß zerstreut haben.

Der Inhalt des Briefes war folgender:

„Mein theuerer Freund!"

„Als ich Ihre herzlichen Zeilen und die Enthüllungen Ihrer Jugend gelesen hatte, wäre ich gerne zu Ihnen geeilt, um Sie zu trösten und aufzurichten."

„Warum ich dies nicht früher that, warum ich es auch jetzt unterlasse, das will ich Ihnen in kurzen Umrissen klar machen."

„Von jener schrecklichen Ballscene erholt, begann ich über dieselbe nachzudenken."

„Daß die Angabe Raily's wahr sei, daran durfte ich leider nicht zweifeln, meine ganze Aufmerksamkeit war daher auf die Enthüllung gerichtet, die ich von Ihnen zu erwarten hatte."

„Wären Sie einer jener Abenteurer, die, um die Schmach des eigenen Namens oder ihrer Abkunft zu decken, unter fremden Namen herumziehen, ich würde meine Liebe bekämpft und Sie für immer gemieden haben; so lange also dieser Verdacht nicht zerstreut war, konnte ich, so wehe es mir that, mich Ihnen nicht nähern, daher mein Zurückziehen bis zu dem Momente, wo ich Ihren Brief erhielt."

„Dieser hat mich nun von Ihrem Unglücke und Ihrer Schuldlosigkeit belehrt; armer Freund, nun begreife ich Ihre Schwermuth, Ihre Düsterkeit, Ihren Trübsinn; Sie litten viel und unschuldig, auf Ihrer Seele lastet das Verhängniß Ihrer Geburt, die Vergangenheit steht, ein dräuend Gespenst hinter Ihnen, jeden Augenblick bereit, das Vorurtheil der Welt gegen Sie wach zu rufen."

„Ich begreife nun Alles und leide mit Ihnen."

„Ja, mein Freund, ich leide mit Ihnen oder richtiger ich leide wie Sie."

„Wie gerne wäre ich nach Empfang Ihrer Zeilen zu Ihnen geeilt, aber ich konnte, ich durfte abermals nicht."

„Was wir jüngst erlebten, hat mir die alte Wahrheit neuerdings bestätigt, daß kein Geheimniß tief genug, begraben sei, um nicht einmal an das Licht des Tages zu kommen; auch ich, mein Freund; habe eine Vergangenheit, weniger schrecklich wie die Ihrige, aber auch weniger schuldlos; so wie die Ihrige könnte nun auch eines Tages die meinige ihren Verräther finden und zwar vielleicht erst dann, wenn die Gefahr für uns viel größer sein würde, wie zu dem jetzigen Momente, wenn nicht erst ein zu gründendes, sondern ein schon begründetes Glück gestört werden könnte, was doch gewiß viel empfindlicher und trauriger wäre."

„Wir, mein lieber Achille, stehen jetzt auf einem Wendepunkte, wir müssen uns entweder meiden oder vereinigen, ein Drittes ist nicht möglich; bevor also das eine oder das andere geschieht, sollen auch Sie erfahren, was Sie wissen müssen, damit auch mein Leben offen vor Ihnen liege, so wie jetzt das Ihrige vor mir."

„Ich flehe Sie an, was Sie da erfahren, nur mit dem Auge des Verstandes zu prüfen und sich in diesem wichtigen Momente ja nicht durch die Liebe bestimmen zu lassen; ich zweifle zwar nicht an der Dauerhaftigkeit Ihrer Liebe, es könnte indessen doch die Stunde schla-

gen, wo die Stimme der Vernunft, welche Sie jetzt mißachten, jene des Herzens übertönen wird und dann wäre Unzufriedenheit Ihr, und Unglück unser beider Loos."

„Hören Sie mich an, mein Freund!"

„Ich bin die Tochter eines armen Bäckers, der, ein Grieche von Geburt, sich in Konstantinopel niedergelassen hatte und dort unweit des schwedischen Palastes wohnte."

„Eines Tages ritt ein Herr der französischen Gesandtschaft durch die abgelegenen Straßen Pera's spazieren und die Janitscharen aus dem Palais de France, welche ihn umgaben, zeugten von seinem Range."

„In der Nähe des Grabmals des Grafen von Bonneval bemerkte er unter einer Gruppe spielender Kinder ein Mädchen, welches ihm gefiel."

„Er erkundigte sich nach dessen Eltern, knüpfte mit ihnen Unterhaltungen an, in Folge welchen das Mädchen um den Preis von 1500 Piastern sein Eigenthum wurde."

„Das Mädchen war ich."

„Ich zählte damals kaum zwölf Jahre, der Marquis wurde mein Wohlthäter, sorgte für meine Erziehung und wenn auch nicht er, so war es die Dienerschaft, welche mich darauf aufmerksam machte, ich sei bestimmt, in einigen Jahren seine Geliebte zu werden."

„Sie verzeihen, theurer Achille, wenn ich in meiner Geschichte keinen Namen nenne, die Personen leben noch, und mein Zweck ist, Sie mit meinen und nicht mit den Erlebnissen Anderer bekannt zu machen."

„Nach zwei Jahren wurde der Marquis von seinem Hofe zurückberufen, es war natürlich, daß er mich mitnahm.“

„Ich war zu einem hübschen Mädchen herangewachsen und merkte bald die von Tag zu Tag zunehmende Zärtlichkeit des Marquis, der mir als Wohlthäter sehr angenehm und als Liebhaber sehr unangenehm war.“

„Dieses widerstrebende Gefühl machte sich auch in meinem Benehmen ihm gegenüber bemerkbar, und es mag Ihnen als Beweis seiner Herzensgüte gelten, daß er, der doch mein Herr und Gebieter war, sich meine kleinen Bosheiten gefallen ließ und nie anders als in Güte meine Neigung zu gewinnen suchte, was ihm aber nicht gelang.“

„Um mich nicht den Beschwerlichkeiten einer Seereise auszusetzen, beschloß er die Rückreise durch Polen und Deutschland anzutreten. Wir durchschnitten die europäische Türkei und gelangten nach Kamienick-Podolski, der ersten russischen Grenzfestung.

Der Gouverneur nahm uns freundlich auf und drang in den Marquis, seinen Aufenthalt daselbst auf einige Zeit auszudehnen.“

„Nur zu bald merkte ich, daß die Zuvorkommenheit des Generals meiner Wenigkeit mehr wie dem Marquis galt, es erfaßte ihn eine Leidenschaft, welche zu bemeistern er nicht die Kraft hatte.“

„Einen Diener des Marquis in's Vertrauen ziehend, erfuhr er bald, daß ich weder eine Dienende noch die Favorite des Marquis bin, sondern eine Art beweglichen

Eigenthums, erkauft um fünfzehnhundert Piaster, also eine Art Sklavin.“

„Der General, ein sehr schöner Mann, kaum dreißig Jahre alt, näherte sich mir und zwar, mit Erröthen bekenne ich es, mit größerem Erfolge als der Marquis.“

„So wurde mein Fehltritt zugleich ein Akt der Undankbarkeit, also eine doppelte Schuld, die mich belastet.“

„Der russische Gouverneur, meiner Einstimmung sicher, ergriff das beste Mittel, mich von dem Marquis zu trennen.“

„Eines Nachmittags, als der Marquis außerhalb der Festung auf einem Spazierritt begriffen war, ließ er die Thore sperren und alle Zugbrücken aufziehen.“

„Der Marquis begehrte Einlaß, vergebens, der General ließ dessen Diener und Gepäck vor die Festung bringen, übersendete ihm eine Summe, welche den Kaufpreis und die beiläufig für mich gemachten Auslagen aufwog; der Marquis brach in Verwünschungen aus, mußte sich jedoch der Gewalt fügen und reiste ab.“

„Ich bekenne Ihnen, daß ich den General nicht liebte, daß dies Gefühl meinem Herzen überhaupt noch ganz fremd war, daß ich für ihn nicht einmal jene ehrerbietige Hochachtung empfand, die mich für den Marquis beseelt hatte.“

„Im ersten Momente bestach mich seine kriegerische Erscheinung, später betäubten mich seine Schmeicheleien, welche meine Eitelkeit aufwirbelten, noch später aber, als diese Betäubung gewichen und jener Eindruck verwischt war, erfaßte mich eine Gleichgiltigkeit, welche zu

dannen der General weder Geist noch Humanität genug besaß."

„Eine Reise, die der General antrat, führte uns nach Deutschland."

„Mein Verhältniß zu ihm konnte kein Geheimniß bleiben und Alles drängte sich heran, um meiner Schönheit zu huldigen."

„Der General sah diese Aufmerksamkeiten gerne an, denn es schmeichelte ihm, eine Sklavin zu besitzen, welcher Alles was reich und vornehm war, huldigte."

„Wir befanden uns in Hamburg, mein Verhältniß zu dem Grafen wurde mir von Tag zu Tag peinlicher und lästiger, er war hart genug, mich oft meine Abhängigkeit fühlen zu lassen und ich hatte jetzt schon Ursache, meine Undankbarkeit zu bereuen."

„Unter den Männern, welche sich in Hamburg in meine Nähe drängten, befand sich ein Greis, ein Grieche, von Geburt, der seine Landsmannschaft geltend und mich auf die unwürdige Rolle aufmerksam machte, welche ich als Begleiterin des Generals spielte."

„Ich zählte damals siebzehn Jahre, war aber zum Glücke klug genug, die Vorstellungen zu beherzigen und die Anerbietungen Asaws, so hieß der alte Mann, anzunehmen."

„Diese bestanden darin, daß er mir seine Hand anbot und zugleich versprach, mich von dem General zu befreien."

„Ich willigte ein."

„Eines Vormittags kam ein Notar zu dem General

und überraschte diesen mit Nachrichten, die ihm keineswegs angenehm waren."

„Mein Herr," sagte er zu ihm, „Sie sehen in mir den Sachwalter des Herrn Asaw, eines reichen griechischen Kaufherrn. Er liebt Ihre Sclavin und kann ohne sie nicht leben, er hat sie bereits bei sich, und beide befinden sich auf dem Schiffe, welches zum Absegeln bereit ist. Sie werden begreifen, daß Theodora für Sie unwiederbringlich verloren ist, wenn Herr Asaw nur ein wenig gewissenlos wäre, dem ist aber nicht so, er will kein Dieb oder Räuber sein, er kauft nur den Edelstein, den Sie nicht zu schätzen wissen, von Ihnen zurück und bietet Ihnen durch mich eine Million Rubel, wenn Sie in einem rechtsgiltigen Dokumente auf den Besitz Theodora's verzichten."

„Der General war im ersten Momente wie aus den Wolken gefallen, nach einigem Widerstreben mochte er sich aber an die Zugbrücken von Kamienick Podolski erinnern, willigte ein und ich wurde Asaws Gattin."

„Ich trat damit wohl aus der zweideutigen Stellung, welche ich bisher einnahm, allein glücklich wurde ich nicht."

„Mein Gatte liebte mich, ich vermochte den greisen Mann nur zu schätzen, mein Besitz kostete ihm die Hälfte seines Vermögens und die andere Hälfte war bestimmt, in die Hände Raily's zu fallen."

„Wir befanden uns in Spaa, mein Gatte machte die Bekanntschaft des Engländers und führte ihn bei uns ein."

„Es währte nicht lange, so begann Railly, mich mit seinen Liebesanträgen zu verfolgen, ich wies sie zurück, denn ich wollte mich nicht neuerdings mit der Schuld der Undankbarkeit belasten."

„Railly suchte meinen Gatten in sein Netz zu locken, um ihn, als das Hinderniß zwischen mir und ihm, zu beseitigen."

„Asaw war kein Spieler, Railly brachte es indessen, wer weiß durch welche Mittel dahin, daß der alte Mann mit ihm in's Spiel sich einließ, und manche Nacht am grünen Tische zubrachte."

„Eines Morgens erhalte ich zu meinem Entsetzen folgende mit Bleistift geschriebenen Zeilen von der Hand meines Gatten:"

„Theuere Theodora!"

„Ich habe heute Nacht mein ganzes Vermögen an Railly verspielt, ich bin ein Bettler und vermag Dir nichts mehr zu bieten — ich habe Dich unglücklich gemacht, ich will meine Schuld Dir gegenüber damit mildern, daß ich Dich von einem alten Gatten befreie, an dessen Seite Dir die Armuth doppelt drückend erschiene." „Asaw."

„Der unglückliche Greis hatte sich in der Verzweiflung getödtet und ich entfloh, um den Verfolgungen des Spielers nicht weiter ausgesetzt zu sein; mein ganzes Vermögen bestand in dem Dokumente des Generals, welches meine Freiheit sicherte und in den Ehedokumenten, die meine Ehre rechtfertigten."

„Sie sehen also, theuerer Achille, daß mein Geschick mit dem Ihrigen eine gewisse Aehnlichkeit hat, daß Railly

in beide thätig eingriff, daß ich aber nicht so glücklich bin, wie Sie, schuldlos dazustehen."

„Die Reue, welche meiner Verirrung folgte, scheint den Himmel ausgesöhnt zu haben und er verließ mich nicht."

„Ich reiste zu meinen Eltern, traf sie jedoch nicht mehr am Leben, dafür wurde mir der Antheil einer reichen Erbschaft eingehändiget, die uns von einem entfernten Verwandten zugefallen war."

„Ich verließ die türkische Hauptstadt und meine Geschwister und kam im Laufe des letzten Sommers hieher."

„Ich sah Sie und woran ich bisher nicht gedacht, ich lernte jenes beseligende Gefühl kennen, welches einmal angefacht, nicht erlischt, welcher das Leben mit neuen Reizen, mit nie geahnten Wonnen schmückt, ich liebe Sie."

„Und nun, mein Freund, wissen Sie Alles, Alles."

„Nun liegt meine Zukunft in Ihrer Hand."

„Sie haben Ursache, sich von mir zu wenden, ich habe keinen Grund, Sie zu fliehen; Vorurtheile sind dem Herzen, welches liebt, fremd, wo aber, wie bei mir, die Vergangenheit durch eine Schuld verdüstert wird, dort soll nicht allein das Herz, sondern auch der Verstand erwägen, ob die Ehre nicht leidet, wenn man das, was geschehen, übersieht."

„Leben Sie wohl, mein theurer Achille, welchen Entschluß Sie auch immer fassen werden, ich werde mich in Demuth Ihrem Willen fügen und nie aufhören, Sie zu lieben."

„Theodora."

## Vierzehntes Kapitel.

### Licht und Schatten.

Achille hielt Theodora's Schreiben noch lange in der Hand, als er es schon gelesen hatte.

Der jugendliche Fehltritt Theodora's, so sehr er auch darüber nachsann, erschien ihm keineswegs als eine Schuld, die in diesem Momente als das Hinderniß einer Verbindung angesehen werden konnte; wie viele Frauen, so dachte der Franzose, gibt es, die sich einen oder den anderen jugendlichen Fehltritt vorzuwerfen haben, ohne daß wie bei Theodora Entschuldigungsgründe vorhanden wären, welche die Schwere der Schuld fast ganz auf die Seele der habsüchtigen Eltern wälzen?

Achille fand keine Ursache, der Geliebten in Folge ihres Bekenntnisses seine Achtung zu entziehen, seine Gefühle blieben dieselben, und da nun jede Gefahr, welche seinem Glücke von dieser Seite drohte, beseitigt war, so durchzog ein beruhigendes Gefühl seine Seele und es blieb ihm nur der Wunsch übrig, seine Erholung möge rasch vorwärts schreiten und ihm baldigst gestatten, Theodora zu besuchen.

Dieser Wunsch wurde schon eine Stunde später in überraschender Weise, wenn auch nicht buchstäblich, erfüllt.

Eine verschleierte Dame trat schüchtern bei ihm ein, es war — Theodora.

Achille wollte sich erheben, um ihr entgegen zu eilen.

Bleiben Sie, mein Freund, ich bitte, bleiben Sie.

Sie eilte auf ihn zu, er faßte stürmisch ihre Hand und küßte sie feurig.

Sie lieben mich noch, Achille?

Ob ich Sie liebe? Eben so heiß, eben so glühend wie früher.

Hat mein Geständniß mir nicht einen Theil Ihrer Achtung entzogen?

Theodora, ich lege meine Rechte auf das Herz und spreche aus tiefster Ueberzeugung: „Nein!" ich liebe und achte Sie wie ehedem und wünsche nur, daß auch Sie. —

„Kein Wort mehr davon, mein Freund," bat Theodora, „Sie wissen jetzt, welchen Zweck Raily mit dem Verrathe verband, er wollte uns trennen und glaubte in Ihrem Geheimnisse das Mittel dazu zu haben. Er irrte sich; das Wetter, welches er heraufbeschwor, ging, dem Schöpfer sei es gedankt, ohne Schaden vorüber und brachte uns den Vortheil, daß es die Luft unseres Liebeshimmels reinigte und wir von nun an keine Gefahr mehr zu fürchten haben."

Theodora ließ sich an Achille's Seite nieder, er schlang seinen Arm um sie und sie lehnte sich zutraulich an seine Brust.

„Ich bin wieder glücklich," lispelte die junge Frau mit einem Tone, den die Seligkeit ihres Herzens durchzitterte, „ich mußte aber auch lange genug dulden, ach,

mein Freund, was habe ich während der paar Wochen seit jenem verhängnißvollen Balle gelitten! Zuerst die Angst um Ihr Leben, dann die Ungeduld bis zu Ihrer Kundgebung, dann das Auftauchen des Gewissens in dem eigenen Herzen, dann die Furcht um Ihre Liebe, ach, mein Freund, ich mag gar nicht daran denken, es war eine kummerschwere, thränenreiche Zeit; ich war zu ungeduldig, um Ihren ersten Ausgang abzuwarten, deshalb eilte ich zu Ihnen, ich hätte es nicht thun sollen, ich fühle es, aber ich vermochte nicht mehr mich zu überwinden, Sie zürnen mir doch nicht?"

„Ist der Kuß eines Zürnenden so glühend wie der meine?" fragte der Marquis lächelnd.

Theodora blickte ihm treu in's Auge und fuhr dann fort:

„Nein, nein, Du zürnst mir nicht, Du liebst mich, ich fühl' es an dem Pochen Deines Herzens; ach Achille, nun erst, da ich Gefahr lief, Dich zu verlieren, nun erst weiß ich, wie sehr ich Dich liebe und daß ich ohne Dich nicht leben könnte. Oh, sprich nicht, mein Geliebter, Du bist noch schwach, die Anstrengung könnte Dir Schaden bringen, laß mich plaudern, befiehl, wovon ich sprechen soll, und ich werde Dir gehorchen, ich fühle mich heute so selig wie noch nie. Nun, mein Gebieter, rede, wovon wünschest Du, daß ich spreche?"

Der Marquis zog die geliebte Frau fester an sich und erwiederte:

„Sprich von unserer Liebe und ich werde nicht auf-

hören, den süßen Worten zu lauschen wie der Verkündigung eines Engels."

„O mein Freund, erhebe mich nicht zu hoch, damit ich, als ein warnend Bild, meine Vergangenheit nicht aus dem Auge verliere. Ich bin nichts als eine sündige Sklavin, die der Himmel in seiner Langmuth mit einem Schatze gesegnet hat, mit Deiner Liebe. Du wünschest, daß ich von unserer Liebe spreche, wohlan, es sei. Du mußt mich aber nicht ein thöricht Weib schelten, wenn ich Dir bekenne, daß mir die Liebe als eine Krankheit des Herzens erscheint. Je länger der Mensch sich der Gesundheit erfreut, desto heftiger erfaßt ihn die Krankheit, wenn sie kommt; gerade so ist's mit der Liebe, je später sie sich einfindet, desto glühender ist sie. Die Liebe erfaßt uns wie ein Delirium, man sieht Alles in einem anderen Lichte, man glaubt sich der Erde entrückt und von einer fremden Welt umgeben: seitdem ich Dich liebe, bin ich nicht mehr die Frau, die ich war, ich scheine mir jünger, herzlicher, lebensfreudiger, ich bin es auch, denn das Glück verjüngt und zaubert Blumen zum neuen Leben empor, die unter dem Eishauche des Kummers verdorrt schienen. Du wirst mich vielleicht im Stillen der Schwärmerei beschuldigen? Gönne mir das Glück; der Unglückliche schwärmt nie, bei ihm sind die Flügel der Fantasie gelähmt, er kann hoffen, wenn Glaube ihn beseelt, er kann wünschen, wenn er noch nicht ganz verzagt, er kann resigniren, wenn er die moralische Kraft dazu besitzt, aber schwärmen kann er nie. Das Unglück bannt uns an die Erde, drückt den Geist zu Boden, das Glück läßt ihn sich aufschwingen in luf-

tigere Regionen, er gewinnt eine weitere Fernsicht und die Menschen in ihrer irdischen Verblendung nennen dies Schwärmerei. Darum, mein Geliebter, finden Liebe und Schwärmerei sich immer beisammen, die Liebe ist Wonne, Schwärmerei ist ein Kind derselben."

Achille unterbrach die Geliebte, indem er lächelnd sagte:

„Ich könnte manche Deiner Behauptungen widerlegen."

„Oh, thu es nicht, mein Achille, flehte Theodora, zerstöre nicht den süßen Traum; wie ich eben sprach, so fühle ich, der Verstand mag Manches daran auszusetzen haben, was liegt aber daran? Das Herz befindet sich wohl dabei. Wünschest Du Geistestiefe oder Logik, so such' sie bei Gelehrten, bei einer Frau such' Liebe und Du wirst sie finden."

Der Marquis liebkoste die reizende Schwätzerin, sie erwiederte die süßen Schmeichelworte und die Küsse, und keines von Beiden merkte, daß die Dunkelheit hereingebrochen war; wie der Phosphor, so schienen auch ihre glühenden Augen Licht auszuströmen um sie her eine Helle zu verbreiten, welche sie die Finsterniß nicht ahnen ließ.

Das Aufgehen der Thüre machte sie zuerst auf die Außenwelt aufmerksam.

Ein Mädchen trat ein, übergab dem Marquis einen Brief und sagte blos: „Herrn von Montferon!" worauf es sich wieder entfernte.

Achille zündete eine Kerze an, durchflog das mit Blei beschriebene Papier und erblaßte.

„Mein Gott," rief Theodora erschreckt, „was hast Du schon wieder? Was ist geschehen?"

Achille antwortete nicht, sondern blickte starr vor sich nieder.

Die Geliebte weckte ihn mit Küssen aus der Erstarrung und drang mit der zärtlichsten Besorgniß in ihn, ihr die Ursache seines Schreckens mitzutheilen.

Der Marquis raffte sich auf, umschlang die theuere Frau und erwiederte:

„Ich glaubte mich einen Moment lang nur von Licht umflossen, die Liebe erleuchtete wie eine Sonne Alles, was ich ansah und ließ mich vergessen, daß es auch Schatten gibt; was ich erfuhr, ist nun ein solcher Schatten, der mich aus meinem Glückstraume weckt."

„Erkläre Dich, Achille, ich flehe Dich an, löse das neue Räthsel, damit mich die Unruhe nicht neuerdings verzehre."

„Ja, Du sollst Alles erfahren; ich weiß, wie Du mich liebst und die Liebe ist keines Verrathes fähig. Doch früher laß mich die Thüren verschließen, damit kein ungebetener Lauscher das gefährliche Geheimniß erfahre."

Der Marquis that wie er sagte und fuhr dann fort:

„Schmiege Dich innig an mich, theures Herz und bleib ruhig, denn was ich Dir mitzutheilen habe, bedroht unsere Liebe nicht, ist aber einer jener Querstriche, welche das Schicksal nur zu oft durch unsere Plane und Wünsche zieht. Ich glaube Dir bereits Andeutungen gege-

ben zu haben, die Dich erkennen ließen, daß ich ein Anhänger jenes Mannes bin, den zu besiegen sich ganz Europa vereinigen mußte. Ich habe von den Bourbonen genug gehört, um sie zu hassen, ebenso hab' ich von der Republik genug erfahren, um mich vor ihr zu entsetzen; Napoleons Hand ist zwar eine eiserne, sie lastete eben so schwer auf uns, wie jene der Könige, allein mit welch' einer Glorie, mit welch' einem Strahlenglanz schmückte er Frankreich, was ist das Land durch ihn geworden? Wende Dich an das ganze jüngere Frankreich und Du wirst dieselbe Sympathie finden, um jene verrotteten Anhänger des Königthumes, denen Napoleon die Rückkehr ins Vaterland ermöglicht, ferner die Großen und Marschäle des Reiches, die er aus dem Staube emporgehoben, und die jetzt der unter ihm gesammelten Reichthümer froh werden wollen, sie denken anders und beladen sich mit dem Kainszeichen der Undankbarkeit. So lange Napoleon lebt, wird er das Losungswort der jüngeren Generation sein, und sein Name wird noch fortwirken, wenn er aus dem sterblichen zum unsterblichen Leben übergegangen. Du hast den Namen F o u ch é gewiß schon nennen gehört, schlau, verschmitzt, ehrsüchtig und intriguant, wie der Mensch ohne Luft, so kann er ohne Intriguen nicht leben. Er stimmte als Konventmitglied für den Tod Ludwig XVI., und diesen Antheil an dem Königsmorde werden ihm die Royalisten nie verzeihen. Sie sagen, Fouché habe seine republikanischen Missethathaten im kaiserlichen Koth abgewaschen und der Sansculotte sei in einen Herzog verwandelt. Fouché weiß,

wie er gegen Napoleon intriguirt hat, er kennt den Widerwillen der Legitimisten und intriguirt nun für eine neue Kombination, er will eine Regentschaft im Namen des Königs von Rom zu Stande bringen. Fouché ist klug, er sieht, daß die Bourbons sich nicht halten können, er gleicht jenen Hausratten, welche den Einsturz des Gebäudes schon frühzeitig wittern und entfliehen, daher benützt er die Abwesenheit des Kaisers, um sich Verdienste zu sammeln und Agitation für die Regentschaft muß doch dem Kaiser nur angenehm sein. Um nun die Regentschaft zu ermöglichen, ist aber vor Allem die Anwesenheit des Königs von Rom in Paris nothwendig, der Prinz muß daher von hier entfernt werden, und mit diesem Auftrage kam ich hieher."

„Du, Achille?" fragte Theodora betroffen.

„Fouché kennt meine Gesinnung und übertrug mir die Sendung. Er setzte mich durch ein vertrautes Genueser Handlungshaus mit Elba in Verbindung, Elba, Paris und Wien bilden das kabbalistische Dreieck, aus welchem die glückliche Zukunft Frankreichs hervorgehen soll. Ich bin hier mit einer außerordentlichen Vorsicht zu Werke gegangen, die Entführung des Prinzen sollte schon in den nächsten Tagen stattfinden, da kam jener unglückliche Abend und meine schwere Krankheit dazwischen. Du wirst Dich entsinnen, Geliebte, daß ich von einer Reise nach Basel sprach, dahin waren die Relais gelegt, dorthin sollte der Sohn Napoleons gebracht werden. In den Zeilen, welche ich jetzt erhalten habe,

erfahre ich nun, daß das ganze Unternehmen verrathen, vereitelt ist."

„Oh, mein Gott! rief Theodora besorgt."

„Es wurde bei einem Sattler eine Kalesche mit einer doppelten Rückwand bestellt, der Handwerker schöpfte Verdacht undmachte bei der Polizei die Anzeige. Die Polizei nahm den Wagen in Augenschein und fand das geheime Fach größer als es gewöhnlich zu sein pflegt. Die Anwesenheit des Grafen Montesquiou flößte ihr ohnedem Mißtrauen ein, dazu noch die Anzeigen und Warnungen von außen her, genug, das Unternehmen ist vereitelt, bevor es noch begonnen wurde."

„Und Du, droht Dir keine Gefahr?"

„Nein, die Bestellung geschah durch einen Freund, der bereits in der Schweiz ist; man kann mich eben so wie jeden Franzosen im Verdachte der beabsichtigten Entführung haben, allein es ist nichts vorhanden, was diesen Verdacht bekräftigen oder ihm einen Anhaltspunkt bieten könnte."

„Ich zittere für Deine Freiheit!"

„Fürchte nicht, mir droht keine Gefahr. Ich hätte der Sache des Kaisers gern Vorschub geleistet, da es jedoch die Vorsehung anders gelenkt, so muß ich mich wohl fügen. Nun aber hält mich nichts mehr in Wien zurück, wenn Du dem früheren Entschlusse noch immer getreu bist, so ziehen wir fort."

Theodora unterbrach ihn:

„Oh, ich folge Dir, wann und wohin Du willst. Hast Du Dich erst ganz erholt, so ziehen wir fort nach

dem Süden oder nach der Schweiz, dort finden wir Ruhe und Glück."

Der Marquis zog die Geliebte an sich, strich ihr das schwarz glänzende Haar glatt und küßte die herrliche Stirne.

Theodora erwiederte die Liebkosungen und sagte mit dem Tone der innigsten Befriedigung.

„Sieh doch mein Freund, wie Alles in unserer Liebe kommt. Unser Feind hat statt, wie er beabsichtigte, uns zu trennen, unsere Verbindung nur beschleuniget. Selbst der Schatten, der diese Lichtseite unterbrach, ich meine die unangenehme Nachricht, welche Du so eben erhieltst, dient dazu, Dich nun ganz unabhängig zu machen und wir können uns nun einander ungestört angehören."

Achille blickte die von Freude verklärte Freundin entzückt an und auch auf seiner Stirne thronte die Wonne über die glückliche Wendung des Geschickes.

Die Liebenden überließen sich sorglos der Zukunft, ohne den Wetterstrahl oder ihren Häuptern zu ahnen, der schon in einigen Tagen und zwar diesmal aus ganz heiterem Himmel, niederfahren sollte.

# Fünfzehntes Kapitel.

## Ein neuer Angriff.

Wie ein Raubthier sein Opfer so behielt Raily Theodora im Auge.

Der Engländer empfand für die junge Frau eine Leidenschaft, die seit seiner Anwesenheit in Wien sich auf eine gefährliche Höhe gesteigert hatte, je öfter er sie sah, desto glühender wurde sein Verlangen nach ihr und wie oft sah er sie nicht?

Wie oft stand er, um von jenseits nicht bemerkt zu werden, von dem Vorhange geschützt, und lauschte hinüber nach der reizenden Nachbarin, die für ihn kein Gefühl als das der Verachtung hatte.

Und doch, so zäh ist die sinnliche Gier, doch gab er seine Hoffnung nicht auf, er glaubte in der Vergangenheit Achille's ein Mittel gefunden zu haben, das neugeknüpfte Liebesband der jungen Frau zu zerreißen, ein Abscheu, so wähnte er, würde dem jungen Manne ihr Herz entfremden und war dies geschehen, dann hoffe er, könne eine Annäherung wahrscheinlicher sein.

Die Späher, welche Raily aufstellte, und seine eigenen Augen überzeugten ihn jedoch bald, daß er sich getäuscht.

Die Theilnahme Theodora's für den Kranken, der Schritt, den sie nach seiner Wiederherstellung zuerst that, um sich ihm in Liebe ganz so wie früher zu nähern, das Alles überzeugte den Engländer, daß seine Mine nichts gesprengt, sondern nur ausgeblasen hatte, seine Berechnung war eine falsche, er hatte die Widerstandslinie zu gering geschätzt und nicht bedacht, daß diese beiden, durch ihre Schicksale fast gleichartigen Wesen seit ihrer Verbindung in einer so innigen Cohäsion standen, daß es um sie zu trennen einer viel größeren Kraft bedurfte, wie ihm dieses Mal zu Gebote stand.

Und das Glück war dem Engländer hold, es führte ihm eine Waffe zu, deren Unwiederstehlichkeit ihm im ersten Momente einleuchtete, die zu benützen er daher keinen Moment versäumte.

Herr Raily begab sich zu Theodora, es war das zweite Mal, daß er in Wien die Schwelle ihrer Wohnung überschritt.

Wohl wissend, daß die Dame, wenn sie seinen Namen erfuhr, ihn zu empfangen sich weigern würde, leitete er sein Erscheinen so ein, daß es eher ein Ueberfall wie ein Besuch genannt werden konnte.

Die junge Frau war überrascht und erstaunt, ihrem Verfolger sich gegenüber zu sehen.

Zornesröthe überflog ihre Wange und sie erhob sich um auf das Glockenband zuzueilen, und ihre Diener zu rufen.

Raily erkannte die Absicht und rief ihr drohend zu:

„Madame, keinen voreiligen Schritt, wenn Sie nicht sich und Achille verderben wollen!“

Theodora erblich und blieb zaghaft stehen.

Sie wußte es bereits aus Erfahrung, wie viel der Engländer zu wagen im Stande war, wenn es galt, seine Pläne durchzuführen, sein zudringlicher Besuch kündigte ihr einen neuen Schlag an, den er zu führen gesonnen war, ihr drohte also eine neue Gefahr; war es demnach klug, den Gegner der Gelegenheit zu berauben, Sie mit dieser Gefahr bekannt zu machen, ihn dadurch noch mehr zu reizen, und um so gefährlicher zu machen?

Dies bedenkend gab sie ihren früheren Vorsatz auf, kehrte sich dem Engländer zu und fragte, ihn düster anblickend: „Was wollen Sie, mein Herr?“

Herr Raily lächelte wohlwollend und entgegnete:

„Ich wiederhole Ihnen Madame, ich will nichts als Ihr Glück.“

„Sie wollen mein Glück?“ rief die Dame empört, „und das wagen Sie mir zu sagen?“

„Ja Madame, ich thue dies kühn und erbiete mich, es Ihnen zu beweisen. Sie entsinnen sich wohl noch meiner Worte, als ich das erste Mal an dieser Stelle stand: damals ließ ich Sie erkennen, daß ich im Besitze einer Waffe gegen Achille bin, ich warnte Sie, ich bat Sie von ihm zu lassen, Sie wollten mich nicht hören und wähnten, meine Drohung, wie Sie es nannten, nicht fürchten zu müssen. Ich bat Sie noch im letzten Momente sich die Schmach zu ersparen, vergebens, Sie zwangen mich zu sprechen, ich that es, in der Hoffnung, zu Ihrem

Glücke beizutragen, wenn ich Sie vor der Verbindung mit dem Sohne eines Henkers warne."

„Hatten Sie etwa auch mein Glück im Auge, als Sie Ihre Enthüllung mit so großem Eclat in Scene setzten?"

„Ja, Madame, denn ich glaubte, Sie damit um so rascher und sicherer von Montferon zu trennen."

„Sie haben sich aber getäuscht!"

„Leider. Ich bemerke zu meinem Erstaunen, daß Sie sich über das Urtheil der Welt hinaussetzen."

„Das Vorurtheil, mein Herr!"

„Daß Sie lieber Ihren Verbindungen in der Gesellschaft, Ihrer Stellung entsagen."

„Genug, mein Herr, ich bin nicht in der Laune, von Ihnen eine Gardienenpredigt anzuhören. Eine Gesellschaft, die sich des Umganges mit Leuten Ihres Gleichen nicht scheut, hat kein Recht, auf das tadellose Leben des Marquis von Montferon einen Stein zu werfen."

„Wir wollen über dergleichen subtile Ansichten nicht viel Worte verlieren; ich will in meiner früheren Beweisführung fortfahren, um darzuthun, daß ich nichts will, als Ihr Glück. Ich bin gekommen Sie zu warnen, Madame!"

„Warum! Vor wem?" Doch nicht vor Ihnen?

„Spotten Sie nicht, Madame," entgegnete Raily drohend, „ich warne Sie vor Achille Montferon."

Theodora blickte ihn betroffen an und er fuhr dringend fort:

„Ich schwöre Ihnen, Theodora, er ist, wenn ich es will, verloren und Sie mit ihm!“

Die Dame mußte sich zwingen, um gleichgiltig zu scheinen.

„Sie hören also nicht auf mich zu verfolgen?“ stammelte sie.

„Ich kann nicht, Madame, ich liebe Sie zu sehr, ich kann Sie nicht in den Armen dieses Menschen sehen.“

„Mein Herr, sprechen Sie, ich will Sie hören, nur um Eines flehe ich Sie an, sprechen Sie nicht von Ihrer Liebe zu mir, sondern sagen Sie es offen heraus, daß Sie mich hassen, daß Sie mich verderben wollen.“

„Wollte ich dies, Theodora, so wären Sie es jetzt schon, ich wiederhole Ihnen jedoch, ich strebe nicht nach Ihrem Unglücke, sondern nach Ihrem Besitze.“

„Nie, nimmermehr! So wahr“ —

„Keinen Schwur, Madame, bevor Sie nicht die Gefahr kennen, die über Ihrem Haupte schwebt und die nur ich allein zu verhüten im Stande bin. Hören Sie mich an. Einem jungen Menschen, dem ich einmal meinen Salon geöffnet hatte, wurde seine Schwester entführt. Fremd, ohne wesentliche Verbindungen, nahm er in der Bedrängniß seine Zuflucht auch zu mir und bat mich, bei meinen weitverbreiteten Bekanntschaften dem Mädchen nachzuforschen. Er vertraute mir an, daß er einen jungen französischen Grafen im Verdachte der Entführung habe, den er bei mir im Salon sah und der seine Schwester mit Liebesanträgen verfolgte; jener Graf sei aber schon am Morgen des Unglückstages nach Paris abgereist. Der

arme Bursche flößte mir Mitleiden ein und ich erkundigte mich näher um seine Verhältnisse und versprach ihm, mich seiner ernstlich anzunehmen. Bei dieser Gelegenheit gelangte ich in den Besitz eines seltenen Dokumentes. Der junge Mensch brachte nämlich im Herbste vorigen Jahres auf seiner Hieherreise eine Nacht im Gasthause in Hollabrunn zu. Dort fand er einen Brief, den ein Passagier vor ihm, unter über Bord geworfenen Papieren, ganz gewiß ohne es zu wollen, zurückgelassen hatte. Dieser Brief — ich bitte Madame, ihn anzusehen — ist in diesem Momente für mich von unschätzbarem Werthe. Es wird Ihnen wahrscheinlich bekannt sein, daß die Polizei einem Komplote nachspürt, welches die Entführung des Königs von Rom von Schönbrunn beabsichtigte. Dieser Brief nun kompromittirt die hier anwesende Hauptperson des Unternehmens und diese ist Achille Montferon."

Die Dame stieß einen leisen Schrei aus und sank in ein Fauteuil zurück.

„Mein Gott," murmelte sie, „was wird noch Alles über mich kommen?"

Raily ließ den Schreck seine Wirkung thun, und fuhr fort:

„Dieser Brief ist zwar ohne Unterschrift, ist jedoch eigenhändig von dem Herzoge von Otranto geschrieben, der Polizei werden die Schriftzüge des Herrn v. Fouché gewiß eben so bekannt sein, wie mir. In diesem Briefe ist von einem wichtigen Unternehmen die Rede, welches während des Kongresses auszuführen sei, dessen Leitung dem Empfänger des Briefes, nämlich Herrn Montferon

anvertraut ist; um Verbindungen anzuknüpfen wird eine Frau von M. empfohlen, das ist nämlich Madame Montesquiou, die Aya des Prinzen. Auch sie wird durch diesen Brief compromittirt. Daß Achille Montferon wirklich im Besitze dieses Briefes war, werden zwei Menschen beschwören, dies genügt, übrigens werden sich durch die Untersuchung wahrscheinlich mehrere Zeugen ergeben. Sie sehen also, Theodora, dieser Brief reicht hin, dem Marquis von Montferon auf viele Jahre die freie Unterkunft in irgend einer österreichischen Festung zu verschaffen, und Ihnen droht dieselbe Gefahr. Sie haben mit ihm im vertrauten Umgange gestanden, er besuchte Sie, Sie kamen — wenn auch nur zweimal — zu ihm, was ist also natürlicher, als daß Sie von seinen politischen Plänen Kenntniß hatten. Sie mögen hundertmal betheuern, Sie seien unschuldig, man wird es nicht glauben, denn in solchen Dingen muß man vorsichtig sein, und wenn am Ende auch keine Strafe, so steht Ihnen eine langwierige Untersuchung bevor. Ich habe Ihnen die Folgen enthüllt, die über Sie hereinbrechen, wenn ich von diesem Briefe und von den beiden Zeugen die mir zu Gebote stehen, Gebrauch mache,; ich erlaube mir nun die Frage: Wollen Sie Achille verlassen, und sich mir in Liebe zuwenden, oder wollen Sie mich zwingen, ihn und Sie mit diesem Briefe zu verderben?"

Die Dame bedeckte ihr Antlitz mit den hohlen Händen und brach in Thränen aus.

Ihr Muth, ihre Widerspenstigkeit waren gebrochen.

Das Vorurtheil hatte sie leicht besiegt, dem leicht-

fertigen Urtheile der Gesellschaft bot sie Trotz, allein solcher Gefahr zu begegnen, war sie unvermögend.

Der Justiz gegenüber bricht jede Romantik, man kann eine Liebe in einer Strohhütte, in eine Felsenhöhle verbergen, in einer Kasematte jedoch ist sie verdammt schlecht aufgehoben.

Liebesklagen mögen mit Nachtigallenschlag, mit dem Murmeln der Quelle, mit dem Rauschen des Waldes, sie mögen sogar mit dem Toben des Sturmes recht gut harmoniren, zu dem Klirren der Kette passen Sie herzlich schlecht.

Der Schmerz erfaßte Theodora mit voller Kraft; die Gefahr, die ihr und Achille drohte, die Demüthigung vor ihrem Feinde, sie war nicht im Stande, sich in Zuversicht aufrecht zu erhalten, sondern sank dem Engländer zu Füßen, rang die Hände und jammerte:

„Erbarmen, haben Sie Erbarmen mit einer hilflosen Frau, die Ihnen nie etwas zu Leide gethan hat.“

Raily hob sie freundlich auf, — schon daß sie seine Berührung duldete, war ein Symptom ihrer Niederlage — und sagte mit einem Tone so sanft er ihm nur möglich war:

„Theodora, seien Sie gerecht, Sie behaupten, mir nichts zu Leide gethan zu haben; und denken nicht an den Schmerz, den ich in mir trage, von dem Momente an, wo ich Sie kennen lernte. Ich liebe Sie, gewiß so heiß, wie Montferon, können Sie es mir verargen, wenn ich Alles anwende, um in Ihren Besitz zu gelangen? Ich habe nicht die Kraft, meine Leidenschaft zu bewälti-

gen, haben Sie deßhalb ein Recht, mich zu hassen? Sie sagten, Sie können mich nicht lieben, ich begnüge mich, wenn Sie mich nur dulden, ich will nicht Ihr Herr und Gebieter, sondern Ihr Sklave sein. Versuchen Sie es, sich mit dem Gedanken, mir anzugehören, zu befreunden, und es wird Ihnen gelingen. Ich fordere nicht, daß Sie mir Ihre Ehre opfern, sondern biete Ihnen meine Hand und mein Vermögen. Ich bin nicht rachesüchtig; wenn ich Ihnen wehe that, geschah es nur aus dem Grunde, weil ich nie aufhörte, nach Ihrem Besitze zu streben."

„Sie haben es also beschlossen, mich unglücklich zu machen?"

„Ich wende Alles an, Sie zu meiner Gattin zu machen; daß Sie in dieser Verbindung nicht unglücklich werden, soll die Aufgabe meines Lebens sein. Thun Sie nur Einen Schritt, den ersten, sich mir zu nähern, und das Uebrige wird sich finden. Ich will Sie nicht drängen, ich gewähre Ihnen einige Tage, um die Trennung von dem Marquis und die Verbindung mit mir einzuleiten. Ich schwöre Ihnen, Theodora, Sie werden es keinen Augenblick bereuen, sich mir genähert zu haben. Auf Eines jedoch mache ich Sie aufmerksam, verbannen Sie jeden Hintergedanken und schmeicheln Sie sich ja nicht, mir während dieser Fristtage entfliehen zu können. Sie sowohl als Montferon sollen mit Argusaugen bewacht sein, und keiner Ihrer Schritte wird unbelauscht bleiben. Ich ersuche Sie, dem Marquis die Situation in ihrer ganzen Gefährlichkeit darzustellen; wenn er Sie wirklich liebt, wird er gern auf Ihren Besitz verzichten, um Sie nicht mit sich ins Verder-

den hinabzureißen. Zugleich verspreche ich Ihnen, den Brief am Tage nach unserer Vermählung zu vernichten, ohne davon einen Gebrauch gemacht zu haben. Jetzt, Theodora, leben Sie wohl, der Himmel lenke Ihre Gedanken zu unserem Glücke."

Er faßte Ihre Hand und küßte Sie mit leidenschaftlicher Glut.

„Werden Sie sprechen, wenn ich in einigen Tagen komme, um Ihren Entschluß zu vernehmen?"

„Ja, hauchte die unglückliche Frau und blickte dem sich entfernenden Dämon ihrer Ruhe mit thränendem Blicke nach."

„Ich bin verloren, jammerte sie dann auf; was ich vor mir sehe, ist entweder die Schmach an seiner Seite oder der Tod!"

---

## Sechzehntes Kapitel.

### Die Gefangene.

Wir betreten ein trauliches Gemach, hübsch möblirt, warm und wohnlich.

Stickrahmen und Bücher, eine Harfe, Musikalien liegen umher und zeugen, daß an Zeitvetreib kein Mangel sei.

Dies that aber auch Noth, denn die Bewohnerin

dieses Gemaches war seit einigen Tagen auf den Umfang dieser Wohnung beschränkt, sie stand mit der Außenwelt nur durch ein Gitterfenster in Berührung, von wo aus, obwohl sie sich in einem oberen Stockwerke befand, sie dennoch nichts sah, als einen schneebedeckten Bergrücken, der jede Fernsicht hemmte und darüber den lichtgrauen Winterhimmel, zu dem sie unablässig ihre Bitten sandte, damit er sie aus der Gefahr, in der sie sich befand, glücklich befreie.

Arme Josefine, getrennt von ihrem Bruder, entführt, gefangen an einem Orte, den sie nicht kannte, von dem sie nicht einmal wußte, wo sie sich befinde?

So verlebte sie einsame kummerschwere Stunden, nur mit einer alten Frau im Verkehre, welche sie haßte, weil sie bei dem abscheulichen Spiele, welches man mit ihr trieb, betheiliget war.

Diese Alte weilte im Vorzimmer und hütete wie ein Drache den Raub, den ein leichtsinniger Lüstling begangen und in diesem einsamen Landhause verborgen hatte.

Wir finden das arme Mädchen bleich abgehärmt mit verweinten Augen am Fenster, durch dessen Scheiben sie sehnsüchtige Blicke in die Ferne sandte, wo ihr Bruder sich befand, die Freundin und die Matrone, in der sie eine zweite Mutter zu verehren sich gewöhnt hatte.

Das Eintreten der alten Frau störte sie in ihrer Einsamkeit.

Bei ihrem Anblicke färbte sich Josefinens Wange mit der Röthe des Zornes und sie kehrte ihr den Rücken zu.

.... Schöne Mamsell!

Nach einer Pause: „Schöne Mamsell! Erhalte ich wieder keine Antwort?"

„Verlassen Sie mich! befahl die Jungfrau, ohne sie anzublicken."

„Wünschen Sie etwas zum Abendmahle."

„Nein, nein, ich will nichts, als daß Sie mich verlassen."

„Warum so böse, süßes Täubchen, was habe ich Ihnen zu Leide gethan?"

„Sie fragen noch? Haben Sie mich nicht aus dem Saale gelockt, damit mich jene bösen Männer überfallen und forttragen konnten?"

„Ist Ihnen dabei etwas zu Leide geschehen? Nein! Ein vornehmer Kavalier ist in Sie verliebt und entführt Sie! Er bereitet Ihnen eine herrliche Wohnung."

„Einen Kerker!" rief Josefine.

„Wenn alle Gefangenen solche Kerker hätten."

„Bin ich eine Missethäterin?"

„Es hängt nur von Ihnen ab, diesen Ort frei und vornehm zu verlassen."

„Lieber sterben."

„Junge Leute sterben nicht so leicht."

„Oh, ich werde den Muth dazu haben!"

„Das wäre eine Thorheit. Ihnen winkt das Glück, Sie brauchen ihm nur nicht aus dem Wege zu gehen. Ach du lieber Himmel, wie viele Mädchen würden sich an Ihrer Stelle glücklich schätzen? Die feinsten Gewänder, der herrlichste Schmuck und die prachtvollste Equipage steht Ihnen zu Gebote, Sie brauchen nur einzuwilligen, die Geliebte des Herrn Barons zu werden!"

„Nie, nie!"

Während dieses Wortwechsels war ein bejahrter Herr unbemerkt eingetreten, horchte eine Weile zu, lächelte, spielte mit einer goldenen Dose, indem er sie zwischen dem Daumen und Zeigefinger der einen Hand hielt, und mit der anderen rolliren machte, dann trat er vor und sagte im Tone der Bosheit zu der Alten:

„Geben Sie sich keine Mühe, gute Tante, das gute Kind ist eigensinnig, das wird sich jedoch geben. Wir besitzen Mittel genug, harte Köpfe mürbe zu machen."

Als die Jungfrau die Stimme dieses Mannes hörte, fuhr sie erschreckt zusammen.

„Sie haben sich also noch nicht entschlossen, Schätzchen?" fragte der Herr zärtlich und schob eine umfangreiche Priese in die Nase, Sie weisen mein Herz und meine Anträge zurück?"

Da auf diese Fragen keine Antwort erfolgte, so näherte er sich Josefinen, diese hörte seine Tritte, wendete sich ihm zu und rief: „Kommen Sie mir nicht nahe, ich will von Ihnen nichts wissen, Sie sind mir unausstehlich."

„Und ich liebe Sie; ich sah Sie in Wien nur einmal und mein Entschluß, Sie zu erobern, war gefaßt. Tante, sagte ich zu dieser würdigen Frau, das deutschböhmische Harfenmädchen ist ein Engel, und dieser Engel muß meine Geliebte werden. Wär' ich jung und hübsch, ich hätte Ihnen den Hof und Sie in mich verliebt gemacht, da ich aber bejahrt und ein wenig häßlich bin, so mußte ich auf diese Idee verzichten und eine andere ersinnen. Ich beschloß Ihre Entführung und sie gelang. Sie

befinden sich in meiner Gewalt, das einsame Landhaus, mehrere Stunden von Wien entfernt, gehört mir und keine Seele weiß, daß ich Sie gefangen halte. Ja, noch mehr, Niemand denkt daran, auf mich einen Verdacht zu werfen, denn ich war so klug, mich Ihnen nie zu nähern. Ihr Bruder, welcher weiß, daß Graf Marsan Sie mit Liebesanträgen verfolgt hat, wird vielmehr auf diesen sein Augenmerk richten und ihn aufsuchen, wird ihn aber nicht finden, den der junge Graf, ist nach Paris gereist, das wird den Verdacht Ihres Bruders noch mehr bestärken, und es wird ihm nichts übrig bleiben, als Jenem zu folgen. Ob er dann zurückkehrt, und wann? das sind Fragen, die im weiten Felde liegen, bis dahin werde ich Sie schon mürbe gemacht haben. Sie sehen, ich habe mein Plänchen klug angelegt, Sie sind in meiner Gewalt, an eine Befreiung ist nicht zu denken, nehmen Sie die Vortheile, die ich Ihnen biete, an, oder Sie haben das Aeußerste zu gewärtigen."

Josefine erbebte bei dieser Auseinandersetzung einer trostlosen Zukunft und bei der Anschauung ihrer Hilflosigkeit.

Sie brach in Thränen aus, rang die Hände und jammerte:

„Ach, mein Gott, was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich solchen Qualen preisgeben?"

„Ich will Sie ja nicht quälen, ich will nur Ihr Glück!"

„Ich will aber ein solches Glück nicht."

„Dann thut es mir leid, daß ich Sie werde dazu

zwingen müssen. Ich bin es müde, Ihnen Ihre Lage begreiflich zu machen, wenn Sie bis jetzt noch nicht zu deren Einsicht gelangt sind, so wird es auch nimmer geschehen; meine Güte ist erschöpft, meine Geduld zu Ende."

Zu der Alten: „Liebe Tante, überwachen Sie das thörichte Kind, daß es sich kein Leid anthue, ich gebe der Mamsell noch vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, es sind die letzten."

Damit entfernte sich der Baron und die alte Frau.

Josefine blieb wieder allein.

Das arme Mädchen befand sich in einer verzweiflungsvollen Lage.

Sie schauderte vor dem Antrage eines Mannes zurück, denn sie nicht kannte, dessen Aeußeres sie anwiderte, dessen Charakter mit diesem in Einklang stand. Sie fühlte, daß Sie sich hier in seiner Gewalt befand, daß sie verlaßen und schutzlos war, und schreckte dennoch schon vor dem bloßen Gedanken an eine Nachgiebigkrit zurück.

Sie zerquälte sich in Gedanken, einen Rettungsweg zu finden und gewann nichts, als die Ueberzeugung, von dessen Unmöglichkeit.

So stand sie am Fenster, sah wieder hinaus auf den schneegeweißten Berg, der öde und einsam da lag und zu dessen Füßen der Abend bereits zu dämmern begann; der Schmerz übermannte sie, Thränen entströmten den Augen, sie eilte zum Lager und warf sich entmuthigt auf dasselbe.

Wie lang sie da gelegen, wußte sie nicht; als sie sich erhob, war es bereits Nacht, der Mond schien hell

und klar zum Fenster herein, wohin sie horchte, überall herrschte ein gespensterhaftes Schweigen.

Plötzlich bemerkte sie vor dem Fenster einen Schatten, die Umrisse eines Körpers traten immer deutlicher hervor, und gleich darauf vernahm sie ein leises Klopfen an den Scheiben.

Ihr Herz schlug heftig, sie zitterte, erhob sich vom Lager und starrte ununterbrochen hinaus.

Das Pochen wiederholt sich.

Was ist das, was soll sie beginnen?

Sie will um Hilfe rufen, zögert jedoch, am Fenster ist ja ein Gitter, sie hat demnach nichts zu besorgen.

Sie schweigt, sammelt ihren Muth und nähert sich dem Fenster.

„Josefine, öffnen Sie!“ tönt es leise durch die Scheiben.

Der Gedanke an Rettung durchbebt ihre Seele, sie öffnet hastig den Flügel und wer beschreibt ihren Schreck, ihr Staunen, sie traute kaum ihren Augen, der Mann, welcher Sie rief, war — Graf M a r s a n.

Er stand auf einer Leiter und hielt sich mit den Händen am Gitter fest.

„Erschrecken Sie nicht,“ lispelte er dem Mädchen zu, „ich bin es, ich bin gekommen, Sie zu befreien, zu retten.“

„Sie, Herr Graf? Wo bin ich?“

„Sie befinden sich in der Gewalt eines sehr mächtigen Mannes.

„Wie so erfuhren Sie meinen Aufenthalt?“

„Meine Liebe zu Ihnen ließ mich Sie, ohne daß

Sie es merkten, auf allen Ihren Wegen begleiten, ich stieß mehrere Male auf den Herrn, dessen Leidenschaft für Sie mir bald offenbar wurde. Ihr Verschwinden vom Balle im Augarten kam auch mir zu Ohren und mein Verdacht wälzte sich gleich auf Ihren Entführer. Ich hing mich an seine Fersen, verfolgte ihn zu Wagen auf seinen Spazierfahrten und wußte bald, daß Sie in diesem einsamen Landhause eingeschlossen seien. Ich faßte den Entschluß, Sie zu retten."

„Haben Sie mit meinem Bruder gesprochen?" unterbrach ihn das Mädchen.

„Nein."

„Warum theilten Sie ihm Ihren Verdacht nicht mit?"

„Weil ich noch nicht gewiß wußte, ob ich Sie hier treffen werde."

„Und wie gedenken Sie meine Rettung zu bewerkstelligen?"

„Ich werde das Gitter mit einer Feder durchsägen, in einiger Entfernung von hier harrt mein Wagen."

„Wozu aber diese Vorbereitungen? Man hat mich mit Gewalt entführt, somit eine verbrecherische Handlung begangen. Eine einfache Anzeige Ihrerseits würde genügen."

„Wo denken Sie hin? Solchen Herren gegenüber, wie der Besitzer dieses Landhauses, sind Anzeigen fruchtlos."

„Wer ist er?"

„Das kann, das darf ich Ihnen nicht sagen; jetzt aber schließen Sie das Fenster, damit ich beim Durchfei-

len des Gitters nicht verrathen werde, die Zeit drängt, wir haben keine Minute zu verlieren.“

Josefine gehorchte.

Während Marsan draußen arbeitete hatte sie Muße zum Nachdenken.

Der Gedanke an Rettung goß einen Strahl von Freude in ihre Seele, doch konnte sie sich eines Mißtrauens nicht erwehren, welches von Sekunde zu Sekunde immer mehr an Raum gewann.

Die Angaben des jungen Grafen befriedigten sie in keiner Weise.

Warum theilte er ihrem Bruder nicht seinen Verdacht mit? Wie so wußte er, das gerade dieß Fenster zu dem Gemache gehöre, wo sie eingeschlossen war? Warum weigerte er sich, den Namen ihres Entführers zu nennen?“

Diese und andere Bedenklichkeiten stiegen in ihrem Herzen auf und erzeugten eine Unschlüssigkeit, die sie nicht zu bannen vermochte.

Sollte sie sich dem jungen Grafen anvertrauen? Hatte er sie in Wien nicht ebenfalls verfolgt? drohte ihr auf beiden Seiten nicht dieselbe Gefahr?

Hätte der Verstand allein erwogen und beschlossen, ihr Entschluß wär vielleicht ein anderer gewesen, allein auch das Herz machte seinen Einfluß geltend, Marsan war dem Mädchen weniger abschreckend wie der häßliche Baron, der junge Kavalier war ihr nicht gleichgiltig, die Einwendungen der Vernunft wurden demnach beseitiget, und dem Rathe des Herzens folgend, beschloß sie sich Marsan anzuvertrauen.

Dieser hatte mittlerweile das Gitter durchsägt, Josefine öffnete wieder das Fenster.

„Jetzt kommen Sie, theuere Josefine.“

Die Jungfrau hatte Mißtrauen und Bedenklichkeiten vergessen, der Gedanke an ihre Befreiung beschäftigte sie jetzt ausschließlich, sie beeilte sich daher, der Einladung des jungen Grafen Folge zu leisten, der sie einige Momente später in seinen Armen die Leiter hinabtrug.

Unten angelangt bat Marsan Josefine, ihm ihren Arm zu reichen und beide eilten auf einem Fußpfade durch die Nacht.

„Ach,“ lispelte die Jungfrau, „wie kalt ist's.“

„Gedulden Sie sich nur wenige Minuten, in meinem Wagen werden Sie Pelze finden.“

Josefine zitterte vor Angst und vor Kälte, endlich kam man auf der Straße an, wo eine Kalesche harrte, man stieg ein und das Gefährte setzte sich in Bewegung.

„Hüllen Sie sich nur ein,“ sagte Marsan, es ist sehr kalt und unser Weg ist ein weiter.“

„Wie viele Stunden sind wir von Wien entfernt?“

„Warum fragen Sie, theuere Josefine?“

Die Jungfrau wurde betroffen.

„Mein Gott,“ stammelte sie, „wir fahren doch nach Wien?“

„Und wenn dem nicht so wäre?“

„Herr Graf“ —

„Hören Sie mich an, liebe Josefine, ich habe Sie aus einer großen Gefahr befreit, ich liebe Sie zu sehr, um Sie in den Armen eines Anderen zu wissen.“

„Wenn Sie mich wirklich lieben, so bringen Sie mich zu meinem Bruder."

„Ich werde Sie dahin bringen, wo das Glück Sie erwartet."

„Mein Gott, was ist das? was haben Sie mit mir vor?"

Die Jungfrau fühlte, wie der Arm des Grafen Sie umschlang."

„Lassen Sie mich."

„Josefine, ich bitte Sie, bleiben Sie ruhig, warum thun Sie Ihrem Herzen Zwang an, ich weiß es, ich bin Ihnen nicht gleichgiltig, lassen Sie Ihre Neigung mit der Dankbarkeit sich vereinigen und vertrauen Sie sich mir an."

„Lassen Sie mich, Herr Graf, Sie bauen auf eine Neigung, die vielleicht gar nicht vorhanden ist."

„Oh, Sie täuschen mich nicht," rief Marsan leidenschaftlich und zog die Jungfrau gewaltsam an sich.

Josefine sträubte sich.

In diesem fürchterlichen Momente, wo die Leidenschaft Marsans immer zunahm und er seine Absicht immer deutlicher verrieth, in diesem Momente erwachte wie durch einen Schlag das frühere Mißtrauen in dem Herzen der Jungfrau, und eine Ahnung des schändlichen Spieles, welches mit ihr getrieben worden war, zog durch ihre Seele."

Marsan prunkte mit dieser Rettung viel zu sehr, als daß in dem Mädchen der Verdacht nicht hätte aufkeimen sollen, ihre Befreiung stehe mit der Entführung in einem innigen Zusammenhange und sei das angelegte Werk einer rafinirten List.

Ihr Verdacht wuchs eben so rasch wie die Gefahr; sollte sie durch offenen Widerstand Marsans Leidenschaft noch mehr herausfordern und dadurch die Gefahr vergrößern?

Sie that dies nicht, sondern folgte dem weiblichem Instinkte, der sie einen Entschluß durchführen ließ, der eben so schnell entstanden, als gefaßt war.

Sie ergriff die Hand Marsans und sagte mit dem Tone erwachender Zärtlichkeit:

„Sie glauben also an meine Neigung, Sie versichern mich Ihrer Liebe und geben sich doch Mühe, mich zu kränken.“

„Ich sollte Sie kränken? womit wodurch?“

„Soll es mir vielleicht gleichgiltig sein, wahrzunehmen, wie Sie dahin streben, mich zu erniedrigen?“

„Es ist keine Erniedrigung, Jemandem, den man liebt, Beweise dieser Liebe zu geben.“

„Sie wollen sich also meiner Liebe versichern, um mich dann verlassen zu können?“

„Wer sagt Ihnen, daß ich Sie zu verlassen gedenke? Sie sollen bei mir bleiben, Sie sollen mit mir in meine Heimat.“

„Ich werde also lange, immerfort bei Ihnen und mit Ihnen sein, unterbrach ihn Josefine, als freue sie sich seiner Zusicherung, doch setzte sie traurig hinzu: Ich glaub' es nicht, ich kann es nicht glauben, daß dies Ihr Ernst ist.“

„Warum nicht?“

„Weil Ihr Benehmen, Ihre Ungeduld mich glauben lassen, Ihre Leidenschaft sei kein Kind des Herzens.“

„Sie thun mir wehe, Josefine!"

„So wie Sie mir. Wenn Sie wirklich mein dauernd Glück wollen, wozu diese stürmische Erklärung hier im Wagen, warum diese Hast, als sollten wir uns morgen schon trennen?"

Marsan fühlte die Richtigkeit dieser Einwürfe und entgegnete:

„Sie haben recht, ich war ein wenig unbesonnen; allein wer trägt die Schuld daran? Sie, ganz allein Sie! Monate sind verflossen, seitdem ich Sie zum ersten Male sah, eben so lang ist es, daß ich Sie liebe. Ich näherte mich Ihnen, Sie aber wichen mir stets aus und fachten dadurch meine Leidenschaft nur noch mehr an. Endlich kommt der Augenblick, wo ich Ihnen beweisen kann, daß ich Sie wircklich liebe, ich rette Sie aus einer großen Gefahr, ich bin mit Ihnen allein und Sie verargen es mir, wenn meine Zärtlichkeit stürmischer wird, wenn die lang gezähmte Glut losbricht nnd ich Sie mit glühendem Verlangen an mein Herz drücke?"

Die abermalige Hinweisung des Grafen auf die Rettung verfehlte ihre Wirkung nicht, diese war jedoch der entgegengesetzt, wie Marsan sie hervorzubringen beabsichtigte.

Josefine gewann an Kaltblütigkeit und Zuversicht.

Ein Blick, welchen sie durch das Kutschenfenster warf, ließ außen den Schein eines Lichtes bemerken. Man fuhr also durch ein Dorf oder sonst eine bewohnte Ortschaft.

Marsan hatte sie umschlungen und drückte zahlreiche Küsse auf ihre Stirne.

Die Jungfrau duldete dies und lispelte: Ich habe Sie ganz der Hülle beraubt, wir wollen sie theilen.

Der Graf nahm dies Anerbieten mit Freuden an, denn es brachte ihn der Geliebten nur noch näher.

Josefine schälte sich aus dem Pelz und während Marsan beschäftigt war die Decken auszubreiten, drückte die Jungfrau mit ganzer Kraft an die Klinke der Kutschenthüre, diese flog auf, Josefine sprang heraus und warf die Thüre hinter sich zu.

Dies Alles war das Werk eines Augenblickes.

Marsan, in die Pelze verwickelt, fand sich nicht augenblicklich heraus, er schrie dem Kutscher zu, dieser hielt, der junge Graf sprang nun ebenfalls aus dem Wagen, man befand sich in der Mitte eines Ortes, rechts und links Häuser und Gehöfte, von der Entflohenen keine Spur, sie hatte wahrscheinlich in einem der Häuser Schutz gesucht.

## Siebzehntes Kapitel.

### Ein Trauerfest.

Der Vormittag des einundzwanzigsten Jänner war kalt, neblig und unfreundlich; der Stephansplatz zeigte sich aber trotzdem mit Menschen überfüllt und alle Glocken des Domes ließen ihr feierliches Geläute ertönen, um zu dem Gottesdienste zu laden, der an den traurigsten Tag der Revolution, an die Hinrichtung Ludwig XVI. mahnen sollte.

Mitten in dem Festgepränge, mitten in dem aus lauter rothen Festtagen bestehenden Kongreßkalender Ein Tag der offiziellen Trauer, eine Schmerzbezeigung, eine laute Mißbilligung jenes Frevels, der eine Monarchie umgestürzt und das Zeichen gab zu einem unheilvollen Kriege, an dessen Brust sich Napoleon groß gesäugt; dieser als Bändiger der Republik mußte seinerseits wieder gebändigt werden, um dem alten Königsstamme Platz zu machen, der in der Person Ludwig XVIII. in Paris einzog und der seine Regierung von dem Todestage Ludwig XVII. datirte, welcher gar nie auf einem Throne gesessen und der dadurch mit einem Federzeuge die Regierung Napoleons aus der Geschichte Frankreichs zu streichen vermeinte.

Die Geschichte mit einem Napoleon dem Dritten war nur eine neue Auflage dieses alten Manövers, wobei nur zu bemerken ist, daß nicht alle neuen Auflagen auch zugleich die verbesserten sind.

Der Todestag Ludwig XVI. war von der Restauration zu einem allgemeinen Trauertage erhoben worden und alle Gesandschaften wurden angewiesen, den Tag durch eine kirchliche Feier zu begehen.

Herr von Talleyrand — nicht gedenkend seiner Mitschuld an dem Morde des Herzogs von Enghien — beeilte sich, das Trauerfest mit einem parteisüchtigen Gepränge in Scene zu setzen.

In der Mitte des Schiffes stieg sechzig Fuß hoch ein Thronhimmel empor, der mit allen Attributen des Königthums geschmückt war.

An den vier Ecken des Kastrums standen vier riesige Statuen, darstellend: Frankreich wie es in Thränen zerfließt, Europa wie es seinen Schmerz bezeigt, die Hoffnung und die Religion.

Das ganze Schiff war mit einem ungeheueren schwarzen Teppich verdeckt, der mit Silber reich gestickt war; an jedem der Pfeiler prangte das französische Wappen, tausende von Wachskerzen verbreiteten in dem düsteren Dome eine blendende Helle.

Das Schiff und der Chor waren für die geladenen Gäste, die Seitengänge für das Publikum bestimmt, für die Monarchen war eine mit schwarzem Sammt ausgeschla-

gene Tribune errichtet, welche mit Silberfransen geschmückt war.

Die Einladungskarten enthielten die Zeilen:

„Die Gesandten Seiner sehr christlichen Majestät ersuchen Sie, sich zu dem am 21. Jänner in der Domkirche zu St. Stefan statthabenden Gottesdienste einzufinden.“

Als Ehrenwache des Kastrums prangten ungarische Garden.

Die zehnte Vormittagsstunde war für das Seelenamt bestimmt und Alles sah daher der Ankunft der Souveräne entgegen.

Unter der zahlreichen Menge der Zuschauer bemerken wir auch unsere drei Bekannten, die beisammen zu finden wir schon lange nicht so glücklich waren:

Wasili, Marsan und Montferon.

Welche Glückwechsel hatte das Kleeblatt erlebt, seitdem es sich auf dem Graben zum ersten Male zusammen gefunden?

Montferon blosgestellt, schwer erkrankt, nach einem Sturme mit der Geliebten wieder vereinigt und jetzt abermals auf dem Punkte, sich von ihr trennen zu müssen.

Marsan der glückliche Arrangeur einer Entführung und der höchst unglückliche Jungfrauenretter, die ihm im Momente, wo er den Dank für die Rettung zu ernten hofft, entflieht und ihn einsam in der Kalesche zurückläßt — und endlich Wasili das nordische Glückskind, welches die verlorne Gunst seines Kaisers, seine Liebe, kurz das Glück

seines ganzen Lebens aus den Flammen holte, gleichsam um zu zeigen, daß er auch mit Lebensgefahr zu verdienen verstehe, was ihm die Gunst des Geschickes früher muthwillig in den Schooß geschleudert.

Die drei Freunde trafen sich auf dem Platze zusammen wie die drei Schicksalsschwestern des britischen Dichters und nun ging es ans Erzählen.

Wasili war der aufrichtigste, er hatte keinen Grund, etwas zu verhehlen.

Marsan mußte schon ein wenig vorsichtiger sein, und bei Montferon war dies in einem noch höheren Grade der Fall.

Sein kränkliches Aussehen, der Kummer, der aus seinem Auge sprach, veranlaßte die Freunde in ihn zu dringen, ihnen die Ursache dessen mitzutheilen; der Marquis zögerte eine Weile, dann aber zog er die Anderen aus dem Gewühle fort und erzählte ihnen die Schicksale seiner Jugend, Raily's Leidenschaft für Theodora, die Vorfälle der letzten Wochen und endlich den neuesten Angriff, welchen der Engländer unternommen hatte, um in Theodora's Besitz zu gelangen. Achille verschwieg den Freunden zwar den Inhalt des Briefes, dessen sich Raily als Angriffswaffe bediente, doch sagte er ihnen, es sei ein Dokument für ihn und Theodora so wichtig, daß diesmal Raily seinen Zweck wahrscheinlich erreichen werde, da weder er noch Theodora einen Rettungsweg wüßten.

„Der Kukuk hole den Engländer," rief der ehemalige Seeoffizier, jetzt kaiserlicher General-Adjutant, aus,

„sollte es denn gar kein Mittel geben, dem Burschen an, den Leib zu kommen? Ich kann ihm den Streich noch immer nicht vergessen, den er mir gespielt, denn jetzt werdet Ihr wohl begreifen, daß Alles, was geschah, nicht zufällig kam, sondern von ihm angelegt war. Und das sollten wir schweigend und geduldig hinnehmen? Nimmermehr! Der Schuft muß sechs Zoll Eisen in den Leib bekommen."

„Ums Himmelswillen," entgegnete Marsan, „schlagen Sie sich die sechs Zoll Eisen aus dem Kopfe, wollen Sie wieder Alles auf's Spiel setzen, was Sie mit Lebensgefahr kaum wieder errungen haben? Oder glauben Sie, daß noch einige Rasumowsky'sche Palais Ihnen zu Liebe in Flammen aufgehen werden, damit Sie Papiere retten und wieder zu Gnade kommen können?"

„Aber Freundchen, bedenken Sie, es gilt den Gardekapitän in Moskau zu rächen, meine Wenigkeit zu revangiren und Achille und Theodora zu retten."

„Sie haben Recht, Arthur, dies Alles gilt es, es frägt sich jedoch, wie soll es bewerkstelligt werden?"

Diese Frage war noch nicht beantwortet, als ein vorübergehender Herr die Aufmerksamkeit der drei Freunde auf sich zog.

Es war eine jener Gestalten, die auffallen, sobald man sie nur erblickt.

Die hagere Figur zeigte einen Kopf von ordnungslos wehendem Haare, das Auge blickte gespenstisch aus der Tiefe der Höhlen heraus, die Züge des Antlitzes ohne

besonderen Ausdruck, fast ledern, das Antlitz breit, blaß und mager.

Dieser Herr trug das Kostüme eines Weltgeistlichen, darüber ein schwarzes Mäntelchen; die Strümpfe waren beschmutzt, die niedergetretenen Schuhe mit einem Bindfaden über den Knöcheln aufgebunden.

Unter dem linken Arme schaute ein Andachtsbuch hervor, in der Rechten hielt er einen alten Regenschirm.

„Wer ist das?“ fragte Wasili neugierig.

Marsan gab die Auskunft:

„Das ist der Abbé Zacharias Werner, der Prediger des Kongresses, den man besucht, wenn man sich amusiren will.“

„Um Gotteswillen, der wird doch nicht heute ...“

„Keine Angst, für eine Gelegenheit wie die heurige, ist eine Wernersche Predigt nicht geschaffen.“

„Er soll, wenn ich nicht irre, ein Preuße sein?“

„So ist es, er ist aus Königsberg und trat vom Lutherthum zum Katholicismus über. Man erzählt eine Scene, welche seinen Uebertritt entschied. Werner erging sich eines Abends auf dem Stefansplatze, versunken in dichterische Träumereien. Plötzlich bleibt er stehen, betrachtet mit begeistertem Auge den gothischen Riesenbau der Kathedrale und den gewaltigen Thurm, der hoch in die Lüfte ragt. Da geht eine der kleinen Thüren des Domes auf, und heraus trat ein greiser weiß gekleideter Priester von zwei Knaben begleitet; es galt einem Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion zu bringen.

Bei diesem Anblicke bleibt der lutherische Dichter betroffen stehen, bis der heilige Zug seinen Blicken entschwunden ist. Seine Fantasie wird aufgeregt, sein Herz ist im Tiefsten bewegt, von diesem Augenblicke an ist er Katholik. Er eilt nach Rom, entsagt in der Peterskirche feierlich seinem Irrglauben, lebt zwei Jahre in einer Einsiedelei am Fuße des Vesuvs und kehrt zurück, um von der Kanzel herab gegen die Irrthümer der Welt, am heftigsten aber gegen seine eigenen früheren Irrthümer zu eifern, worunter er besonders seine dramatischen Schöpfungen verstanden haben will. Das Aufsehen, welches Werner als Prediger erregt, veranlaßt die spekulativen Theater-Direktoren zur Wiederaufführung seiner Tragödien, so wie am Morgen die Kirche ist des Abends das Theater gefüllt, dasselbe Publikum, welchem Werners Citate aus den Kirchenvätern noch frisch im Gedächtnisse leben, klascht am Abende seinem „Attila," seinem „Luther" u. s. w. Beifall zu. In seiner Manier zu predigen ist er ein Nachahmer Abrahams a Santa Clara, eines Barfüßermönchs, der unter Kaiser Leopold Aufsehen erregte. Wenn Sie eine Wernersche Predigt besuchen, so mache ich Sie darauf aufmerksam, daß er, so oft er während der Predigt niederkniet und die Zuhörer zum Beten auffordert, diese Frist immer dazu benützt, um seine Rede weiter zu konzipiren, da er zu träge ist, sie vorher auszuarbeiten. Sie können sich dem zu Folge leicht vorstellen, daß er heute nicht predigen wird, diese Ehre wurde dem Herrn Pfarrer von St. Anna Zaingelius zu Theil,

der ein geborner Franzose, die Predigt in französischer Sprache halten wird. Den Text zu derselben bildet der Spruch: „Die Erde lerne den Namen des Herrn fürchten," und ich kann Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß ein großer Theil dieser Predigt Herrn von Talleyrand zum Verfasser hat."

„Ah, ah, das ist köstlich!"

„Sie scheinen zu vergessen, daß Herr von Talleyrand Bischof war, bevor er Diplomat wurde."

„Jetzt aber genug von diesen Dingen, wir sind von unserem Stoffe ganz abgekommen, wir haben über die Herren Werner und Talleyrand unseren Mann vergessen, ich frage demnach noch einmal, wie nehmen wir Vergeltung, Rache und Rettung?"

Ein Aufleuchten in Marsans Augen verkündete zuerst, daß er von einem Gedanken ergriffen sei.

„Julius," rief Wasili, „ich vermuthe, daß Sie einen Weg gefunden haben."

„Meiner Treu, es ist so was."

„Lassen Sie hören."

„Oho, mein Freund, ich habe kaum das Ei und Sie wollen schon das Huhn. Die Idee wär' wohl da, aber die Details mangeln mir noch, wenn es mir gelingt, diese zu kombiniren, daß sie des Grundgedankens würdig sind, dann soll Ihnen eine großartige Satisfaktion zu Theil werden. Lassen Sie mich jetzt allein, nach dem Seelenamte treffen wir uns im Café auf dem Graben,

bis dahin hoffe ich mit meinem ganzen Plane im Reinen zu sein."

„Lebt wohl."

„Adieu, der Himmel erleuchte Sie...."

„Zum Verderben des Engländers —"

„Amen!"

Um eilf Uhr verkündete das Geläute der Glocken die Ankunft aller Souveräne.

Die Monarchen trugen Zeichen der Trauer, die Prinzessinnen hatten über die Trauerkleider Mäntel von Krepp geworfen.

Prinz Leopold von Sicilien, das einzige anwesende Mitglied des Hauses Bourbon, und der französische Gesandte, Herr de la Tour-du-Pin, empfingen die Monarchen am Portale und geleiteten sie zur errichteten Tribune, die Damen begaben sich auf den Chor, worauf der Gottesdienst begann.

Der vierundachtzigjährige Fürsterzbischof von Hohenwarth hielt das Amt, das Requiem, von Neukomm komponirt, wurde von zweihundert und fünfzig Stimmen ohne irgend eine Begleitung gesungen.

Salieri dirigirte.

Welche Betrachtungen erweckte der Anblick der andächtig knieenden Souveräne am Grabmale Ludwig XVI.

Alle theils durch Bande des Blutes, theils durch Bündnisse mit diesem ältesten Fürstenhause Europa's verbunden, mußten heute unwillkürlich der entsetzlichen Zeit gedenken, die herbeiführte, was heute betrauert wurde.

Dieses Grab erinnerte sie nicht nur an Ludwig, sondern auch an Napoleon, den sie mit Gottes und ihrer Völker Hülfe überwunden hatten, ein Doppelbild, ganz geeignet, ihnen den Unbestand aller menschlichen Größe vor die Augen treten zu lassen.

Die Predigt des Herrn von Zaigelius, in der That ein Muster kirchlicher Oratorik, wies ebenfalls darauf hin.

Sie schilderte die reißenden Fortschritte der Revolution, welche in drei Jahren zusammenstürzte, was sechshundert aufgebaut.

Der Redner befliß sich in diesem nie erhörten Mißgeschicke den Finger Gottes nachzuweisen, „der die Throne aufbaut und niederreißt."

Er forderte die Anwesenden auf zum Gebete für Ludwig den XVI. und Marie Antoinette und schloß mit der Anführung der vornehmsten Stellen aus dem Testamente des königlichen Märtyrers, jenem Testamente, welches man das heldenmüthige Gesetzbuch der Liebe genannt hat.

Als der Prediger die Kanzel verließ, schwamm Alles in Thränen.

Dort an dem abseitigen Altare kniet Achille Monteron, der Sohn Sansons.

Der Ausdruck unsäglichen Schmerzes lagert auf seinem Antlitze.

Die Erinnerung an seine unselige Kindheit taucht lebhafter denn je vor ihm auf, das fürchterliche Bild, vor welchem er zur Buße gar oft ein heißes Gebet verrichtete,

stand vor seinem Geiste und die Blässe seines Antlitzes bewies den Schmerz seiner Seele.

Viele Gebete stiegen heute für das Seelenheil des unglücklichen Königs zum Himmel empor, keines aber kam aus so zerknirschtem Herzen, keines war brünstiger, wie das Gebet Achille's.

In diesem Momente, während er im Stefansdome zu Wien kniete, mußte auch der Pfarrer der St. Laurentiuskirche in Paris für die Manen des Königs und den Seelenfrieden seines Henkers beten, dort wie hier stiegen dieselben Bitten zum Himmel empor.

Alle vereinten sich in der Trauer für jene Vergangenheit, aber nicht Alle fanden sich in ihren Wünschen für die Zukunft zusammen.

Das Trauerfest wurde in ganz Frankreich begangen, weil es befohlen war, aber nicht überall fand es willige Andacht und demüthige Zerknirschung.

In Wien besonders wurden tadelnde Stimmen laut.

Ursprünglich auf eine Kapelle und einen kleinen Kreis politischer Andächtiger berechnet, wurde das Seelenamt zu einem Trauerfest im großartigsten Style, welchem man zwar seine Wirkung nicht absprechen konnte, welches aber der Situation nichts weniger als angemessen und in mancher Beziehung auch ärgerlich war.

Man hielt es für unangemessen, daß in Gegenwart so vieler Fürstin eine Erinnerung aufgefrischt wurde, die

zweckmäßiger ungeweckt, es kamen Dinge zur Sprache, die besser in das Dunkel der Vergessenheit versenkt geblieben wären.

Das Ganze brachte, unbeschadet des religiösen Eindruckes, eine falsche Stimmung hervor und nahm sich im „Oesterreichischen Beobachter" vielleicht etwas besser als in der Wirklichkeit, aber keineswegs erbaulich aus.

Zwischen den Anhängern dieser Feier und den Tadlern gab es aber Viele, welche der Meinung huldigten, der schlaue Herr von Talleyrand habe diesen glücklichen Wurf nicht ohne ironischen Hintergedanken gethan.

Damit die hochgehenden Wogen der Zerstreuung ein wenig geebnet werden, schleuderte er die demüthigende Erinnerung mitten in das Festprogramm, eine Erinnerung, welche freilich dem österreichischen Hof gerade so hoch zu stehen kam, wie irgend ein anderes Fest, denn er war es, der auch die Kosten dieser Feier — sie beliefen sich auf 100,000 Gulden — bestritt.

Welcher von diesen Meinungen man auch anhängen mochte, Eines war gewiß.

Wenn beim Leichenzuge des Prinzen von Ligne eine Geisterstimme vom Kahlenberge herüber dem Kongresse das „Vanitas vanitatis, omnia vanitatis!" zurief; wenn die nämliche Stimme aus den Trümmern des Rasumovskyschen Palais die hohe Versamlung an den

Spruch; „Sic transit gloria mundi“ mahnte, dann konnte man diese Stimme auch nicht überhören, als sie am 21. Januar vom Chore zu St. Stefan herab das: „Memento mori!“ sang.

Ende des dritten Bandes.

Gedruckt bei J. Stöckholzer v. Hirschfeld.

Der

# Congreß zu Wien.

Historischer Roman

von

**Eduard Breier.**

Vierter Band.

Wien, 1854.

Jaspers W^we & Hügel.

# Der Congreß zu Wien.

Vierter Band.

## Erstes Kapitel.

### Im Salon der Gräfin Fuchs.

Der Salon der Gräfin Fuchs vereinigte eine kleine aber wir möchten sagen intime Gesellschaft.

Der Ton war der eines Familienzirkels, obwohl zwischen diesen Gemisch von Nationalitäten von einer Verwandtschaft nicht die Rede sein konnte.

Der Herr des Hauses, Graf Fuchs, hatte als Major der Landwehre in dem verhängnißvollen Jahre 1809 sich als warmer Patriot gezeigt, und noch jetzt schwärmte er für das Institut, dem er seinen Grad verdankte und von dem — das war seine innerste Ueberzeugung — das Heil der österreichischen Monarchie abhänge.

Gräfin Laura, seine vielgeliebte Gattin, war keine jener Schönheiten, die Bewunderung einflößen, aber der Ausdruck ihres Antlitzes war von einer bezaubernden Anmuth belebt und ließ wie ein getreuer Spiegel auf ihr vortreffliches Herz schließen.

Im Salon der Gräfin waren politische Erörterungen verpönt, sie verstand es, ihren Freunden, ohne daß sie es fühlten, eine gegenseitige Vertraulichkeit zum Gesetz zu machen und diesem Einfluße verdankte sie die Bezeichnung, die ihr einstimmig zuerkannt wurde.

Man nannte sie die Königin, welchen Titel sie auch mit einer ernsten Würde annahm.

Außer der gräflichen Familie waren anwesend der Prinz von Hessen-Homburg, der Graf Witt, die Gräfin von Perigrod, die drei Prinzessinnen von Kurland, Herr von Genz, Doktor Koreff, Carpani, und viele Andere, deren Namen obwohl berühmt, wir des Raumes wegen nicht aufzählen.

Die Gesellschaft saß beim Thee.

„Haben Sie Georg Sinclair schon gesehen?" fragte die Gräfin den Secretär des Congreßes.

Herr von Genz verneinte diese Frage.

„Ich hörte wohl, erwiederte er, daß der junge Engländer hier sei, hatte aber noch keine Gelegenheit ihn zu sprechen."

„Der junge Mann, erklärte die Gräfin ihren Gästen, war durch ein Abenteuer mit Napoleon in Wien in Mode gekommen. Georg Sinclair befand sich kurz vor der Schlacht von Jena auf dem Wege nach Oesterreich. Sein Weg führte durch die französische Armee, und die Vorposten nahmen ihn gefangen und lieferten ihn als Spion ins Hauptquartier."

„Man brachte ihn vor Napoleon."

„Woher kommen Sie und wohin reisen Sie? fragte der Kaiser."

„Der Ton dieser Worte ließ den, der Napoleon kannte, ein Todesurtheil ahnen."

„Ich komme von Jena und reise nach Wien, wo ich

Briefe und Empfehlungen von meinem Vater abzugeben habe."

„Der junge Mann sprach sehr geläufig französisch und antwortete mit vielem Muthe."

„Wer ist Ihr Vater?"

„Sir John Sinclair."

„Derselbe, der so viel über Ackerbau geschrieben hat?"

„Ja, Sire! . . ."

„Herr Sinclair zählte damals kaum achtzehn Jahre."

„Napoleon sprach darauf mit General Duroc und setzte sein Verhör mit größerem Wohlwollen fort."

„Der Kaiser staunte über die mannigfaltigen Kenntnisse, welche Georg in der Unterhaltung mit ihm entwickelte, und gab nach einer zweistündigen Unterhaltung den Befehl, den jungen Mann unter sicherer Escorte aus dem Lager zu bringen und seine Reise fortsetzen zu lassen."

„Der junge Mann kann von Glück sagen, bemerkte Doktor Koreff, er traf Bonaparte in guter Stunde, sonst wär's um ihn geschehen gewesen."

„Haben Sie schon die junge Schauspielerin gehört, die jüngst von Paris kam?"

„Sie meinen Mademoiselle L....., die Schülerin Talmas?"

„Dieselbe! Man drängt sich ja ordentlich um die schöne Tragödin."

„Weil die Fürstin Bragation sie protegirt."

„Sie deklamirt ihren Voltaire und Racine vortrefflich."

„Mademoiselle wird hier ihr Glück machen."

Wir bemerken nebenbei, daß diese Profezeihung wirklich eintraf.

Die Schwester dieser Künstlerin vermählte sich später mit dem Grafen Fries, dem Chef des berühmten gleichnamigen Bankierhauses.

Die Unterhaltung der Gesell schaft wendete sich nun einem Abenteuer zu, welches seit einigen Tagen in Wien viel von sich reden machte.

Doktor Koreff, der von allen Details desselben Kenntniß hatte, wurde zur Mittheilung aufgefordert und willfahrte diesem Begehren.

„Die Gräfin Z...a, — erzählte der Doktor — wohnt, wie Sie wissen, in der Jägerzeile. Lord S. ein eitler aber schöner Mann, fand die Gräfin auf einem Maskenballe und ohne sie zu kennen — sie war maskirt — machte er ihr den Hof, auch noch auf anderen Maskenbällen, erkannte Mylord seine maskirte Dame und heftete sich an ihre Schritte.

„Keine junge Frau wird einen Mann, der ihr gestanden hat, daß er sie, wenn gleich unter der Maske, liebe, dafür strafen; die schöne Gräfin dachte auch nicht daran, aber sie beschloß dem Lord einen Schabernack zu spielen."

„Lord S. zeichnet sich durch eine echt englische Beharrlichkeit aus, denn seit vier Wochen beschäftigte er sich einzig und allein mit seiner schönen Unbekannten und wünschte nichts sehnlicher als seine Huldin endlich ohne Maske kennen zu lernen."

„Die muthwillige Gräfin, die nebenbei bemerkt, schon

in Amors Fesseln schmachtet und nicht daran denkt wegen einer Laune des Augenblickes das Glück einer Neigung zu opfern, die einen Theil ihres Lebens ausmacht, die Gräfin also hatte bemerkt, daß Seine Herrlichkeit einen etwas starken Hang zur Romantik besitze und bauete darauf ihren Plan."

„Lord S. erhielt die Weisung sich eines Abends um die achte Stunde am Ende der großen Allee im Prater einzufinden. Dort würde er einen Wagen treffen und einen maskirten Herrn, der den Auftrag habe, ihn mit verbundenen Augen zu der schönen Unbekannten zu bringen."

„Lord S. fügte sich diesem Begehren."

„Um sieben Uhr Abends bestieg ein Vertrauter der Gräfin — es war der Architekt Moreau — in einen weiten Domino gehüllt den gräflichen Wagen und fuhr in die Nähe des Lusthauses, wo Seine Herrlichkeit des geheimnißvollen Führers harrten."

„War's Eigenliebe oder Neugierde, genug der Verliebte war allein, ließ sich willig die Augen verbinden und stieg von dem stummen Domino unterstützt in den Wagen."

„Der Kutscher hatte den Auftrag im scharfen Trabbe zu fahren, und so ging es eine Stunde lang fort nach verschiedenen Richtungen, so daß an ein Orientiren von Seite des Lords nicht zu denken war."

„Nach dieser Irrfahrt wurde in die Jägerzeile eingelenkt, der Wagen rollte in das gräfliche Hotel, dessen Thor hinter dem Gefährte geschlossen wurde."

„Der Lord wird ersucht auszusteigen, der Domino

leitet ihn die Treppe hinan und nimmt ihm, oben angelangt, die Binde von den Augen."

„Von nun an beginnt für den edlen Lord eine Reihe von Ueberraschungen, die ihn in Staunen und Bewunderung versetzten und gewiß auch seine Hoffnungen noch mehr steigerten."

„Lord S., wohin er auch blickte, gewahrte das Auserlesenste was Pracht und Geschmack zu vereinigen im Stande sind."

„Die Gemächer mit Lazursteinen getäfelt und durch tausend Wachslichter erhellt, ließen ihn glauben, er befinde sich in einem Feenschloße, Pflanzen und Blumen aus allen Zonen schmückten die Hallen, Treppen und Bogengänge."

„Hier sah er Orangen und Citronbäume mit Blüthen oder Früchten überladen, dort schlängeln sich zwischen durch traubenschwere Weinreben, die ein Geländer bildend, den zauberhaften Eindruck nur noch vergrößerten."

Man durchschritt mehrere Säle überall herrschte das tiefste Schweigen, nirgens die Spur einer lebenden Seele.

Jetzt gelangte Mylord an der Seite seines unbekannten Führers in eines jener herrlich in Scene gesetzten Bosquets, wie sie die Romandichter gewönlich schildern, wenn sie die Macht der Verführung veranschaulichen wollen.

Hier verbreitete eine Alabasterlampe ein magisches Dämmerlicht und Lord S. gewahrte in einem Laubengange jene räthselhafte Maske, welcher er auf der Redoute bereits mehrmals den Hof gemacht hatte.

Er eilte ihr entzückt entgegen und ist im Begriffe der Huldin zu Füßen zu sinken, deren Antlitz er endlich ohne

Maske zu schauen hofft, da fühlt er eine zarte Hand, die sich auf seine Schulter legt und ihn zurückhält."

„Er blickt um sich und gewahrt eine zweite Maske, die der ersten ähnlich ist, wie ein Wassertropfen dem anderen."

„Mylord ist erstaunt, macht Einen Schritt zurück und will seiner Verwunderung Worte geben, da gleitet ein weicher Arm an dem seinigen herab, er kehrt sich dieser Seite zu und siehe da, ihm gegenüber steht eine dritte Zigeunerin — dies war die Maske seiner Unbekannten — und alle Drei schienen Eine Person zu sein und sind doch drei verschiedene Wesen."

„Seine Herrlichkeit glaubten zu träumen."

„Alle drei Zigeunerinnen zeigen denselben zarten, schlanken Wuchs, denselben ätherischen Gang, den niedlichen Fuß, die kleine weiche Flaumenhand, die er oft genug bewundert hat."

„Nun ergreift eine nach der andern das Wort, und jede wiederholt ihm die Betheuerungen und Liebesworte, die er doch nur an eine Einzige gerichtet hatte."

„Er hörte drei Personen sprechen und vernahm nur Eine Stimme, die Augen waren gleich frisch, gleich lebendig und ganz von dem nämlichen Klang."

„Das Erstaunen des Lords wich der Verlegenheit, und er gerieth in Verwirrung."

„Welcher von diesen drei fantastischen Erscheinungen sollte er huldigen? Welche von ihnen ist seine Unbekannte?"

„Es ist ihm unmöglich, diejenige zu erkennen, die seit vier Wochen das Ziel seiner unausgesetzten Verfolgung war." Er wagte keine Wahl."

„Jetzt klatscht eine der Zigeunerinnen in die Hände — süße verborgene Musik ertönt und alle drei lassen die Masken fallen.“

„Vor Lord S. stehen drei Frauen.“

„Ein Mädchen, eine junge Frau und eine greise Matrone repräsentirten die drei Frauenalter.“

„Ersteres war Fräulein Julie, die Adoptivtochter der Gräfin Z . . . a, die zweite war die Gräfin selbst und die dritte war Madame D., eine ihrer Freundinnen.“

„Mylords Ueberraschung erreichte den höchsten Grad. Nach einer Pause trat die Gräfin auf ihn zu und sprach:

„Edler Amadis, vergeben Sie die unschuldige Täuschung. Vor Ihnen stehen drei Damen, unter welchen Sie keine zu bezeichnen, keine zu erkennen wagten. Gleich wohl ist's Eine von uns, die auf der Redoute Ihre Schwüre und Liebesbetheuerungen in Empfang genommen hat. Was folgt daraus? Eine Liebe, welche einem Maskenball ihr Entstehen verdankt, darf man keine Liebe nennen. Die Einbildung erzeugt sie, der Traum nährt sie und das Herz weiß nichts davon!“

„Nach diesen Worten ergriff die Gräfin freundlich Mylords Hand und leitete ihn in die Salons, wo eine große Gesellschaft — Alles maskirt — versammelt war. Englische Nationalweisen empfingen ihn und tönten fort, bis er den für ihn bestimmten Sitz erreicht hatte. Nun trat Fräulein Lombard die französische Tragödin vor ihn und deklamirte einige für diesen Zweck gedichtete Verse.“

„Auf Mylords inständiges Bitten demaskirte sich endlich die ganze Gesellschaft, und er fand sich in einem Kreise von Bekannten, die ihn umringten und ihn endlich in den Speisesaal drängten, wo ein köstliches Souper eingenommen wurde.“

„Dies, meine Herrschaften,“ schloß Doktor Koreff seine Mittheilung, „ist die authentische Darstellung des Abenteuers zwischen der Gräfin Z ... a und Lord S.“

„Wie ich hörte,“ bemerkte Graf Witt, „vergalt Mylord die köstliche Bewirthung durch ein Diner, welches er am folgenden Tage gab und wozu alle Theilnehmer des fantastischen Festes geladen waren.“

„Dies ist auch richtig,“ antwortete der Doktor, „und Mylord entfaltete eine immense Pracht, allein der Hauch der Freude und Vertraulichkeit fehlte und die Unterhaltung war eine frostige.“

„Man muß dem verehrten Doktor das Verdienst zusprechen,“ bemerkte die Gräfin Laura, „daß er wie kein Anderer in die Chronik des Kongresses eingeweiht ist. Ich meine nicht in die Chronik der Diplomatie, denn da würde wohl Herrn von Gentz der Vorrang gebühren, sondern in die Chronik der Salons, die vor ihm kein Geheimniß besitzen.“

„Wenn dem so ist, Herr Doktor,“ wendete sich der Prinz von Hessen Homburg an Koreff, „dann werden Sie uns auch die geheimnißvolle Geschichte mittheilen können, von den Tausendschönchen, welches der junge Prinz C. seit einigen Tagen in Form eines seltsamen Ordens in seinem Knopfloche trägt.“

„Ja ja, Doktor,“ nahm Talleyrands Nichte das Wort, „erzählen Sie, Aller Augen haben das Feldblümchen im Knopfloche des Prinzen bemerkt und wahrgenommen, mit welcher Sorgfalt er es stets durch ein frisches ersetzt, wenn das Frühere welk geworden. Außen deckt der Schnee die Flur, diese Blümchen blühen im Freien noch nicht, wenn der Prinz trotzdem immer frische besitzt, so muß dies das Resultat eines auffallenden Nachsuchens sein.“

„Dem ist auch wirklich so,“ erwiederte der Doktor, „das Feldblümchen an der Brust des Prinzen ist eine Erinnerung, ein Sinnbild zarter Neigung. Ich will Ihnen den kleinen Roman erzählen, eine Idylle mitten im Hofleben, mitten auf dem Kongresse. Lächeln Sie nicht, es ist wirklich eine Idylle, und wenn sie aus meinem Munde anders klingt, so liegt die Schuld einzig und allein an mir, dem das Talent Geßners mangelt. Hören Sie:“

„Der junge Prinz hatte eine zärtliche Neigung für eine Dame gefaßt, deren Familiennamen ich aus leicht begreiflichen Rücksichten nicht nenne.“

„Eines Tages besuchte er mit dieser Dame die Gewächshäuser in Schönbrunn.“

„Die Dame pflückte eines der Tausendschönchen, und da die Liebe gewöhnlich abergläubisch ist und über ihre Tiefe und Dauer gerne beruhiget sein will, so begann die Dame das Feldblümchen in der bekannten Weise zu befragen, indem sie ein Blatt nach dem anderen ausriß und die Worte sprach:“ „Ich lieb' Dich, Du liebst mich vom

Herzen u. s. w.," das letzte Blatt gab ihr das erwünschte Wort: „Leidenschaftlich!"

„Der Prinz und die Dame lächeln, es werden Blicke getauscht, man hat sich verstanden."

„Nun pflückte auch der Prinz ein Tausendschönchen, aber er befragte es nicht, sondern steckte es in der Weise, wie er es jetzt noch trägt, in sein Knopfloch."

„Der Prinz schenkte dem Orakel Glauben und dem Schönbrunner Gärtner hundert Gulden für den Blumentopf, der ihm sein Glück verhieß."

„Das Blümchen erinnert ihn an das glückliche Orakel im Gewächshause, zugleich aber auch an den Namen der Geliebten, denn Marguerite — der französische Name des Tausendschönchens — ist auch der Name seiner Geliebten."

„Die Geschichte, lieber Herr Dokter ist sehr einfach."

„Idyllen dürften nicht komplicirter sein. Die Liebe hat das Eigenthümliche, daß sie ob glücklich oder unglücklich dem Leser oder Zuhörer fast immer dasselbe Interesse einflößt."

„Das ist wahr, wenn man aber bedächte, was die Unglücklichen leiden."

„Besonders der weibliche Theil."

„Warum nicht auch wir Männer ..."

„Oh," versetzte eine der Prinzessinnen von Kurland, „die Herzen der Männer sind wahren und tiefen Empfindungen verschlossen."

Gegen diese Zumuthungen hatten einige der anwesenden Herren viel einzuwenden.

Endlich ergriff der Dichter Carpani das Wort:

„Die Wunden der Liebe kennen keinen Unterschied zwischen Mann und Frau, sie brennen hier und dort gleich stark und sind uns nicht minder schmerzhaft wie Ihnen. Wenn Sie mir ein geneigt Gehör schenken, so will ich meine Behauptung durch einen Fall bekräftigen, für dessen Wahrheit ich einstehe."

„Erzählen Sie, erzählen Sie!" lautete die Aufforderung.

Carpani begann:

„Luigi war der jüngste Sohn eines Landmannes in Volterra unweit Florenz. Der junge Mann war nicht nur brav, redlich und fleißig, sondern er erfreute sich auch einer vorzüglichen körperlichen Schönheit."

„Unweit von dem Vaterhause Luigis hatte sich seit einigen Jahren eine Dame niedergelassen, deren einzige Sorge in der Erziehung eines sechzehnjährigen Mädchens bestand."

„Diese Damen mischten sich nie in die Freuden des Dorfes, nahmen an den Vergnügungen der Landleute keinen Theil, und wurden nur in der Kirche gesehen, wo sie sonntäglich dem Gottesdienste beiwohnten."

„Hier sahen sich Luigi und Theresina — so hieß das schöne Mädchen, — zum ersten Male, ihre Herzen entbrannten in Liebe, den zärtlichen Blicken folgten bald noch zärtlichere Händedrücke, und es währte nicht lange, so gestanden sich die Lippen, was die Herzen fühlten."

„Zwei Jahre währte der Zauber der geheimen Liebe."

„Bei einer ihrer geheimen Zusammenkünfte vertraute Theresina ihrem Geliebten, daß die Dame, unter deren Obhut sie stehe, ihre Mutter nicht sei, ja, daß sie ihre Familie nicht kenne."

„Du legst auf diesen Umstand zu großes Gewicht!" antwortete Luigi.

„Ich fürchte," seufzte das Mädchen, „daß er unserer Verbindung hinderlich werden könnte."

„Ich begreife nicht," erwiederte der junge Pächter, „was Deine Eltern und der Ort, wo Du geboren wurdest, mit unserer Verbindung zu schaffen haben?"

„Er begriff es freilich nicht, aber sie fühlte es."

Eines Sonntags kam Luigi in die Kirche und vermißte seine Geliebte. Er machte sich auf den Weg nach dem Häuschen, wo sie mit ihrer Pflegemutter wohnte. Er mußte über einen Berg, von dessen Gipfel aus er das Häuschen sehen konnte und da bemerkte er, daß dort Alles verschlossen sei."

„Eine trübe Ahnung bemächtigt sich seiner, er eilt hinzu, klopft an, — wer beschreibt seinen Schreck, als ihm von dem Gärtner Nachricht wurde, die Damen seien abgereist, hätten Alles mit sich genommen, und Niemand wisse, wohin sie gereist?"

„Luigi ist wie vom Donner gerührt, eine zeitlang hofft er vergebens von seiner Freundin Nachrichten zu erhalten, sein Kummer hört nicht auf, endlich verläßt er, trotz des liebevollsten Zuredens seiner Angehörigen, den Ort wo ihn Alles an die Geliebte erinnert, und pilgert in die weite Welt."

„Er begab sich nach Livorno, schiffte nach Constantinopel, und pilgerte ins gelobte Land."

„Nach drei Jahren, nach vielen überstandenen Abenteuern und Mühseligkeiten kehrte er nach Toskana zurück, arm und in einem nicht beneidenswerthen Zustande, so zwar, daß er Anstand nahm, vor seinen Verwandten in seiner Herabgekommenheit zu erscheinen und sich lieber in Florenz bei einem der spanischen Regimenter, die damals in Italien dienten, als gemeiner Soldat anwerben ließ."

„Auch in diesem Stande, den er aus Verzweiflung ergriff, verließ ihn seine Schwermuth nicht, ja sein Zustand wurde ihm von Tag zu Tag peinlicher."

„Was war indessen aus Theresina geworden?"

„Theresina war die natürliche Tochter eines böhmischen Kavaliers, den Familienrücksichten nöthigten, das Mädchen in Italien erziehen zu lassen. Als diese Rücksichten kurz vor seinem Tode wegfielen, berief er Theresina zu sich, anerkannte sie als seine Tochter und vererbte ihr den größeren Theil seiner ungeheueren Güter."

„Nach Ablauf des Trauerjahres war es Theresina's erste Sorge, sich nach Volterra zu begeben, wo sie ihren Geliebten wieder zu finden, und das ihm oft gegebene Versprechen, ihm als Gattin anzugehören, zu erfüllen hoffte."

„Sie erfuhr Luigis Schmerz und seine Abreise, ohne Kenntniß von seinem Aufenthalte zu erlangen."

„Die junge Fürstin trauerte um den Geliebten, fand sich jeden Frühling in Volterra ein und bewohnte dort anspruchlos wie in den Tagen ihrer ersten Liebe jenes

kleine Häuschen, von wo aus sie die Armen des Ortes, besonders aber die Verwandten Luigi's mit Wohlthaten überhäufte."

„Die Großherzogin lud Theresina an den Hof zu Florenz, wo sie ob ihres Standes, ihrer Milde und außergewöhnlichen Schönheit mit Auszeichnung empfangen wurde."

„Die vornehmsten Herren des Hofes bewarben sich um die Gunst der herrlichen Dame, machten ihr Heirathsanträge, die jedoch, trotz Geburt und Reichthum der Bewerber, standhaft zurückgewiesen wurden. — Theresina blieb ihrem Luigi treu."

„Eines Vormittags fuhr die junge Fürstin nach dem großherzoglichen Palaste. Der Wagen ist gezwungen, wegen eines Hindernisses Halt zu machen, der Soldat, welcher am Gitter als Schildwache fungirt, tritt herbei das Hinderniß zu beseitigen. Theresina erkennt in den gemeinen Soldaten — Luigi."

„Welch ein Anblick für diese Dame, ihren Geliebten so wieder zu sehen."

„Sie besitzt Gewalt genug, sich durch keinen Schrei zu verrathen, läßt umkehren und fährt in ihre Wohnung zurück."

„Ein Vertrauter, welcher von ihr ausgesendet wurde, über den Soldaten Luigi Erkundigungen einzuziehen, kehrte mit Nachrichten zurück, welche der Fürstin bewiesen, daß sie noch immer geliebt werde, daß Luigi noch immer seine Ehre bewahre. Weder die Zügellosigkeit des Lagerlebens, noch das müßige Garnisonsleben hatten sei-

nem Charakter Nachtheile gebracht, er war pünktlich, sittig, und kein Vorwurf konnte ihn treffen."

„Ohne daß Luigi es wußte, wurde ihm sein Abschied gekauft, und ein Heirathsvertrag aufgesetzt, in welchem Theresina ihm die Hälfte ihrer Besitzthümer verbriefte."

„Nachdem sie diese Dokumente in Händen hatte, ließ die junge Fürstin Luigi's Familie nach Florenz kommen und sandte dann ihren Intendanten, den Soldaten in den Palast zu bringen."

„Luigi hatte keine Ahnung von dem Glücke, welches ihm bevorstand; man führte ihn durch mehrere prächtige Säle bis er dahin gelangte, wo ihn Alles erwartete, was ihm das Theuerste war."

„Die junge Fürstin kann ihre Freude nicht mehr verbergen, stürzt ihm entgegen und ruft mit Entzücken:

„Luigi, ich bin es! Deine Theresina ist's, die Dich widerfand, um auf ewig Dir anzugehören!"

„Seine Mutter, seine Schwester umringen und überhäufen ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen."

„Seine Freude gab sich anfangs in undeutlichen Worten kund, — plötzlich bricht er in ein sardonisches Lachen aus, verfällt in heftige Zuckungen, und bricht zusammen."

„Den Kummer hatte er jahrelang ertragen, daß Uebermaß von Freude machte ihn w a h n s i n n i g."

„Wahnsinnig?" unterbrach die Gesellschaft den erzählenden Poeten.

„Ach," rief die Gräfin Laura, „wenn der Arme hätte wenigstens weinen können!"

„Luigi — fuhr Carpani fort — lebt im Irrenhause zu Florenz unter der Aufsicht des Doktors Santini, dessen medizinischen Ruf Sie kennen.“

„Der Unglückliche hat den Wahn, daß Theresina gestorben sei und bringt seine Zeit damit zu, auf einem Grabmahle welches er ihr errichtet hat, zu beten. So sah ich ihn bei einer meiner letzten Besuche in Florenz, und glaube Ihnen mit diesem Ereignisse sattsam bewiesen zu haben, daß die Liebe ihre Opfer ohne Unterschied des Geschlechtes verschlingt, und daß Männerherzen ihren Wunden eben so wie Frauenherzen unterliegen.“

Carpani hatte geendet und die Gesellschaft begann die Erzählung zu besprechen.

Die freundliche Wirthin bemächtigte sich des Wortes:

„Ich bemerke ungern,“ sagte sie, „daß die Unterhaltung einen zu ernsten Ton annimmt, wir haben uns in ein Gebiet verirrt, aus dem man nur ernste Eindrücke mitnimmt, überdieß ist es die Vergangenheit, in die wir uns zurückversetzen, wozu dies? Halten wir uns an die Gegenwart. Was erzählt man sich in der Stadt, auf dem Graben, bei der Kaiserin von Oesterreich Neues? Frisch darauf los, meine Herren, einen Orden für eine Congreßgeschichte.“

„Ich will eine zum Besten geben,“ lächelte Herr von Gentz, „Herr von Talleyrand hat gestern in Uebereinstimmung mit anderen Bevollmächtigten, einen neuen Souverän creirt.“

„Was Sie sagen?“

„Wer sollte dies sein?“

„Etwa der Prinz Eugen?“

„O nein,“ antwortete der Sekretär des Kongresses, es ist der Käse von Brie.“

„Sie scherzen wohl!“

„Was ich sage ist ernst und beweist, daß ein treffender Einfall nie seine Wirkung verfehlt. Ich war gestern bei Herrn von Talleyrand zum Diner geladen. Beim Dessert, als bereits alle politischen Fragen erschöpft waren, kam man auf die verschiedenen Käse und ihre Vorzüge zu sprechen. Lord Castlereagh rühmte den Stilton, Aldoci den Strachino von Mailand, Zeltner den Groier aus der Schweiz, der Baron Falk, holländischer Minister, seinen Limburger Käse, welcher durch die leidenschaftliche Vorliebe Peter des Großen unsterblich geworden ist. Sie sehen, meine Herrschaften, die Unterhaltung an der Tafel des Fürsten Benevent war sehr duftigen Inhaltes.“

„Die Käsefrage war noch so unentschieden wie zum Exempel die Frage in Betreff des neapolitanischen Thrones, als ein Kammerdiener eintrat und die Ankunft eines Couriers aus Frankreich verkündete.“

„Was bringt er?“ fragte der geistreiche Diplomat.

„Depeschen vom Hofe und Käse von Brie.“

„Man bringe die Depesche in die Kanzlei und setze die Käse auf diese Tafel,“ lautete der Befehl.

Als der Käse servirt wurde, sagte Herr von Talleyrand: „Ich habe mich bisher enthalten, ein Produkt meines Landes zu rühmen, ich bitte jedoch die Herr-

schaften, diesen Käse zu versuchen und dann ein Urtheil zu fällen."

„Der Teller macht die Runde, man kostet, man ißt, man bespricht sich darüber, das Urtheil ist einstimmig, der Käse von Brie wird zum Könige aller Käse ausgerufen."

Die Mittheilung des Herrn von Gentz fand Beifall.

„Nur keine Stockung," bat die Gräfin Laura.

„Darf ich Einiges vom Kinderballe bei der Fürstin Esterhazy erzählen?" fragte Herr von Ense.

„Wir bitten darum."

„Die genannte Fürstin," erzählte der preußische Volontär, „hatte sämmtliche Sprößlinge der hohen Aristokratie zu einem Feste geladen, welches den Vergnügungen dieser künftigen Generation gewidmet war. Die gekrönten Häupter, die militärischen und diplomatischen Berühmtheiten hatten sich zahlreich eingefunden, bildeten die Zuschauer und ergötzten sich an der naiven Munterkeit der Kinder."

„Man hatte Anstalten getroffen, daß den kleinen Helden und Heldinnen des Abends in den verschiedenen Sälen des Palastes die verschiedensten Ueberraschungen zu Theil wurden."

„Hier war es ein Schattenspiel, dort eine Zauberlaterne, drüber ein Taschenspieler, der die Kleinen ergötzte."

„Nachdem diese und andere Spielereien erschöpft waren, trat man in den Ballsaal, die Tänze begannen, natürlich waren es wieder nur die Kinder, die tanzten und es ging

bunt genug zu. Die Kleinen waren sämmtlich in Costümen erschienen. Die Miniatur-Menschen, geschmückt mit Allem, was Kunst, Geschmack und Laune zur Erhöhung ihrer Schönheit beitragen konnten, bildeten in Wirklichkeit ein reizendes Ganze."

„Türken, Ritter, Magyaren, Albanesen, Russen, Polen spazierten in liliputanischer Wenigkeit umher und nahmen sich komisch genug aus. Inmitten des kleinen Schwarmes konnte man bemerken, wie der Dämon des Hochmuthes auch bei ihnen schon seine Netze ausgeworfen hatte. Eine kleine Durchlaucht entbrannte in Zorn gegen eine ihrer Gespielinnen, deren Rang dem ihrigen nachstand; die Zänkerei ging weit, keine wollte nachgeben und eine Störung des Balles trat ein."

Die Gesellschaft lachte.

„Dieser Vorfall," unterbrach Isabey den Erzähler, erinnert mich an eine Anekdote, die mir Lord Stair mittheilte und über welche einst in England viel gelacht wurde. Die Prinzessin von Wallis hatte in ihrer frühesten Kindheit die Tochter des Organisten von St. Paul zur Gespielin, Dieser Mann genoß als Musiker einen bedeutenden Ruf."

„Eines Tages stritten die beiden Kinder um den Besitz eines Spielzeuges und da die Gespielin der Prinzessin nicht nachgeben wollte, rief diese zornig aus:

„Wie kannst Du es wagen, mir zu widersprechen, weißt Du nicht, daß ich die Tochter des Prinzen von Wallis bin?"

„Was thut das zur Sache, erwiederte das andere

Kind mit Stolz, weißt Du denn selbst nicht, daß ich die Tochter des Organisten von St. Paul bin?"

Die Anekdote verfehlte auch hier nicht einen heiteren Eindruck zu machen, und als man in Herrn von Ense drang, in den Mittheilungen des Kinderballes fortzufahren, erklärte er, daß er nichts mehr hinzuzufügen habe, und seine Absicht keine andere gewesen sei, als blos der Festivität Erwähnung zu thun.

„Herr von Isabey," wandte sich eine der Prinzessinnen von Kurland an den berühmten Maler, „Sie haben Herrn von Ense unterbrochen, und ich verurtheile Sie, uns Ihr Bocksprung-Abenteuer mit Napoleon zu erzählen und wär's auch nur, damit wir es endlich aus authentischer Quelle zu hören bekommen."

Isabey lächelte und sagte:

„Ich ersuche einen der anwesenden Herren, die Geschichte früher so zu erzählen, wie sie allgemein erzählt wird, worauf ich so frei sein werde, sie zu berichtigen."

„Doktor Koreff, erzählen Sie!"

Der Doktor begann:

„Bonaparte hatte bekanntlich die Gewohnheit, den Kopf zu Boden gesenkt, die Arme in einander geschränkt, spazieren zu gehen. Zur Zeit des lebenslänglichen Consulats befand man sich in Malmaison. Isabey und mehrere andere junge Adjutanten Napoleons spielten auf dem Rasen den Bocksprung. Isabey, der Flinkeste von Allen, hatte bereits die Köpfe der ganzen Reihe übersprungen als er an der Biegung der Allee noch einen

letzten in der geforderten Stellung bemerkt, der zu erwarten schien, daß man auch über ihn hinwegsetze."

„Isabey setzt seiner Lauf fort, nimmt aber seinen Ansatz so schlecht, daß er auf dem Halse der Person sitzen bleibt."

„Diese fällt von dem Stoße bewältiget zu Boden, Isabey mit ihr; jetzt erst sieht er, daß es Bonaparte der erste Consul war."

„Napoleon springt auf, reißt seinen Degen aus der Scheide und beginnt den unglücklichen Springer, der sich gar flink auf die Beine gemacht hatte, zu verfolgen. Der Maler verstand sich jedoch besser auf das Retiriren wie der erste Konsul, er setzt über Strauch und Graben, der Schreck beflügelt seinen Lauf, er springt über den Wall und rennt in Einen Athem bis Paris, wo er erst vor dem Thore der Tuillerien Halt macht."

„In seiner Angst begiebt er sich zu Madame Bonaparte, erzählt ihr sein Unglück und fleht ihren Schutz an."

„Josefine lacht und rathet ihm, sich zu verbergen um der ersten Zornesaufwallung Bonapartes zu entgehen."

„Es bedurfte in der That der ganzen Geduld und Liebenswürdigkeit der herrlichen Frau, um den ersten Consul zu beschwichtigen und dem Maler Verzeihung zu erwirken."

Als Koreff inne hielt, nahm Isabey das Wort:

„Diese Malmeisoner Geschichte ist sehr launig, nur Schade, daß sie ganz und gar erfunden ist. Es ist eine von den halbhistorischen Narrheiten, über welche ich mich am meisten geärgert habe, sie verlieh Napoleon einen Charakter, den er in Wirklichkeit nicht besaß. Ich hatte

den Konsul sechs Wochen lang nicht gesehen, als man mir die eben erzählte Fabel mittheilte. Ich eilte nach St. Cloud und als der erste Konsul mich bemerkte kam er auf mich zu und stellte mich wegen der Erfindung zu Rede."

„Es wurde mir nicht schwer, ihn vollkommen zu überzeugen, wie ich an der Verbreitung dieser Geschichte eben so unschuldig sei wie an deren Erfindung, er lächelte mir wohlwollend zu und erinnerte mich selbst an Türenne's Wort, der von seinem Bedienten geschlagen, sich zu sagen begnügte:"

„Wenn es auch George gewesen wäre, hättest Du nicht so stark schlagen sollen."

„Aber es giebt gewisse Unwahrheiten und Bosheiten, die man um so hartnäckiger glaubt, je eifriger sie widerlegt werden. Dies ist auch bei der Malmaisoner Bocksprunggeschichte der Fall."

Die Gesellschaft schenkte dem Maler nur bedingten Glauben und ließ errathen, wie sie den Verdacht hegen, daß Isabey zu Gunsten Napoleons eine Thatsache in Abrede stelle.

Die Erwähnung des Schloßes Malmaison lenkte das Gespräch auf diesen zur Zeit Napoleons zauberischen Aufenthalt.

Mehrere der Anwesenden sprachen mit Begeisterung von diesem schönen Orte.

Isabey wies auf die prachtvollen Gallerien hin, wo die schönsten Statuen Canovas mit den Meisterwerken aller Gallerien wetteiferten und auf die großartigen Ge-

wächshäuser, welche selbst von jenen in Schönbrunn nicht übertroffen werden.

„Sie werden aber kaum glauben," fuhr der Künstler fort, „daß dieses Schloß, dem Sie Ihre hohe Bewunderung zollen, ehedem ein Aufenthalt des Schreckens und der Qualen war. Der Name Malmaison — böses Haus — stammt aus der Zeit Richelieus, als er noch Minister Ludwig XIII. war. Ich kenne ein interessantes Geschichtchen aus jener Zeit" — —

„Erzählen Sie!" riefen mehrere Damen.

„Ich will mich kurz fassen. In den dreißiger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, an einem trüben, regnerischen Novemberabende hielt ein Reiter vor der Schenke des Dorfes Rueil, welches an den Park von Malmaison grenzt. Sein stolzes Aeußere verrieth einen jener unabhängigen unruhigen Bürger, deren Väter die Ligue gebildet hatten."

„Unser Reisende in der Schenke eingekehrt, um hier zu übernachten, vernahm mit Mißvergnügen, daß ein vor ihm angekommener Fremder auf Alles, was an Lebensmitteln vorhanden war, Beschlag gelegt hatte."

„Gehen Sie hinauf zu ihm," sagte unser Reisende zu der Wirthin, „und ersuchen Sie den Herrn mich an seinem Diner Theil nehmen zu lassen, indem ich bereit bin, die Hälfte der Zeche zu bezahlen."

„Der Fremde oben lud den Reisenden als Gast zu sich, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er nicht gewohnt sei, eingeladene Personen ihre Zeche bezahlen zu lassen."

„Bald darauf saßen beide gemüthlich an Einem Tische und wurden von Sekunde zu Sekunde vertrauter."

„Sie sind wahrscheinlich in dieser Schenke bekannt?" bemerkte der Geladene.

„Bewahre, ich war noch nie hier, ich bin aus Rochelle."

„Was führt Sie aus so weiter Ferne hieher?"

„Es ist eine traurige Geschichte, ich bin vom Herzog Richelieu hieher geladen."

„Hatten Sie vielleicht mit ihm einen ärgerlichen Handel?"

„Niemals, ich wurde nur verdächtiget, hoffe aber mich vollkommen zu rechtfertigen. In Rochelle wurde ein beißendes Pasquill auf den Herzog und seine Verwaltung veröffentlicht. Man spricht darin von Urbain Grandier, von einer gewissen Marion de Lorme u. s. w. Obwohl ich in meinem Leben keine Zeile schrieb, die gedruckt worden wäre, wälzte man doch den Verdacht auf mich und ich mußte auf Befehl Richelieus hieher, um mich zu rechtfertigen."

„Zu welcher Stunde sollen Sie im Schloße erscheinen?"

„Um sechs Uhr Morgens!"

Der Reisende, der beim Rocheller zu Gast war, ergriff lebhaft dessen Hand und sagte:

„Mein Herr, danken Sie dem Zufall, der mir Ihnen gegenüber Verbindlichkeiten auferlegt hat. Auch ich bin vom Herzoge zur selben Stunde ins Schloß beschieden, und zwar vermuthlich aus keinem anderen Grunde, als

um Ihnen den Kopf abzuschlagen, ich bin der Scharfrichter von Chartres!"

„Sie können sich nun den Schreck des Rocheller Bürgers vorstellen; er kam jedoch bald zu sich, als der menschenfreundliche Henker ihm Rettung verhieß."

„Beide stiegen zu Pferde und langten bald vor den Gräben des Schloßes an."

„Halten Sie sich hier hinter diesen Zaum verborgen," lispelte der Scharfrichter dem Rocheller zu, „schauen Sie nach jenem Thürmchen in der Mitte und ganz oben nach dem vergitterten Fenster, welches an die Schießscharten stößt. Dort werden die unwiderruflichen Urtheile gesprochen und vollzogen. Wenn Sie also nach Verlauf einer Stunde durch jenes Fenster ein Licht schimmern sehen, so war ich für einen Andern bestellt. Ich übe mein Amt nie zweimal an Einem Tage, wenn demnach jenes Fenster finster bleibt, so ist dies ein Beweis, daß ich für Sie bestimmt war und dann trachten Sie so schleunig als möglich über die Gränze zu kommen."

„Aber mein Herr, ich bin ja unschuldig . . ."

„Vor den Richtern des Herzogs giebt es keine Unschuldigen."

„Der Rocheller blieb, und da nach einer Stunde das Fenster sich nicht erleuchtete, so trat er seine Flucht an, die ihm auch gelang."

„Das Zimmer in der Schenke zu Rueil, wo der Scharfrichter von Chartres und der Rocheller dinirt hatten, wird noch heut zu Tage den Fremden gezeigt, es heißt: „La salle de bon Secours."

Die Mittheilung Isabeys wurde beifällig aufgenommen.

„Es ist doch sonderbar,“ bemerkt Gräfin Laura, „daß jede Unterhaltung, die auf derartige Mittheilungen beruht, jederzeit fast unwillkürlich in die Bahn der Vergangenheit einlenkt. Man kommt immer auf jene Tage zurück, die weit hinter uns liegen, während doch die Gegenwart und die jüngstvergangene Zeit, ein gewiß größeres Interesse bieten. Wie wär's mein Herr, wenn wir etwas aus der Gegenwart zu hören bekämen.“

Der Prinz von Hessen Homburg wendete sich an die Dame des Hauses und sagte:

„Ganz recht, gnädige Frau, wir theilen Ihren Wunsch und ich bin beauftragt, Sie im Namen mehrerer anwesenden Herrschaften um die Mittheilung einer Geschichte zu ersuchen, welche uns Alle interessirt und die wir am authentischsten von Ihnen erwarten können.“

„Durchlaucht überraschen mich!“

„Bitte, gnädige Frau unsere Bitte nicht abzuschlagen. Was Sie erzählen werden bleibt unter uns! Der Graf und die Gräfin, deren Geschichte wir ausführlich zu hören wünschen, sind heute nicht anwesend, sie kann daher ohne Scheu erzählt werden.“

„Ich will nicht die Spröde spielen,“ antwortete die Gräfin Fuchs lächelnd, „und Ihren Wunsch erfüllen.“

„Ich weiß, welche Geschichte Sie zu hören wünschen, und da, was ich erzählen werde, kein Geheimniß ist, so kann mir nicht der Vorwurf werden, daß ich eine Indiskretion begehe.“

„Sie haben gewiß, wenn Sie in meinem oder in einem anderen Salon den Graf und die Gräfin von Plet . . . antrafen, die riesige Miene und gezwungene Haltung bemerkt haben, welche dieses junge Paar gegen einander beobachtet, die Ursache dieser krankhaften Schwermuth kennen zu lernen, ist das Motiv, welches Ihre Neugierde erregte. Ich will Sie befriedigen.“

„Es sind erst wenige Jahre verflossen, seitdem Graf Plet . . . in den Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens gelangte; er wurde nicht nur zu den reichsten sondern auch zu den elegantesten Kavalieren der Monarchie gezählt.“

„Der junge Graf hatte viele Reisen gemacht, zahlreiche Abentheuer erlebt, von denen mehrere unter einer gewissen Damenklasse großen Lärm erregten, und den liebenswürdigen Lebemann mit seinem verführerischen Aeußeren in Ansehen brachten.“

„Diesem falschen Glanze verdankte er den Ruf eines Unwiederstehlichen, und begann ohne eine ernste Wahl getroffen zu haben, sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr.“

„Eines Tages fand sich sein Haushofmeister bei ihm ein, der in der Regel nur zu kommen pflegte, wenn im Portefeuille Ebbe eingetreten war.“

„Was giebt es, Herr Dürberg?“

„Excellenz, ich habe in wichtiger Angelegenheit mit Hochderoselben zu sprechen.“

„Ohne Zweifel eine moralische Vorlesung, wie sie gewöhnlich der Auszahlung meiner Revenüen vorangeht.“

„Nichts desgleichen Excellenz, blos eine unerläßliche Mittheilung.“

„Machen Sie's kurz, Herr Dürberg!“

„So kurz als möglich. Eine Testamentsklausel Hochdero Onkels bestimmt, daß wenn Euer Excellenz vor Ihrer Majorität eine stiftsfähige Dame zu heirathen versäumen, Sie aller Rechte der Plet . . .'schen Erbschaften verlustig werden.“

„Der Kukuck hole alle Testamentsklauseln.“

„Euer Excellenz geruhen jetzt vierundzwanzig und ein halbes Jahr alt zu sein,“ fuhr der Haushofmeister ohne sich irre machen zu lassen fort, „sind noch sechs Monden verstrichen, so werden die Seitenerben, welche Ihnen mit Christlichkeit aufpassen, nach dem Vermögen greifen und Euer Excellenz verlieren Alles, was Sie besitzen.“

„Und Sie Ihre Haushofmeisterschaft dazu, nicht wahr? Doch Scherz bei Seite, sind Sie ruhig, ich will an mich und an Sie denken.“

„Der Graf nicht gewillt sein ganzes Vermögen zu verlieren, sandte alle seine Freunde nach einem stiftsfähigen Fräulein aus, und da fand es sich, daß in einem Kloster zu Wiener-Neustadt ein Fräulein Adeleide von Gal . . . erzogen wurde, welches ohne Anstand in alle Stifter hätte eintreten können.“

„Der Graf ließ sich der Familie vorstellen, Scheineinwendungen und Versprechungen von zukünftiger Besserung des Grafen lieferten den Deckmantel, unter welchem in die Convenienz-Heirath gewilligt wurde, währenddem

die Familie durch Adelaidens freilich etwas geringes Vermögen entschädiget wurde."

„Der Graf begleitete seine künftige Schwiegermama nach Neustadt. Adelaide vierzehn Jahre alt, schön wie ein Engel willigte mit Freuden ein, die Gattin eines jungen reichen Kavaliers zu werden und verliebte sich ganz ernstlich in ihren künftigen Gatten."

„Der Graf hatte trotz der Jugend und Schönheit seiner Gemalin kein Gefühl für sie, er sah in ihr nur das Mittel, um in den gesicherten Besitz eines ungeheueren Vermögens zu gelangen, die Vermählung war daher kaum vorüber, so kümmerte er sich auch nicht weiter um Adelaide und überließ sie der Obhuth ihrer Mutter und der Aufmerksamkeit einer Gouvernante."

„Der Graf von dem ihn drückenden Ehejoche noch mehr zum Leichtsinn und Verschwendung aufgestachelt, setzte ärger als je seine frühere Lebensweise fort, und nahm keinen Anstand, gegen seine Genossen sich seiner Ausschweifungen zu rühmen und sogar mit seinem harten Betragen gegen seine junge Gattin zu prahlen."

„Das Loos der armen Gräfin war leicht zu ermessen. Jung, ohne den Muth, sich zu beklagen, litt sie im Stillen, und vergoß am Busen ihrer Mutter bittere Thränen, sie liebte den Grafen und fühlte den Schmerz der Verlassenheit doppelt schwer."

„Anfangs verschwendete sie alle ihre Zärtlichkeit und geduldige Ergebung um sein Herz zu fesseln; als sie jedoch sah, daß Alles vergebens war, daß der Undankbare für sie kein Herz, für ihre Tugenden keinen Sinn habe,

wurde sie ärgerlich beim Anblicke des Unwürdigen und erbat sich die Erlaubniß, sich auf seine Güter zurückziehen zu dürfen, was er ihr auch leicht gewährte."

„Kaum achtzehn Jahre alt, verließ Adelaide die Residenz und mit ihr alle jene Vergnügungen, denen sich die Jugend so gerne hingiebt, sie zog sich in die Einsamkeit der Provinz zurück, während ihre Reize, ihr Talent, ihre Jugend sie für ein glücklicheres Loos bestimmt zu haben schienen."

„Bei tugendhaften Seelen wirkt das Unglück wie das Gewitter in der Luft erläuternd. Adelaide setzte den zügellosen Sitten ihres Gatten in der Residenz eine englische Tugend in der Provinz entgegen, sie vergalt seine beleidigende Verachtung durch ein vorwurffreies Benehmen. Während der langen Jahre ihrer Einsamkeit gab sie sich dem Wohlthun hin, und übte Werke der Barmherzigkeit."

„Der Graf lebte seit der Entfernung seiner Gattin aus Wien in einem Taumel unwürdiger Vergnügungen und als der Kelch hier ausgeschöpft und geleert war, begab er sich auf Reisen."

„Einige Jahre vergehen, da fällt es dem Kavalier plötzlich ein, daß er ein Vaterland besitze, und daß in diesem Vaterlande eine Frau lebe, die seinen Namen trage."

„Von den Genüßen des Lebens abgestumpft, kehrt er zurück, und begiebt sich zum Besuche seiner Gattin."

„Er fand Adelaide vollkommen aufgeblüht im Schmucke unbeschreiblicher Schönheit, die Knospe hatte er verlassen, die Rose fand er wieder. Die Vernunft half ihr den

Schmerz ihres Herzens lindern, ihre Wangen hatten sich wieder rosig gefärbt, ihre Augen strahlten in Glanz."

„Der Graf hatte seine Gattin kaum wieder gesehen, so — ich bitte die hohen Herrschaften über diese Seltsamkeit des menschlichen Geistes nicht aufzulachen — ich sage, der Graf hatte seine Frau kaum gesehen, so verliebte er sich auch sterblich in sie."

Die Gesellschaft brach in der That in Verwunderung aus.

Die Gräfin Laura fuhr fort:

„Der Graf liebte jetzt seine Gattin leidenschaftlich, aber auch mit dem Herzen der Gräfin war eine — freilich natürlichere und begreiflichere Veränderung — vorgegangen. Ihr früher den zärtlichsten Eindrücken zugängliches Herz war erkaltet, sie hatte von der Lebensweise ihres Gatten Kenntniß erhalten, ein Eckel erfaßte sie und er wurde der Gegenstand ihrer unüberwindlichsten Abneigung."

„Alle Bemühungen, alle Zärtlichkeit und Reue vermochten sie nicht, sich ihm wieder zuzuwenden, selbst das Pflichtgefühl war zu ohnmächtig, vergebens flehte der Graf, umsonst bemühten sich seine Freunde, sie blieb unzugänglich, ihre Seele war zu tief und zu lange gekränkt worden."

„Da kam der Kongreß, und der Graf schmeichelte sich, eine Reise hieher in dieser merkwürdigen Zeit, das Geräusch der Feste, der Prunk, der Anblick so vielen Glückes würde eine wohlthätige Aenderung in den Gefühlen der neu geliebten Gattin hervorbringen, er hoffte, der

Kongreß werde die Liebe, welche Adelaide einst für ihn empfand, wieder erwecken."

„Die Gräfin willigte ein, ihren Gatten nach Wien zu begleiten, sie versprach sogar an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, allein eine Aenderung trat nicht ein, sie blieb kalt und empfindungslos gegenüber dem schuldigen Gatten."

„Nun erntet Plet . . . die Strafe für seine Versündigung an diesem engelgleichen Herzen. Er liebt seine Frau leidenschaftlich, er betet sie an und findet keine Theilnahme, keine Erwiederung, bis zum heutigen Tage hat er es nicht weiter gebracht, als sich lächerlich zu machen."

„Er schwärmt für seine Frau, seufzt wie ein fünfzehnjähriger Knabe und ist eifersüchtig wie ein sechzigjähriger Greis. Er greift mit Gier nach Gegenständen, die seine Frau aus den Händen legt und drückt sie heimlich aber brünstig an seine Lippen, er entwendet ihr Handschuhe, Bänder, trägt sie auf seinem Herzen und bedeckt sie mit Küssen."

„Von dem ehelichen Lager verbannt haucht er seine Leiden in Versen und in Prosa aus. Es ist bereits so weit mit ihm gekommen, daß man jetzt ernstlich für seinen Verstand fürchtet."

„Adelaide bleibt unerbittlich."

„Der Graf ist ein warnend Beispiel für alle ausschweifenden Ehemänner, welche ihre Reue zu lange hinausschieben."

Der Mittheilung der Gräfin Laura folgte eine Diskussion über die Liebe, diesem unerschöpflichen Thema, wel-

ches nicht nur die Romane und Komödien, sondern auch das wirkliche Leben vor Langeweile sichert.

Man kam auf die Feste zusprechen, besonders aber auf die Pracht, welche jederzeit in den russischen Salons entfaltet wurde.

Doktor Koreff ergriff die Rede: „Wen man die Eleganz und den Geschmack des russischen Adels der Jetztzeit sieht, den Reichthum den er in Paris, Petersburg und Wien enthaltet, und sich als Gegensatz durch getreue Schilderungen die Feste unter Peter dem Großen vergegenwärtiget, dann erst begreift man die Macht der Civilisation. Mit welchen Schwierigkeiten hatte nicht der russische Reformator zu kämpfen, als er seine Bojaren zwingen wollte, sich auf europäische Weise zu amüsiren.“

„Er hatte mit einer eben so heftigen als mächtigen Opposition zu kämpfen, mußte ein eigenes Fest-Reglement veröffentlichen und wer einen Paragraf desselben verletzte, wurde auf das Strengste geahndet.“

„Sein unerschütterlicher Wille verfügte, daß alle Feste einen durchweg europäischen Charakter annehmen sollten, trotzdem vermochte man der Barbarei nicht ganz zu entsagen, wenn Männer mit Tamburins die Stadt spielend durchzogen, so galt dies den Großen als ein Zeichen, daß an diesem Abende ein Hofball sei!“

„Um fünf Uhr Abends erschienen die Damen, sie mußte strenge den europäischen Moden huldigen, nur die Kaiserin Mutter, eine geborne Nariskin, durfte sich von dem allgemeinen Gesetze eine Abweichung erlauben, und die Gewänder der russischen Damen tragen. Wie gezwun-

gen und unheimlich sich Herren und Damen in den ungewohnten Hüllen fühlten, kann man leicht ermessen, aber Wer durfte es wagen, dem energischen Willen Peters Trotz zu bieten, er, der persönlich niemals eine Vorschrift verletzte, welche er anderen auferlegte, der selbst an der Thüre des Ballsaales eine Picke in der Hand Schildwache stand, um seine Gäste zu überwachen."

„Aehnliches, bemerkte Isabey, erzählt man von Ludwig XIV. Bei einer Vorstellung der „Esther" zu St. Cyr übernahm er die Function eines Huissiers und überwachte den Eingang des Theaters."

Doktor Koreff fuhr fort: „Dem Befehle des Czars zu Folge mußten die Großherzoginnen den Bojaren mit Erfrischungen aufwarten. Man trank starke Biere, Meth, Branntwein und französische Weine."

„An dem Eingange dem Kaiser gegenüber stand ein Kämmerling mit zwei Urnen, die mit Nummern gefüllt waren. Beim Eintritte mußte jeder Cavalier aus der einen und jede Dame aus der andere Urne eine Nummer ziehen, die korrespondirenden Nummern mußten sich für diesen Abend verbinden, hier entschied das Loos eben so, wie einst bei den olympischen Spielen der Faustkämpfer."

„Auf den Maskenbällen ging es noch seltsamer her, die bizarrsten Masken, die bizarrsten Tänze fanden den meisten Beifall."

„Die Lektionen Peters fielen auf keinen unfruchtbaren Boden. Unter Katharina I. und untr Elisabeth hielten die Vergnügungen gleichen Schritt mit dem wachsenden politischen Einfluß. Die Maskenbälle unter Elisabeth ent-

falteten einen kaum glaublichen Aufwand, da die Kaiserin in Männerkleidung sich sehr wohl ausnahm, so mußten bei diesen Bällen alle Damen in Männerkleidung und alle Männer in Frauengewändern erscheinen."

„Unter Katharina II. hatte der Luxus einen hohen Grad erreicht. Ihre Karoussels waren prachtvoll, ihre Feste in Czarsko=Szelo, Potemkins Feste im Palais von Taurien stehen heute noch unerreicht da. Was die Gegenwart anbelangt, so ist es eine unbestrittene Wahrheit, daß keine Nation das Vergnügen besser aufzufassen und ihm den Siegel der Feinheit so aufzudrücken versteht, wie die russische. Soll ich, um was ich behaupte zu beweisen, den Feenaufenthalt der Gräfin Sofie Potuzka in Sofiowka schildern, diesem Zauberort, den die Muse des siebzigjährigen polnischen Dichters Trembezki verjüngt hat?"

„Zehn Jahre lang mußten zweitausend Bauern Frohndienste thun, um Flüßen eine andere Richtung zu geben, um ungeheuere Felsenbälle fortzuschaffen und inmitten öder Steppen Alles zu verwirklichen, womit die Fantasie Tasso's die Zaubergärten Armidas ausgeschmückt hatte. Aus einem weiten Bassin stürzt sich ein mächtiger Wasserfall herab, er ist der Höchste in Europa. Finstere Grotten, steile Felsen, Granitblöcke, Flüße denen man ihr Bett vorgezeichnet, wechseln mit einander ab, damit der Ort werde was er ist, wurden zwanzig Millionen Gulden verwendet."

„Was aber ist die Oertlichkeit gegenüber dem Leben, welches dort geführt wurde. Der Pallast war ein Tempel der Gastfreundschaft, ein Asyl für Fremde, die vierzehn Tage lang bewirthet wurden und sich am fünfzehnten der

Gräfin, wenn auch nur um Abschied zu nehmen, sich vorstellen mußten."

„Während dieser Zeit standen Diener, Equipagen, Küchen und Keller zu Befehlen des Gastes, gleichviel wer er war. Sofie Potoczka konnte daher mit Recht sagen: Man macht mir in Sofiowka dreijährige Visiten."

Als Doktor Koreff im Salon der Gräfin Fuchs die Herrlichkeiten jenes Zauberortes pries, mochte Niemand im Traume daran denken, daß dieser Feenaufenthalt fünfzehn Jahre später (1830) der Familie seines Gründers entrissen werden würde. Sofiowka wurde in Folge der letzten polnischen Revolution konfiszirt und mit den Domänen des russischen Kaisers vereiniget. Selbst der Namen, den ihm die Liebe gab, ward ihm genommen und jetzt heißt er: „Czarizinecad" d. h. Garten des Czars.

Eines aber ist geblieben, Trembecky's herrliches Gedicht, es wird den Namen Sofiowka auf die Nachwelt bringen, den Namen jenes Gestirnes, welches zu Berlin im Jahre 1823 verblich.

Mit der Mittheilung des Doktors endete die Unterhaltung, die Gesellschaft brach auf und nahm die mannigfachen Eindrücke und Erinnerungen, welche die Schilderungen dieses Abendes angeregt hatten, mit sich.

Es war einer der genußreichsten Abende im Salon der Gräfin Fuchs!

## Zweites Kapitel.

### Winterbilder.

Nebst den Caroussels sind es besonders festliche Schlittenfahrten, die in Wien von jeher sehr beliebt waren und nie fehlten, wenn die Jahreszeit und die Witterung sie gestatteten.

Es war also natürlich, daß auch das Festcomité des Kongresses eine solche Partie in das Programm aufnahm in der sicheren Erwartung einer dem Unternehmen günstigen Witterung.

Herr Stuwer erlangte eine beruhigende Satisfaktion, es erging dem Kongreßcomité eben so mit der oft angekündigten Schlittenpartie, wie es diesem mit seinen Feuerwerken in der Regel zu gehen pflegt, mehrmals angesagt, mußte die Fahrt in Folge plötzlich eingetretenen Temperaturwechsels immer verschoben werden.

Endlich trat nach einem dünnen Schneefall ein scharfer Frost ein und die Spazierfahrt wurde mit großem Pomp angekündigt.

Es war Sonntags am 22. Jänner, der Tag nach dem Trauerfeste in der Kathedrale.

Die zweite Nachmittagsstunde war zur Abfahrt bestimmt.

Das Publikum drängte sich den Vormittag hindurch auf den Josefsplatz, um die neugebauten Schlitten zu bewundern; jene, welche für die Kaiser und Monarchen bestimmt waren, hatten die Form einer Kalesche und strahlten in lebhaften durch Gold gehobenen Farben.

Die Polsterkissen von smaragdgrünem Sammt waren mit Goldfranzen verziert. Das kaiserliche Geschirr war mit silbernen Glöckchen behängt.

Die Schlitten für die Geladenen erglänzten ebenfalls von Sammt, Seide und Gold und gaben den früheren an Zierlichkeit und Reichthum nichts nach.

Sämmtliche Schlitten wurden von herrlichen Race-Pferden gezogen, die mit Tigerfellen und reichem Pelzwerk bekleidet, deren geflochtene Mähnen mit Bändern und Schleifen geschmückt waren.

Die prächtigen Thiere gruben ungeduldig in die Schneedecke, stampften von dem Schellengeläute noch mehr entflammt, den Boden, bliesen Dampf aus den schön gefärbten Nüstern und fegten die Luft mit ihren stolzen Schweifen.

Die Schlittenfahrt hatte den kaiserlichen Ceremonienmeister wieder in lebhafte Unruhe versetzt, in jedem Schlitten kam nämlich eine Dame und ein Kavalier zu sitzen, es galt nun die Aufgabe, die Sympathien nicht zu verletzen und der Hofetikette zu genügen; es entstand die doppelte Frage: die Reihenfolge der Schlitten und die Wahl der Plätze.

Die obersten Hofämter zogen sich mit einem Mei-

sterstrich aus der Affaire, sie ließen über die ersten fünf Paare Wahl, bei allen Uebrigen entschied das Loos, jeder Kavalier empfing eine Dame, die ihm der Zufall als Gefährtin auf dieser Fahrt bezeichnet und der er seine Ritterdienste weihen mußte.

Endlich ertönt eine Fanfare und der Zug setzte sich in Bewegung.

Voran eine Abtheilung Kavallerie, die k. k. Einspänniger zu Pferde, zwei Hoffouriere und ein Beamter des obersten Stallmeisteramtes, sämmtliche Pferde waren mit reichen Decken bekleidet.

Diesem Vortrabe folgte ein riesiger Schlitten, sechsspännig mit k. k. Trompetern und dem Pauker.

Hinter diesem folgen zu Pferde zwei k. k. Futterknechte, ein Oberbereiter und mehrere Bereiter, hierauf kommt der Schlitten des Obriststallmeisters, Grafen von Trautmannsdorf.

Nun folgen die Souveräne.

Voran Kaiser Franz mit der Kaiserin von Rußland. Die wunderliebliche Fürstin ist in einen weiten, grünseidenen, mit Hermelin verbrämten Pelzmantel gehüllt, auf dem reizenden Köpfchen trägt sie eine gleichfarbige Mütze mit einem in Diamanten gefaßten Federbusche, ganz in der Art, wie es die große Katharina zu tragen beliebte.

Nach ihm kommen Kaiser Alexander mit der Fürstin Auersberg, Friedrich Wilhelm mit der Gräfin Julie Zichy, der König von Dänemark mit der Großherzogin von Sachsen-Weimar, und endlich der Großherzog von Baden mit der Obersthofmeisterin Gräfin Lazansky.

Die Schlitten der Souveräne sind von Pagen in mittelalterlichen Gewändern und von ungarischen Garden umritten.

Die Kaiserin von Oesterreich, der König und die Königin von Baiern, so wie mehrere Prinzessinnen, hatten sich, da sie ihrer schwachen Gesundheit wegen den scharfen Frost fürchteten — so hieß es wenigstens — zu Wagen nach Schönbrunn begeben, wo sie den Zug erwarteten. Im Publikum war man von diesem Unwohlsein nicht weniger als überzeugt.

Schon vierzehn Tage früher hatte man zahlreiche Wetten eingegangen, daß die Kaiserin Ludovika und das baierische Königspaar an der Schlittenfahrt nicht Theil nehmen würden, und die Kontremineurs blieben Sieger.

Hinter den Souveränen kamen die übrigen Schlitten, etwa dreißig an der Zahl.

Der Erzherzog Palatinus fuhr die Großherzogin von Oldenburg, der Kronprinz von Würtemberg die Fürstin von Liechtenstein.

Erstere ist in einem blauen Atlasmantel gehüllt, und das Auge des Letzteren weilt — trotz der Schönheit seiner Gefährtin — auf der Großherzogin vor ihm, die er verehrt und anbetet.

Die folgenden Paare waren:

Der Prinz Wilhelm von Preußen und die Gräfin Fuchs, der Prinz Leopold von Sizilien und die Gräfin Lubomirska, der Prinz Eugen und die Gräfin Appony, der Kronprinz von Baiern und die Gräfin Sofie Zichy, der Erzherzog Karl und die Gräfin Esterhazy, der Prinz

August von Preußen und die Gräfin Batthyany, der Graf Franz Zichy und Milady Castlereagh, der Graf Wrbna und die Gräfin Walluzew, der Herzog von Sachsen-Koburg und Rosalie Rzewuska, die arme Waise der Gefängnisse, u. s. w.

Sämmtliche Damen, sind in Pelzmäntel von prächtigen Farben gehüllt, und glänzen durch Reichthum und Geschmack, die Kavaliere tragen durchgehends polnische Röcke mit dem kostbarsten Pelzwerk besetzt.

Hinter den Geladenen kommt abermals ein sechsspänniger Riesenschlitten mit einer ganzen Musikkapelle, sämmtliche Spielleute in türkischen Gewändern.

Einige Reserveschlitten und eine Reiterabtheilung schloßen den Zug.

Anfangs geht es im Schritt; man nimmt den Weg über den Kohlmakt, die Tuchlauben, Wipplingerstraße, den Judenplatz, Hof, die Freiung, Herrngasse, den Michaeler- und Josefsplatz, dann über die Kärnthnerstraße, den Stock im Eisen, Graben, Kohlmarkt, durch die Burg, über die Mariahilfer Hauptstraße hinaus gegen Schönbrunn.

Außerhalb der Stadt erknallten die Peitschen, ertönten die Schellen in schnellerem Tempo, und unter Trompetengeschmetter und Musik gleiten die Winterfahrzeuge im Fluge über die dünne Schneedecke und ein in die Ferne jagender Streif entzieht den zahlreichen Zuschauern bald seine letzte Spur.

In Schönbrunn harrte eine große Zahl Notabilitäten, die zwar nicht zur Schlittenpartie, wohl aber zu dem

Feste und dem Theater paré, welches hier folgen sollte, Einladungen erhielten.

General Witt, Graf Tulczim, Helene, Wasili und mehrere bekannte Franzosen und Deutsche befanden sich unter den letzteren und spazierten, den Festzug erwartend, durch den winterlichen Garten.

Schade, bemerkte einer der Anwesenden, daß das Festcomité nicht auf den Gedanken kam, einen Eispalast zu erbauen und darin ein Fest zu veranstalten.

Wie, einen Palast ganz von Eis?

Ebenso wie jener, den die Kaiserin Anna auf der Newa erbauen ließ.

Zu welchem Zwecke?

Haben Sie von diesem Scherz nie erzählen hören?

Wenigstens nichts Genaueres.

Ein Fürst, dessen Namen ich nicht nenne, übernahm am Hofe der genannten Kaiserin theils willig, theils verdient die Rolle des Spaßmachers.

Er ließ sich hundert Scherze gefallen, Neckereien, Muthwilligkeiten, endlich aber die merkwürdigste aller Launen, daß er sich auf Befehl der Kaiserin vermählen mußte, und zwar mit einer Dame, die für seine Gewohnheiten so ziemlich paßte.

Um das Vermählungsfest des kaiserlichen Spaßmachers würdig zu begehen, wurde auf der Newa ein Pallast von Eis erbaut.

Das ganze Gebäude mit sämmtlichen Mobilien war von Eis. Boden, Wände, Decken, Tische, Stühle, Kron-

leuchter, Betten, Alles, Alles von Eis, Eis von allen Farben, um Wechsel in das Einerlei zu bringen.

Die Säle und Gemächer erstrahlten in Kerzenglanz, die Wände wurden mit kostbaren Teppichen behangen, der Boden mit solchen belegt, und der ganze Hof fuhr in Schlitten vor, um sich bei dem Feste einzufinden.

Mehr als tausend Gäste nahmen ein Souper ein, Musik ertönte, Kosaken führten Tänze aus, vier derselben trugen einen ganzen gebratenen Ochsen mit vergoldeten Hörnern, den man außen im Eishofe gebraten hatte, zur Schau umher, so ging es bis tief in die Nacht hinein.

Endlich begaben sich die Neuvermälten zur Ruhe, eine Kanonensalve ertönt, wohlgemerkt, die Geschütze waren ebenfalls von Eis, das Brautpaar erschrickt und bemerkt mit Entsetzen, daß das Eis rings herum zu schmelzen begann.

Der Hof war noch gegenwärtig und der gute Fürst wagte nicht, trotz der fatalen Situation, seine Braut zu verlassen; Sie können leicht ermessen, wie unangenehm dem Brautpaare der kaiserliche Zeitvertreib war.

Die Herren lächelten, die Damen kehrten dem Erzähler, dem Grafen von Witt, schmollend den Rücken, dieser, der einmal in muthwilliger Laune war, fuhr fort:

„Haben Sie schon von der kleinen Bosheit gehört, die man sich in der Stadt erzählt, und die jedenfalls gut erfunden ist? Man wollte, so erzählen die Wiener, eine pantomimisches Ballet darstellen, zu welchem man jedoch keine Venus fand, keine der Damen hatte die Anmaßung, die Rolle der schönen Göttin zu übernehmen.

Die Fürstin Bragation, welche halb überredet, einwilligte, nahm kurz vor der Vorstellung ihr Wort zurück und die Verlegenheit erreichte den höchsten Punkt. Da gerieth Isabey, der mit dem Arrangement betraut war, so erzählen nämlich die Wiener, auf einen originellen Ausweg. Er gruppirte Dame Venus gratiös und malerisch, jedoch so, daß sie dem Zuschauer nicht das Antlitz, sondern den Rücken zukehrte, auf diese Weise war Allen geholfen, die Pantomime hatte eine Venus, welche sich das hohe Publikum so schön als möglich vorstellen konnte"

„Haben Sie die originelle Wette gehört, welche vor einigen Tagen veranstaltet wurde?"

„Erzählen Sie!"

„Kaiser Alexander wettete mit einer Wiener Dame, wer von Beiden am schnellsten die Kleider wechseln würde? Die Scene begab sich in einem Salon, der durch eine spanische Wand getheilt war. Zeugen mußten jedem Theile die ausgezogene Kleidung vorweisen, damit kein Zweifel über die Aufrichtigkeit der Wette obwalte."

„Und wer gewann die Wette?"

„Die Dame."

„Nicht möglich!"

„Sie kürzte die Toilette dadurch wesentlich ab, daß sie einen Toque aufsetzte. Andere meinen wieder, der Kaiser habe sich den Vorrang mit Willen ablaufen lassen."

„Man hofft heute die Kaiserin Marie Louise im Theater zu sehen."

„Diese Hoffnung wird sich nicht erfüllen. Die Kaiserin hat sich schon heute Morgen mit dem kleinen Prin-

zen und ihrem Hofstaate zu Schlitten nach Baden begeben und wird erst Abends zurückkehren, um mit der Fröhlichkeit der Kongreßgäste in keine Berührung zu kommen."

Schellen, Peitschenknallen und Trompetenstöße kündeten schon aus der Ferne die Ankunft des Schlittenzuges; im raschen Fluge nahte er heran und ohne daß die hohen Gäste ausstiegen, bildeten die einzelnen Fahrzeuge um den hart gefrornen Teich eine glänzende Einfassung, um zu dem Schauspiele, welches sich auf dem Spiegel des Teiches entfalten sollte, die improvisirten Logen zu bilden.

Musik erschallt.

Junge Leute in den elegantesten Costumen der verschiedenen Länder des Nordens producirten ein Schlittschuhlaufen.

Das Arrangement der Szene stellte eine holländische Kirmesse vor: hie und da sah man buntscheckige Zelte; Gruppen wandelnder Kaufleute, auf Schlittschuhe dahingleitend, boten den athemlosen Debutanten stärkende Getränke.

Diese tumelten sich auf der spiegelglatten Fläche herum, der Eine mit kerzengerade geschlossenen Beinen und eingeschränkten Armen gleitet fort wie eine Statue von Erz, der Andere wieder mit vorwärtsgebogenem Leib eilt in weitausgreifenden Schritten dahin und umkreist den Teich rasch wie der Blitz.

Hier zieht Einer eine leichte silberne Gondel hinter sich her, dort treibt ein Anderer einen kleinen Schlitten, vor dem zwei künstliche Schwäne gespannt sind.

Beide Fahrzeuge fliegen pfeilschnell über die Fläche und durchschneiden die Bahnen der Läufer, ohne mit diesen in Berührung zu kommen.

Vor den Augen der Zuschauer entfaltet sich ein reich bewegtes Leben, unaufhörlich wechselnd, jeden Moment ein anderes Bild entfaltend.

Unter Allen, welchen es gegönnt war, vor einem Publikum, wie es noch nie beisamen zu finden war, mit ihren Eiskünsten zu glänzen, zeichnete sich ein junger Mann aus, der bei der englischen Gesandschaft angestellt war.

Sir Eduard, Mitglied des Londoner Schlittschuhläuferklubs, hatte sich schon unzählige Male auf der Serpentine von den Spaziergängern von Hyde-Park bewundern lassen, heute sollte ihm der Beifall des hohen Kongresses zu Theil werden, eine Ehre, die ihm selbst daheim im Klub hoch angerechnet wurde.

Die Chronik hat es der Mühe werth gefunden, den Namen des Ritters Saint-George auf die Nachwelt zu bringen, der auf dem Bassin zu Versailles den Namen „Marie Antoinette“ einschnitt, und doch wie unbedeutend war diese Leistung gegenüber der Kunstfertigkeit Sir Eduards.

Als er seine kühnen und bizarren Wendungen begann, machten die Kunstgefährten ihm willig Platz, und sämmtliche Damen verließen die Schlittenlogen, um den schönen Solo-Läufer zu bewundern.

Und Sir Eduard mit einer unnachahmlichen Gewandheit und Grazie zeichnete mit dem Eisen seines Schlittschuhes, ohne das man seinem Laufe irgend einen

Zwang abmerkte, die Namen der Kaiserinnen, Königinnen und vieler anderer hohen Damen mit einer solchen kalligrafischen Genauigkeit in die Eisfläche, daß stürmischer Beifall ihn lohnte, worauf wieder ein Tutti der Schlittschuhkünstler erfolgte, wobei Zephirsprünge, die Chinoise, die Guirlande und ein Walzer producirt wurden.

Letzterer Tanz wurde von zwei Holländerinnen aufgeführt, welche, wie die Milchmädchen von Saardam, malerisch costumirt, rauschenden Beifall fanden.

Nun folgte für die Theilnehmer der Schlittenpartie ein Banket in den bezaubernd geschmückten Salons.

Treppen, Bogengänge und Säle waren mit den seltensten Pflanzen aus den kaiserlichen Gewächshäusern geschmückt.

Citronen, Myrthen, blühende Orangebäume, Blumen in der herrlichsten Blüte machten an den Frühling glauben, während außen der Schnee den Park und das Eis die Bassins deckte.

Die sinnreichste Pointe des Arrangements war unstreitig eine lebendige Riesenpalme, welche über die Haupttafel, an welcher die höchste Personen saßen, ihre Blätterfächer ausbreitete.

Nach dem Diner verfügte man sich in das kleine Theater, wo die Hofschauspieler Etienne's „Aschenbrödel“ in deutscher Sprache aufführten, worauf man sich in die Säle zurück begab und einige Polonaisen tanzte.

Die neunte Abendstunde war zur Rückkehr bestimmt.

Die Trompeten bliesen zum Aufbruchszeichen eine

Fanfare, Alles eilte zu den in zwei Reihen aufgestellten Schliten, um die früheren Plätze einzunehmen.

Alle Kavaliere der Begleitung tragen brennende Fakeln, die Kapelle läßt ihre kriegerische Musik ertönen, der Zug setzt sich in Bewegung und fliegt davon.

Bald verschwinden die Umrisse der einzelnen Fahrzeuge, das Schellengeläute wird immer matter, die Musik verschwimmt immer mehr in der Luft, man vernimmt nur noch einzelne Trompetenklänge und was man sieht ist ein rother Lichtstreif, der gespenstisch dahinfliegt und die am Wege gepflanzten schnee- und reifbedeckten Baumreihen magisch erleuchtet, bis er endlich ganz verschwindet und Alles still und winterlich öde wird, wie es früher war.

Das ist das Bild des ganzen Kongreßes.

---

## Drittes Kapitel.

### Wiedervereinigung.

Wer die Anhänglichkeit der beiden Geschwister zu einander ins Auge faßte, wird den Schmerz begreifen, den das Verschwinden Josefinens dem armen Bruder verursachte.

Selbst Pauline vermochte nicht, ihn zu beruhigen.

Er und Herr Kern durchstrichen Stadt und Vorstädte.

Alles vergebens.

Sie ist entführt! klagte der junge Mensch.

Oder entflohen, meinte der Vogelpädagog.

Wie, rief Josef erschreckt, Sie könnten glauben, meine Schwester sei so leichtsinnig?

Herr Balthasar machte eine abwehrende Bewegung und erwiederte:

„Ich glaube gar nichts, mein verehrter junger Freund, ich spreche nur von Möglichkeiten. Ich hatte einmal einen Vogel....“

„Ach mein Gott, mit Ihren Vögeln.“

„Junger Mann, keine Blasphemie; die Menschen sind zweibeinige Thiere wie die Vögel, und was ich an diesen erfahren, hat sich bei jenen stets bewährt. Man glaubt oft, ein Vogel sei Einem gestohlen worden und es zeigt sich, daß das unvernünftige Thier selbst durchgeschlüpft und in sein Verderben gerannt ist. Fräulein Josefine kann eigenwillig durchgegangen sein.“

„Das ist nicht möglich, sie wird mich, ihren Bruder, nie verlassen!“

„Warum nicht? Das Weib muß Vater und Mutter verlassen, um dem Manne zu folgen, um so mehr den Bruder.“

„Aber heimlich, bedenken Sie!“

„Verbotene Früchte schmecken süß und damit fängt man die klügsten Vögel. Wissen Sie, welches der klügste Vogel ist?“

Josef ließ den Pädagogen fortreflektiren und hing seinen Gedanken nach.

Eine eigenwillige Entfernung Josefinens war wohl

höchst räthselhaft, aber keineswegs unmöglich, Kern konnte recht haben.

Die Entfernung kam zwar unerwartet und plötzlich, allein, wer konnte wissen, was ihr vorausging?

Josef suchte, wie wir bereits erfuhren, die wenigen Bekannten auf, die er in Wien hatte, um nach der Schwester zu forschen; er ging mit dem Pädagogen zu Herrn Raily, zum Landwehrmann, und bei Ersterem war es, wo er seinen Hollabrunner Fund zurückließ, in der Hoffnung, sich eines Gegendienstes des Engländers zu erfreuen.

Die Bemerkung Kerns, daß Josefine sich freiwillig entfernt haben könne, war Ursache, daß Josef jede Anzeige unterließ, um seiner Schwester, wenn sie einen solchen Schritt wirklich unternahm, was er freilich schwer begreifen konnte, in ihrem abenteuerlichen Unternehmen nicht hinderlich zu sein.

So verflossen mehrere Tage.

Eines Nachmittags kam Kern athemlos zur Witwe Bergmann; man sah es dem Pädagogen an, daß er der Ueberbringer einer Neuigkeit war.

Er ist da! rief er schon an der Thüre.

Die Anderen sahen ihn erwartungsvoll an.

„Wer ist da? fragte Pauline."

„Der junge französische Graf."

„Graf Marsan? rief die Mutter erstaunt."

„Ja, er selbst; ich sah ihn heute gemächlich über den Graben spazieren, als ich mich eben zum Feldmarschall-Lieutenant Grafen Radetzky begeben wollte, der mich zu Tische geladen hatte."

„Graf Marsan war also nicht in Paris? bemerkte Josef.“

„Ich zweifle.“

„Sollte er dennoch der Entführer Josefinens sein?“

„Ich denke, wir thun am besten, wenn wir ihn sogleich aufsuchen.“

Kern und Josef machten sich auf den Weg.

Sie fanden den jungen Kavalier in seiner Wohnung, die er in der obersten Etage des Gesandtschaftshotels inne hatte.

Marsan empfing die Eingetretenen mit großer Zuvorkommenheit und redete sie zuerst an.

„Sie kommen mir erwünscht, sagte er, ich war ohnedem gesonnen, heute oder morgen Herrn Kern zu besuchen, um ihm Einiges in Betreff Ihrer Schwester mitzutheilen.“

„Oh, Herr Graf, ich bitte, sprechen Sie, was wissen Sie von ihr, wo ist sie?“

„Es wird Ihnen bekannt sein, daß ich mich für Josefine interessirt habe, und sie immer im Auge behielt. Plötzlich höre ich durch einen meiner Vertrauten, daß ein einflußreicher Mann sie entführt und auf sein Landhaus gebracht habe, ich beschließe sie zu retten und mein Unternehmen gelang. Ich brachte das Mädchen glücklich in meine Kalesche.“

„Und wo ist Josefine?“

„Wo sie sich in diesem Momente befindet; weiß ich nicht; denn sie war so undankbar, in einem Anfalle von

Mißtrauen aus meinem Wagen zu entfliehen, ohne daß ich sie mehr auffinden konnte."

„Was Sie da sagen, Herr Graf, ist nicht möglich!" rief Josef.

Auch Herr Balthasar schüttelte ungläubig den Kopf und sagte:

„Ich habe es in meiner langjährigen Praxis noch nie erlebt, das ein verständiger Vogel so undankbar gewesen wäre, seinem Retter zu entfliehen, es wäre denn, daß dieser Retter —"

Herr Kern räusperte sich, um nicht weiter sprechen zu müssen.

Und dennoch meine Herren ist es so, wie ich sage.

Ich wiederhole meine Zweifel, Herr Graf, und erkläre offen, daß ich Sie für denjenigen halte, der meine Schwester mit Gewalt entführt hat.

Marsan lachte gezwungen und rief: Mich? „Wie kommen Sie auf den barocken Gedanken?"

„Wie kommt es, daß man mir, als ich mich am Abende der Entführung im Gesandtschaftshotel nach Ihnen erkundigte, die Auskunft gab, Sie seien nach Paris abgereist?"

„Das war ein Irrthum des Portiers. Ich mußte wohl auf der Route nach Paris einem schwer erkrankten Courier einige Stationen entgegen eilen, allein bis nach Paris zu reisen, davon war keine Rede. Ihre Schwester wird sich wohl dieser Tage bei Ihnen wieder einfinden und Sie werden aus ihrem Munde vernehmen, daß meine Angabe richtig ist."

„Ich habe bisher um Josefinens Willen gezögert, von dem Vorfalle eine Anzeige zu machen, nun aber soll mich nichts mehr zurückhalten.“

„Ich rathe Ihnen in Ihrem Interesse, die Sache zu ignoriren. Der Entführer Josefinens ist ein einflußreicher Herr, dessen Verfolgung Sie vernichten würde und der Sie nur dann entgehen, wenn Sie mit Ihrer Schwester ganz in der Stille Wien verlassen.“

„Sie irren, Herr Graf, das werde ich nicht thun, ich erwarte Josefinens Rückkehr und werde dann die nöthigen Schritte thun, um dem Schelmenstücke auf den Grund zu kommen.“

Marsan erröthete und erwiederte:

„Thun Sie, was Ihnen beliebt, mir ist nur um Ihre Schwester leid, die ich aus einer großen Gefahr befreit habe, sie wird das Meiste zu leiden haben.“

Josef und Kern entfernten sich.

„Dieser Herr Graf, nahm der Letztere das Wort, gefällt mir ganz und gar nicht. Wenn es wahr ist, daß er sie aus einer Gefahr befreit hat, warum floh sie aus seiner Kalesche? Es geschah, wie er sagte, in einem Anfalle von Mißtrauen. War das Mißtrauen gerecht oder nicht? Ich hatte einmal eine Maise, die auch in einem Anfalle von Mißtrauen, weil ich sie mit einem Stieglitz zusammen sperrte —“

Josef unterbrach den Pädagogen:

„Ich zweifle nicht mehr, daß der Graf ganz allein seine Hand im Spiele hatte, alle Umstände und Wieder-

sprüche genau erwogen, beweisen eine von ihm gelegte Falle, welcher Josefine jedoch glücklich entkam."

„Ist mir in meiner Vogelpraxis auch schon widerfahren."

„Halten wir uns links, Herr Kern, sonst machen wir einen Unweg."

Der Pädagog lächelte und erwiederte:

„Ganz recht, wir wollen einen kleinen Umweg machen."

„Wozu?"

„Um zu Lady Wilson zu gelangen."

„Herr Kern!"

„Kommen Sie nur mit. Ich hab' der Dame mein Wort gegeben, den Ausreißer wieder zurück zu bringen und Sie werden mich nicht in die unangenehme Lage versetzen, es nicht halten zu können. Ich kam neulich zu der Dame, um mich wegen des amerikanischen Vogels zu erkundigen, dessen Unterricht ich gern übernehmen möchte. Die Dame fragte mich, ob Sie schon gesundet sind? Ich begriff sogleich, daß hier eine kleine Nothlüge gebraucht worden sei und antwortete, daß Sie sich bereits wohl befänden, jedoch von einem Unglücke betroffen worden sind u. s. w. Ihr Ausbleiben ist also ganz entschuldigt und Sie haben keinen Grund, die Dame zu meiden. Man muß dergleichen Verbindungen nicht muthwillig vernachlässigen, denn man weiß nicht, wozu sie Einem nützen können. Darum kommen Sie, kommen Sie."

Josef fügte sich und begleitete den Pädagogen zu Lady Wilson.

Die Dame zeigte sich in der That beim Anblick des jungen Menschen sehr erfreut und sagte scherzhaft drohend:

„Sie haben Ihre Pflicht lange versäumt, junger Herr?"

„Ich bin unglücklich, Mylady."

„Haben Sie noch keine Spur von Ihrer armen Schwester?"

„Mein erster Verdacht gegen den Grafen Marsan bestätigt sich."

„Also wirklich, sieh doch, der kleine Taugenichts, er scheint sich für Ihre Schwester sehr zu interessiren; ich bemerke überhaupt, daß Sie beide viel Glück haben, allein weder Sie noch das Mädchen verstehen es zu benützen. Der junge Graf ist sehr reich."

„Gnädige Frau, ich muß bemerken, daß er niemals ernstlich um Josefinens Hand warb."

Lady Wilson lachte laut auf und erwiederte:

„Er hat sie entführt, spricht das nicht deutlicher als jede Werbung? Der Besitz des Herzens ist mehr werth als der Besitz der Hand, in der Liebe ist man glücklicher wie in der Ehe, denn man hat die Vortheile der Letzteren ohne deren Nachtheile."

Josef staunte über die neuen Grundsätze, die er aufstellen hörte, und die seinen Ansichten schnurstraks entgegenliefen."

Die Dame merkte den Eindruck ihrer leichtfertigen Ansichten und wendete sich zu Balthasar Kern:

„Wie urtheilen Sie, mein Herr, stimmen Sie meiner Meinung bei?“

Der Pädagog verneigte sich und sagte:

„Mylady, ich habe während meiner langjährigen Praxis bei meinen kleinen Schülern vielfache Liebesverhältnisse erlebt, welche sich jedoch erst dann entwickelten, wenn beide in einen Bauer zusammen gesperrt wurden; so oft dies jedoch geschah, waren Männlein und Weiblein für jeden Unterricht untauglich, woraus ich schließe, daß man, um ordentlich abgerichtet zu werden, sich nicht vermälen darf.“

„Sind Sie schon vermält?“

„Ich bin, mit Ihrer Erlaubniß, Mylady, noch Hagestolz.“

„Sie huldigen demnach meinen Grundsätzen?“

„Ich muß dies Opfer meiner Kunst, meinem Stande bringen.“

„Ihrer Kunst? Ihrem Stande? Wie so?“

„Wär' ich vermält, Mylady, könnte ich den zahlreichen Einladungen, die mir vom hohen und höchsten Adel täglich zu Theil werden, nicht Folge leisten, ohne die Eifersucht meiner Frau zu erregen, weiter könnte ich meinen Schülern nicht meine ganze Aufmerksamkeit widmen, denn eine Gattin will doch auch beobachtet sein, es ist daher besser, wenn ich allein bleibe. Gnädige Frau, darf ich mir eine Frage erlauben?“

„Sprechen Sie?“

„Haben Sie wegen des Amerikaners schon einen Entschluß gefaßt?“

„Noch nicht!“

„Bedauere, aus dem Thiere hätte sich was machen lassen. Ich habe dem Fräulein Pauline schon sehr viel von diesem Vogel erzählt.“

„Wer ist dieses Fräulein?“

„Die Geliebte des Herrn Josef, entgegnete der Pädagog trocken, ohne zu ahnen, welch Unheil er damit anrichte.“

Der junge Mensch wurde purpurroth, Lady Wilson zuckte zusammen, ließ ihren durchbohrenden Blick auf ihm ruhen und sagte spöttisch:

„Sie scheinen Ihre Kinderschuhe gar zu plötzlich verlassen zu haben. Vor Kurzem behaupteten Sie noch, es sei in Ihrem Alter besser, an eine Mutter als an eine Geliebte zu denken, und heute sind Sie schon verliebt.“

Josef stammelte einige vertheidigende Worte, die ihn aber noch schwerer beschuldigten.

Die Dame verzog ironisch den Mund und erwiederte mit einer nicht zu verkennenden Gereiztheit:

„Sie waren listig genug, sich durch das Aushängeschild der Unschuld interessant zu machen, nun dieses zerstört ist, widert die Lüge um so stärker an. Was ich für Unerfahrenheit hielt, war Berechnung, um diese zu finden, braucht man nicht hinabzusteigen. Ich wünsche Ihnen viel Glück, von heute an werde ich, um Sie der Zeit nicht zu berauben, keine Musikstunde mehr nehmen.“

Eine Handbewegung der Lady verabschiedete die Herren und Herr Balthasar hörte nicht auf kopfzuschütteln.

„Junger Freund, sagte er, ich fürchte, ich habe einen dummen Streich begangen.“

„Trösten Sie sich, Herr Kern, Sie haben ohne es zu wollen, mir eine große Verlegenheit erspart.“

„Die Engländerin scheint für Sie eingenommen, es thut mir leid, daß ich Ihnen —“

„Ach, hören Sie auf. Sie ist bereits die Geliebte eines Anderen.“

„Was liegt daran? Eine Frau kann im Nothfalle auch zwei Liebhaber besitzen: ich habe einmal ein Zeischen mit zwei Stieglitzen eingesperrt und das Zeischen hat sich recht wohl dabei befunden, die Stieglitze freilich, die haben oft gerauft, daß die Federn in der Nachbarschaft umherflogen, das brachte ihnen jedoch keinen Schaden.“

Der Pädagog hörte nicht auf, Fälle aus seiner langjährigen Praxis zu erzählen, bis sie zu Hause anlangten, wo ihnen eine angenehme Ueberraschung zu Theil werden sollte.

Schon an der Thüre hörten sie drinnen eine Männerstimme, welche ihnen bekannt schien.

Beim Eintritte erblickten sie Herrn Johann Sinzinger, den Landwehrmann, und Josefine flog mit einem Freudenruf dem Bruder an den Hals.

Die Geschwister hatten Mühe ihre Freudenthränen zu stillen.

Kern rieb sich vergnügt die Hände, der Landwehrmann war nicht minder vergnügt und rief:

„Es freut mich, daß ich den Kindern beweisen konnte, daß ich ein braver Mann und kein boshafter Mensch bin!“

Frau Agnes und Pauline nahmen an der Scene den herzlichsten Antheil.

Die Mittheilungen Josefinens setzten Alle in Staunen.

Sie schilderte ihren Aufenthalt im Landhause und die Flucht aus dem Wagen. Sie flüchtete sich in das nächstgelegene Bauernhaus und fand dort Schutz und Aufnahme. Daß Graf Marsan sie nicht verfolgte, galt ihr als ein Beweis seiner Schuld. Ein Unwohlsein zwang sie, ein Paar Tage zu verweilen, der Landmann hatte versprochen, sie dann in seinem Wagen nach Wien, wohin er Wein zu führen hatte, mitzunehmen. Zum Ueberfluß führte der Zufall den Landwehrwirth in den Ort, wo er stets seine Weineinkäufe besorgte und er nahm Josefine mit sich, um den Kindern seine freundschaftliche Theilnahme zu beweisen.

Dieser Liebesdienst wog indessen weniger wie einige Mittheilungen, welche er machte und die klar herausstellten, daß die Entführung durch Veranlassung des jungen Grafen geschehen sei, daß er diese Entführung blos veranstaltete, um eine Rettungscomödie in Scene zu setzen, welche ihm Josefine ohne Gefahr in die Hände liefern sollte. Er gedachte, sie, wenn die Dankbarkeit des Mädchens ihre Früchte trug, in der That nach Paris mitzunehmen.

Die Entrüstung der kleinen Gesellschaft wendete sich nun gegen den Franzosen, auch Josefinens Theilnahme für Marsan war verschwunden, seitdem ihr die Ueberzeugung seiner unlautern Absichten geworden war.

Alle stimmten darin überein, Josef von Kern und dem Landwehrmanne begleitet, mußten sich schon am nächsten Tage zu Marsan begeben, um ihn am Ernstlichsten zur

Rechenschaft zu ziehen und dann bei den Gerichten eine weitere Genugthuung zu suchen."

Josef war über die Wiedervereinigung mit der Schwester so erfreut, daß er der unangenehmen Scene bei Lady Wilson gar nicht mehr gedachte und der Abend verstrich Allen angenehm rasch, da die Begegnisse Josefinens zur Unterhaltung Stoff genug boten.

Das Kleeblatt begab sich am anderen Tage in die Johannesgasse, um bei Graf Marsan vorzusprechen, traf ihn jedoch nicht an, denn diesmal war er in Wirklichkeit nach Paris abgereis't.

Der junge Blondin hatte es für räthlich erachtet, Wien schleunigst in aller Stille zu verlassen, damit er mit Herrn von Hager in keinen Konflikt gerathe, der ihm in seiner ferneren diplomatischen Laufbahn keineswegs förderlich gewesen wäre.

Die wirkliche Abreise Marsans überhob die Zwillinge aller weitern Schritte, Josef war von der Gefahr befreit, die ihm bei der Engländerin, Josefine von derjenigen, welche ihr von dem Franzosen drohte, Beide hatten sich mit den Landwehrleuten ausgesöhnt und sahen, nun durch mannigfache Erfahrungen bereichert, ehe sie Schaden gelitten hatten, der Zukunft getrost entgegen.

## Viertes Kapitel.

### Kannegießereien.

Einen Moment lang hatte es den Anschein, die zwischen den Kongreßmächten eingetretene Spannung werde aufhören, allein die Verhandlungen zogen sich wieder straffer und so wie Rußland trat auch Preußen in den Vordergrund.

Alexander sollte als König von Polen proklamirt werden, die schönsten polnischen Landstriche und das Herzogthum Warschau waren seinem Reiche einverleibt, das Thor des Westens sollte ihm somit geöffnet stehen.

Kaum hoffte man die Zweifel über die polnische Frage gelöst zu sehen, so drängte sich die sächsische um so mehr hervor, und der Widerstand, den Preußen bei seinen Ansprüchen fand, erbitterte dieses so, daß es bereits hieß, Fürst Hardenberg werde abreisen und Preußen jede Theilnahme am Kongresse aufgeben.

In den preußischen Kreisen begann eine Erbitterung Platz zu greifen, welche in Berlin einen lauten Wiederhall fand.

Ueberall, wohin der Saus der Wiener Feste nicht drang, fühlte man die Unbeweglichkeit und Langsamkeit der Kongreßverhandlungen in ihrer ganzen Wucht, aber

vielleicht nirgends spottete man so sehr darüber, wie in der preußischen Hauptstadt.

In Wien wurden wieder Kriegsgerüchte laut, und in Berlin sprach man es ohne Scheu aus, nicht Hardenberg, sondern Blücher müsse die Sache führen, d. h. nicht die Feder, sondern das Schwert werde entscheiden.

Die Stimmung des preußischen Kreises wiederhallte in einer kriegerischen Fanfare Stägemanns: „Die Fahne Brandenburgs, mein Lied, — Die schwinge noch einmal — Und noch einmal, erzürnt Gemüth, — Ergreif' den tapfern Stahl!" ein Gedicht, welches zwar nicht gedruckt wurde, aber in unzähligen Abschriften cirkulirte, in welchem es unter Anderem hieß: „Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil — Von Wunden unserer Jagd. — Auf, Kugelnblitz! Auf, Lanzenpfeil! — Die Hunde wollen Schlacht!"

Das falsche Spiel des Herrn von Talleyrand verletzte die Preußen sehr hart, sie sprachen es ohne Scheu aus, er habe vom Könige von Sachsen, der in Preßburg den Beschlüssen über sein Reich entgegenharrte, drei Millionen Thaler erhalten, um am Kongresse seine Interessen zu vertreten.

Das kriegerische Lied Stägemanns mit seinen Schlußzeilen: „Was sie geschürzt, das Eisen soll's — Auf ihrem Kopf zerhau'n!" klang beengend in die Munterkeit der Feste und furchtbar in das diplomatische Geflüster, mit Schrecken gewahrte man, wie seit einigen Tagen der von Berlin angelangte Turnermeister Jahn bei Hardenberg ein- und ausging, eine Kerngestalt in altdeutscher Tracht,

mit einem mächtigen Vollbart, langem Haar, und einem trotzigen Wesen, ein Mann von großem Einfluß bei der Turnjugend, auf dem Kongreß aber ein Schreck-, ein Wettervogel, der sich unter der fein geschniegelten, nach französischer Sitte zugeschnittenen Diplomatie ausnahm, wie ein Stier mitten in einer Apotheke.

Diese Tage, wo auf dem Kongresse Zwist und Verwirrung einen hohen Grad erreichten, waren für die Kannegießer und Neuigkeitskrämer auf dem Graben die herrlichsten, da regnete es Neuigkeiten in Hülle und Fülle, da gab es Pläne, Konjunkturen, Scherzworte und Medisancen.

Im Caffé auf dem Graben treffen wir wieder viele unserer Bekannten.

Man spricht von der Schlittenpartie, deren Wiederholung am Tage vorher stattfand.

Die Fahrt beschränkte sich aber nur auf den Prater, wie ich gehört habe bemerkte einer der Anwesenden.

So ist es, lautete die Antwort, lief aber diesmal nicht ab ohne einen unangenehmen Zwischenfall. Auf der Rückfahrt langte der von Fackeln begleitete Festzug unter Schellenklingel und Trompetengeschmetter eben in der Rothenthurmstraße an, als aus einer Nebengasse eine lange Menschenreihe herüberbiegt, welche einen Todten zur letzten Ruhe begleitete. Die glänzende Gesellschaft ist bemüßiget Halt zu machen, Schellen und Trompeten verstummen, man hört das wehmüthige Trauergeläute und den Todtensang, die Herren entblößen die Häupter und lassen den Leichenzug vorüber gegen St. Stefan ziehen. Dieser Kontrast wirkte sehr unangenehm!

„Das ist leicht begreiflich," ergriff ein Anderer die Rede, „wenn man ein bischen abergläubisch ist, kann man solche Begegnungen als böse Vorzeichen ansehen."

„Ah, bah, wer wird an dergleichen Alfanzereien glauben? Man thut am klügsten, sich an die Gegenwart zu halten."

„Das heißt an den Karneval."

„Oder an die Diebstähle?"

„Welche Diebstähle?"

„Dem Grafen Wrbna sind Diamanten von außerordentlich hohem Werthe gestohlen worden, man spricht von Diebsbanden, die so klug organisirt sind, daß sie der Polizei spotten."

„Da heißt es das Eigenthum wahren, damit man nicht die üble Nachrede davontrage, man sei auf dem Wiener Kongreß um das Seinige gekommen."

„Haben Sie schon gehört, Genua gibt sich ungeachtet der bekannten Entscheidung, die ihm von Herrn von Metternich eröffnet wurde, noch immer nicht überwunden und wendet sich nun mit seinen Forderungen direkt an den Kaiser Franz."

„Auch die Schweiz reklamirt, hat jedoch Hoffung erhört zu werden."

„Wie so?"

„Einer ihrer Vertreter, General Laharpe, war der Lehrer Alexanders und steht zu diesem in vertraulichen Beziehungen."

„Ist dies derselbe Laharpe, welcher nach einem Auf-

stande im Kanton Waadt gefangen und bereits zum Tode verurtheilt war?“

„Derselbe. Kaiser Paul I. nannte die Genfer Revolution einen Sturm im Wasserglase, bei einem solchen Sturm war es, wo Laharpe's Partei unterlag und er gefangen und abgeurtheilt wurde.“

„Gendarmen eskortirten ihn nach dem Orte, wo er erschossen werden sollte.“

„Der Weg führte sie an einem Wirthshause vorüber, der General ersucht seine Begleiter, ihm dort einige Erholung zu gönnen.“

„Er wird auf ein Zimmer gebracht, dessen Oertlichkeit er genau kennt.“

„In einem Momente, wo er weniger beobachtet wird, öffnet er das Fenster, springt hinunter und fällt aus dem Kanton Waadt in den von Freiburg.“

„Die Soldaten wagen nicht, ihn dahin zu verfolgen, seine Flucht gelingt und heute ist er hier auf dem Kongreß, um wer weiß was, zu reklamiren.“

„Wissen Sie, wie man das nennt, was man vom Kongreß begehrt?“

„Wie?“

„Schadloshaltung! Jeder Souverän will schadlos gehalten sein.“ „Jeder? Auch Dänemark?“

„Ei freilich, König Friedrich scheint bereits zu merken, daß er Wien ohne irgend eine Bereicherung werde verlassen müssen.“

„Hat er sich bereits gegen Jemanden darüber geäußert?“

„Im Scherz gegen den Kaiser Alexander. Bei den Kongreßkonferenzen wird die Größe der Länder bekanntlich nach der Anzahl der Seelen oder Einwohner abgeschätzt.“

„Sire,“ schmeichelte der Czar neulich dem Könige von Dänemark, „wenn Sie über kurz oder lang Wien verlassen, Sie werden alle Herzen mit sich nehmen!“

„Die Herzen vielleicht, aber keine einzige Seele!“ antwortete Friedrich mit einem boshaften Lächeln.

„Gut geantwortet.“

„Ah, da kommt Isabei.“

„Guten Morgen, meine Herren.“

„Woher des Weges?“

„Von Herrn von Humboldt.“

„Nun, sind Sie endlich mit ihm zu Stande?“

„Gottlob, es hat Mühe genug gekostet. Der Baron wollte sich, angeblich wegen seiner Häßlichkeit, unter keiner Bedingung malen lassen, er verweigerte sogar einer Prinzessin sein Porträt.“

„Als ich das erste Mal bei ihm erschien und ihm sagte, daß ich ein großes Bild male, auf welchem alle Bevollmächtigten des Kongresses gruppirt sein werden, auf dem folglich auch Seine Excellenz figuriren mußte, sah er mich mit seinen großen blauen Augen scharf an und sagte:“

„Mein Herr, betrachten Sie mich aufmerksam und gestehen Sie mir, ob es sich der Mühe lohnt, für das Porträt eines solchen Gesichtes auch nur einen Sous herzugeben?“

„Euer Excellenz,“ entgegnete ich überrascht, „ich denke gar nicht daran, mich für die angenehme Mühe bezahlen

zu lassen, Sie dürfen mir nichts schenken, als einige Sitzungen."

„Wenn's sonst nichts ist, zu Sitzungen hat man mich hier am Kongreß schon gewöhnt, einige mehr oder weniger, daran liegt nichts. Ich sitze so oft und so lange Sie wünschen, geniren Sie sich nicht; aber von meinem Grundsatze, für mein Gesicht nichts zu zahlen, kann ich nicht abgehen."

„Dabei blieb es."

Das Porträt wurde fertig.

„Heute zeigte es der Baron in meiner Gegenwart mehreren Freunden und sagte:

„Hier mein Porträt. Ich habe keinen Pfennig gezahlt, dafür hat sich Isabey zu rächen gewußt. Er hat mich ähnlich gemacht."

Allgemeine Heiterkeit.

„Der Preuße hat Humor."

„Was noch mehr ist, auch Geist."

„Ah, Graf Wasili, was bringen Sie Neues?"

„Wissen Sie, daß Kosczinsko zum Kongreß kommt."

„Wirklich?"

„Ich war eben bei der Gräfin Rzewuska. Ich erwarte nächstens Kosczinsko in Wien," sagte sie zu einigen der polnischen Freunden, „unsere Pariser Freunde bewogen ihn zur Hieherreise, er wäre schon eher gekommen, hätten ihn nicht Interessen des Vaterlandes daran ge-

hindert. Alexander schätzt ihn hoch, seine Rathschläge werden bei ihm von Gewicht sein *)."

„Die Gräfin zeigte uns die Kopie eines Briefes, den Kosciusko von Paris aus an Alexander richtete. Er bittet darin den Monarchen, Polen eine unumschränkte Amnestie zu bewilligen, und legt ihm die Errichtung von Schulen und Abschaffung der Leibeigenschaft ans Herz."

„Wer ist nicht stolz, der Landsmann eines solchen Mannes zu sein?" nahm Nostiz das Wort; „sein Name ist aber auch gekannt und geehrt wie der von wenigen Polen."

„Im letzten Kriege kam ein Kosakentrupp, um eine Hütte zu plündern."

„Ein greiser Mann tritt den Wilden entgegen, zeigt seine narbenbesäete Brust und ruft:

„Soldaten, ihr werdet das Asyl eines alten Kriegers verschonen, oder Ihr entehrt Euch durch ein Verbrechen!"

„Wer bist Du, der Du unsere Sprache redest und es wagst, mit uns so zu sprechen?"

„Ich bin Kosciusko!"

„Die Kosaken stürzten bei diesen Namen zu seinen Füßen, neigten die Stirne zur Erde und baten den Helden um Verzeihung."

*) Kosciusko kam bekanntlich zu spät nach Wien, traf jedoch mit Alexander in Braunau zusammen, wo er eine lange Audienz hatte, bei welcher der Czar denkwürdige Worte sprach, die eine Beistimmung zu den Wünschen seiner neuen Unterthanen aussprachen.

„Als der General Platow hievon Kunde erhielt, sandte er zu Kosczinsko's Wohnung eine Ehrenwache."

„Wenn Polen durch den Verband mit Rußland in die Reihe der Königreiche zurück versetzt wird, so verdankt er das vorzüglich dem hier anwesenden Fürsten Adam Czartorinsky."

„Seit dem Sturze Napoleons, der ihre Hoffnungen so arg täuschte, sind die Augen der Polen auf Alexander gerichtet. Von ihm, der im Rathe der Fürsten als der Vorkämpfer für die Freiheit deutscher Völker auftritt, erwarten sie die Herstellung ihrer früheren Unabhängigkeit."

„Auf seiner Reise hieher hielt der Czar in Pulawi, dem Wohnsitze der Familie Czartorinsky an."

„Die Fürstin Mutter, deren beide Söhne Adam und Constantin, dann ihre Töchter, die Prinzessin von Würtenberg und die Gräfin Zamoiska, empfingen den Monarchen auf's Glänzendste, und dieser zeigte wieder eine hohe Achtung für den Prinzen Adam."

„Es hieß auch eine Weile, der Czar gedenke ihn statt des Fürsten Nesselrode zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu ernennen."

„Davon ist jetzt keine Rede mehr, dagegen versichert man, es sei dem Prinzen Adam das Vicekönigthum in Polen zugedacht."

„Ich zweifle an der Bestätigung dieser Gerüchte, sagte der Fürst Koslowsky lächelnd; die polnischen Patrioten hoffen vielleicht zu viel, vielleicht meht als Alexander zu leisten gewillt oder auszuführen im Stande ist. Ist es denkbar, daß Polen unter russischem Scepter sich wieder un-

ter die Reihen der Nationen erhebe, oder ist es nicht wahrscheinlicher, daß es von den unermeßlichen Grenzen unseres Reiches verschlungen werden würde, sowie die Wasser eines Stromes, der in den Ocean fällt? Der Czar mag es in diesem Momente noch so aufrichtig meinen, wer unsere Verhältnisse genau kennt, wird wissen, daß er mit dem besten Willen eine schwer durchzuführende Aufgabe unternahm."

„Ich weiß bereits von einer Staatsschrift des Herrn von Pozzo di Borgo zu erzählen, in welcher er darthut, daß eine Unabhängigkeit Polens nicht denkbar und nur eine Einverleibung in Rußland möglich ist."

„Wie kommt Herr von Pozzo dazu, gegen Polen feindlich aufzutreten? Hat er schon vergessen, daß Fürst Adam Czartorisky es war, der ihn bei seiner Ankunft in Rußland aufnahm und ihm den Weg ebnete, den er nun gemächlich hinansteigt? War es demnach nicht ein Pole, welcher ein Schutzengel des diplomatischen Lehrlings wurde?"

„Herr von Pozzo ist ein Korse, er kennt die Vendetta, aber die Dankbarkeit ist ihm fremd; wer in der Politik auf Dankbarkeit zählt, ist ein doppelt betrogener Mann."

„Die Thüre des Caffé's flog auf."

„Heraus, meine Herren, heraus! rief eine Stimme hinein."

„Was gibt es?"

„Der Herzog von Wellington wird vorüberfahren!"

Die Halle hatte sich im Nu entleert.

Alles stürzte hinaus, um den neuesten Kongreßgast anzustaunen.

---

# Fünftes Kapitel.

## Der eiserne Herzog.

Was mußte es für ein Mann sein, dessen Ankunft selbst das Fest-Geräusch der Wiener Fürstentage durchdrang, dessen Erscheinen selbst hier, wo der Glanz und die Macht des Welttheils sich zusammen fand, Aufsehen erregte?

Es war Lord Arthur Wellesley Herzog von Wellington, „der eiserne Herzog," wie ihn das Volk jetzt nennt, eine Bezeichnung, die zum Theil der Konsequenz seines Charakters ihre Entstehung verdankt, zum Theil aber auch den eisernen Fensterbalken, mit denen Apsley-House geschlossen wurde, als der erbitterte Pöbel dem Premierminister Wellington die Fenster einwarf, welche Eisenbalken, seitdem (1832) nicht wieder geöffnet worden sind.

Das Aufsehen, welches die Ankunft des Herzogs in Wien erregte, war eine Thatsache; mochte es seiner Persönlichkeit, oder dem glücklichen Feldherrn, oder dem nun-

mehrigen Bevollmächtigten Englands gelten, oder endlich dem Drange nach Neuem seinen Ursprung verdanken, gleichviel, es offenbarte sich allerorts, sogar auf der Börse, wo seine Ankunft ein bedeutendes Spiel in Staatspapieren veranlaßte, was in wenigen Tagen Gewinnste und Verluste von mehreren Millionen zur Folge hatte, um die Derwische dieses Spieles zu Millionären oder Bettlern zu machen.

Donnerstag am 2. Februar langte der Sieger von Busaco, Salamanca, Vittoria und Toulouse in Wien an und schon am folgenden Tage erschien er bei seinem Bankier Herz beim Diner, wo er sich selbst zu Gast geladen hatte.

Der Salon des Bankiers vereinigte an diesem Tage die ganze hohe Diplomatie, welche sich einfand, den Feldherrn der Coalition zu begrüßen.

Fürst Metternich, Talleyrand, Castlereagh, Löwenhjelm, Cathcart, Palmella, General Koller, der eben mit den beruhigendsten Nachrichten von Elba zurückgekehrt war, Gentz, Tzernitscheff, Nostiz und einige Andere waren anwesend.

Dieses erste Auftreten geschah also in einem Privatzirkel, wo es nur wenigen Auserwählten gegönnt war, den edlen Herzog zu begrüßen; aber schon am andern Tage verbreitete sich die Kunde, der Herzog von Wellington werde am Abende die Redoute, es war bereits die vierte in diesem Karneval, besuchen und dies genügte, acht- bis zehntausend Menschen herbei zu locken.

Die Neugierde war auf den höchsten Grad gestiegen,

alle Welt wünschte den Mann zu sehen, den das Waffenglück zu seinem Lieblinge erkoren hatte, dessen Ausdauer und Beharrlichkeit gegen das Genie des gestürzten Kaisers zu kämpfen gewußt hatte; eine Stimme schien durch die Luft zu ziehen, welche verkündete, daß der Glücksstern dieses Mannes in Kurzem noch einmal leuchten werde, wo es den letzten großen Kampf gegen den Mann des Jahrhunderts gelten sollte.

Die Redoutensäle erstrahlten im festlichen Glanze und Tausende wogten durch die herrlichen Räume; alle Pracht, alle Schönheit blieben aber heute unbeachtet, denn sie waren durch den Kongreß alltäglich geworden, heute schien man nur Eines Mannes wegen hier zu sein und dieser Eine war noch nicht erschienen.

„Ah, Herr Hauptmann von Mayern, wie kommen Sie in dies Gewühl?"

„Dieselbe Frage könnte ich an Sie richten," lieber Doktor.

„Ich war bei Schlegel und da erfuhr ich . . ."

„Daß Wellington die Redoute besucht, eben so erging es mir, mit dem Unterschiede jedoch, daß ich von Adam Müller komme."

„Werden wir vielleicht wieder im „Beobachter" eine dithyrambische Schilderung des heutigen Abends zu lesen bekommen?"

„Ich denke nicht; man muß diese Insulaner nicht zu hochfahrig machen, da sie sich ohnedem auf ihre Guineen zu viel einbilden."

„Nun, lieber Doktor, was ist's mit Ihrer Ode an den Kaiser Franz, werden wir sie bald im Drucke lesen?"

„Nein," antwortete Doktor Koreff, „man hat mir das Gedicht verboten."

„Nicht möglich, solch' patriotische Verse!"

„Und doch ist es so! Ich las die Ode im Salon des Fürsten Metternich, im Salon des Fürsten Schwarzenberg und sie wurden überall mit ungetheiltem Lobe angehört, sogar Herr von Gentz drückte mir die Hand und sagte, das Gedicht würde nicht verfehlen, patriotische Echo's zu erwecken. In Folge dieser Aufmunterungen verständigte ich mich mit Strauß wegen der Drucklegung, aber siehe da, das Imprimatur ward verweigert."

„In der vollen Ueberzeugung, die Weigerung beruhe auf einem Mißverständnisse oder rühre von einem Subalternbeamten her, begab ich mich zum Hofrath Hager."

„Der Empfang war der zuvorkommendste."

„Es ist mir bekannt, lieber Herr Doktor," sagte er, „daß Sie den Musen mit eben so vielem Glücke huldigen wie dem Aeskulap. Ihre Ode ist ein kleines Meisterstück, aber gedruckt darf sie nicht werden."

„Herr Hofrath, werden vergeben, wenn ich es wage, nach der Ursache zu fragen?"

„Die Ursache liegt im Gedichte selbst. Der patriotische Enthusiasmus in Ihrer Ode ist ein wenig zu laut; der patriotische Entusiasmus ist eine schöne Tugend, wenn aber die Tugenden zu laut werden, bringen sie denselben Nachtheil wie andere schlimmen Eigenschaften."

„Aber Herr Hofrath, Se. Durchlaucht der Fürst Metternich . . . .

„Haben die Ode vortrefflich gefunden, weiß es bereits.“

„Auch die Gesinnung.“

„Will es gerne glauben, auch die Gesinnung ehrt den Verfasser, aber meine Pflicht ist es nun einmal, jede Stimme, ob für oder wider, sobald sie zu laut wird, zu dämpfen.“

„Bei diesem Bescheide bleibt es.“

„Die Ansichten des Herrn von Hager sind in der That originell, übrigens habe ich gehört, daß er ehestens in Ruhestand versetzt werden soll, das Komplot zur Entführung des jungen Napoleon scheint einige Blößen aufgedeckt zu haben.“

„Ah, Herr Isabey.“

„Ihr Diener meine Herren, Sie hoffen vermuthlich den Herzog zu sehen, er wird schwerlich vor einer Stunde kommen, er war eben in meinem Atelier.“

„Bei Ihnen? Sie Glücklicher!“

„Erzählen Sie, schildern Sie!“

„Treten wir bei Seite, damit wir dem Gedränge nicht ausgesetzt sind. So — nun kann ich ungestörter sprechen. Was den Herzog von Wellington anbelangt, so will ich von seiner Erscheinung nicht sprechen, Sie werden ihn selbst sehen und eine mündliche Schilderung würde den ersten Eindruck schwächen. Ich will Ihnen nur mittheilen, was den Feldherrn zu mir führte. Er kam in Angelegenheit meines „Kongreßbildes“, in dem er nun ebenfalls einen Platz einnehmen wird. Das Bild war anfänglich, nur eine

Sammlung von Porträts zu werden, ist aber zu einem Tableaux oder ohne Eitelkeit gesprochen, zu einem „historischen Gemälde" herangewachsen."

„Die Mitte nimmt Lord Castlereagh ein, den Arm auf ein Fauteuil gestützt, nahe bei ihm ist Herr von Talleyrand, dann kommen die anderen Bevollmächtigten des Kongresses, gruppirt um den grünen Tisch im Konferenzsaale der Staatskanzlei."

„Der Raum des Bildes ist vertheilt, die Gruppe gebildet, das Gemälde beinahe vollendet, da kommt die Aufgabe, in diesem Gemälde noch eine Person, den Herzog von Wellington, anzubringen."

„Er ersetzt Lord Castlereagh am Kongresse, folglich darf er in meinem Bilde nicht fehlen, aber wohin mit dem guten Herzog, damit er den Effekt oder die Bedingungen der Kunst nicht störe."

„Das Hinzufügen einer neuen Person bei einem bereits entworfenen Gemälde ist in der Malerei dasselbe wie in der Medizin ein Nasenpolypenschnitt, unter Hunderten gelingt einer."

„Von der gegebenen Aufgabe gedrängt, verfiel ich auf den glücklichen Gedanken, auf dem Bilde den Moment zu veranschaulichen, wo Wellington bei der Versammlung eingeführt wird, dadurch wurde es mir möglich, ihn in eine Ecke des Bildes zu drängen, wo man von ihm freilich nicht viel mehr als sein Profil zu sehen bekommt, wo er aber die Konzeption des Bildes ganz und gar nicht stört."

„Von dem Allen weiß nun der Herzog nichts, er

kam zu mir, besah das Bild, ließ sich den Platz zeigen, den er einnehmen werde, und als ich auf die Ecke hinwies und seinen Kopf skizzirte, wurde er ungehalten und bezeigte mir ganz offen sein Mißvergnügen, sich so in einen Winkel des Gemäldes verbannt zu sehen."

„Ich hütete mich, ihm die Nothwendigkeit auseinander zu setzen, sondern erwiederte mit einer Fassung, die ich jetzt noch bewundere:

„Ew. Durchlaucht, es ist mir ein Leichtes, Sie irgend einen anderen Platz einnehmen zu lassen, sobald Sie es nur wünschen, allein ich mache Sie darauf aufmerksam, daß das Porträt Ew. Durchlaucht im Profil eine vollkommene Aehnlichkeit mit dem Kopfe Heinrich IV. hat."

„Wenn es dem so ist, unterbrach mich der englische General sichtbar geschmeichelt, dann bin ich mit Ihrer Anordnung zufrieden."

„Mir fiel ein Stein vom Herzen, und die alte Wahrheit, daß kein Mensch so stark ist, daß er nicht seine Schwächen habe, fand seine neueste Bestätigung."

Die Herren lachten und mischten sich wieder in die Wogen der maskirten und unmaskirten Menge, welche noch immer dem Idol des Abends entgegen harrte.

Ein Venetianer stand allein an einen Pfeiler gelehnt und war in dem Anblicke des sich rastlos umhertreibenden Gewühles vertieft, da nahte sich ihm ein Pilger, tippte mit dem Zeigefinger seine Schulter und flüsterte ihm zu: „Elba!"

Bei diesem Worte richtete sich der Venetianer auf, musterte den Pilger und sagte:

„Was begehrst Du? Wer bist Du?"

„Ich bin ein Franzose wie Du."

„Kennst Du mich?"

„O ja, Dein Name ist Achille Montferon."

„Und der Deine?"

„Ist ein Geheimniß."

„Kein Franzose darf sich scheuen, seinen Namen zu nennen."

„Es genüge Dir, wenn ich Dir sage, daß Du mich kennst."

„Was willst Du von mir?"

„Leih' mir Deinen Arm, begleite mich und Du wirst hören, was ich Dir mitzutheilen habe."

Achille that, wie der Pilger wünschte und Beide spazierten in einen der entlegenen Corridore, wo sie sich ungestört unterhalten konnten, da fast sämmtliche Gäste die Hauptsäle wegen des erwarteten Herzogs nicht verließen.

Achille's unbekannter Begleiter eröffnete zuerst die Unterhaltung.

„Deine Sendung ist mißlungen," sagte er.

„Du weißt?...."

„Ja, ich weiß, denn ich zähle zu den Deinen. Ich nenne Dir die drei Worte: „Wien, Paris, Elba!" damit Du erkennest und mir vertrauest."

„Wenn Du wirklich unterrichtet bist, so wird es Dir

auch bekannt sein, daß das Mißlingen der Sendung nicht meine Schuld sei."

„Ich weiß es und deßhalb vertrau' ich Dir noch. Die Gelegenheit ist da, Du kannst Dem, den Du verehrst, einen anderen, fast eben so wichtigen Dienst erweisen, wie der früher Bestimmte war. Was ich Dir mitzutheilen habe, ist die Entdeckung eines wichtigen Geheimnisses, Umstände erheischen es, daß Du den Namen desjenigen, der es Dir mittheilt, nie erfährst; wenn ich mich näher erkläre, wirst Du diesen Zwang gerechtfertiget finden."

„Der erbittertste Feind des Kaisers am Kongresse ist Herr von Pozzo di Borgo, diese Feindschaft ist um so gefährlicher, da dieser unwürdige Landsmann Napoleons auf Alexander nicht ohne Einfluß ist."

„Seit der Eröffnung des Kongresses war schon öfters die Rede davon, dem Kaiser ein anderes Exil anzuweisen; vor einigen Tagen erschien Napoleons Todfeind bei Alexander, zeigte ihm Briefe aus Italien, in welchen behauptet wurde, man habe in Genua, Florenz und an mehreren Küstenpunkten geheime Boten des Kaisers Napoleon aufgefangen, welche klar beweisen, daß Napoleon mit Frankreich in Verbindung stehe, daß er auf Elba keineswegs so unthätig sei, als er sich den Anschein gebe. Herr von Pozzo sprach sehr eindringlich mit dem Czar und rief dem Monarchen im Eifer der Rede zu: Europa wird nicht eher sicher sein, als bis es zwischen sich und diesen Mann den Ocean gelegt hat!"

„Den Ocean,“ erwiederte Alexander aufmerksam, „und wohin denken Sie, daß er gebracht werde?“

„Nach Saint Helena, Sire, dort übernehme England seine Bewachung, dort ist er gefahrlos!“

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß Herr von Pozzo in diesem Sinne auch bei Anderen agitirt hat.“

„Kaiser Alexander, der mit dem Prinzen Eugen in sehr vertrauten Verhältnissen lebt, theilte ihm den angeregten Plan mit und der Prinz befindet sich in der höchst unangenehmen Alternative, entweder das Zutrauen des kaiserlichen Freundes zu verrathen, oder anderseits seinen Stiefvater, dem er seine Größe verdankt, von einer drohenden Gefahr ungewarnt zu lassen. Mehr zu sagen ist mir nicht gestattet; was Dir zu wissen nothwendig ist, hast Du erfahren, was Dir zu thun übrig bleibt, brauch' ich Dir nicht erst auseinander zu setzen.“

Achille faßte den Pilger heftig an der Hand und sagte entschlossen:

„Wer Du auch immer sein magst, ich weiß, was ich zu thun habe. Nur eine Frage beantworte mir: Hat Er Dich gesendet?“

„Forsche nicht, Dir genüge, was Du erfuhrst. Leb' wohl.“

Die Pilgermaske ließ sich nicht länger zurückhalten, dem Venetianer erübrigte nichts, als sie gewähren zu lassen und in die Säle zurück zu eilen; er langte eben an, um Zeuge eines Gedränges zu sein, welches sich um eine eben eingetretene Gruppe von drei Personen bildete.

Rechts befand sich eine uns bekannte Dame, Lady

Castlereagh, links ein uns, wie nicht minder den Wiener Fiakern bekannter Held, Lord Stewart, und in der Mitte . . . wenn wir es auch nicht verriethen, Tausende in dem Redoutensaale rufen es einander fast laut zu: „Ah, der Herzog von Wellington!“ oder „Dort ist Er!“ oder „Wirklich! der Lord Wellington!“

Lady Castlereagh schien unter den Huldigungen, die doch nur ihrem gefeierten Landsmanne galten, um sechs Zoll größer zu werden, Stewart, in seiner scharlachrothen Uniform, schritt einher wie ein Pfau, und Wellington, es war offenbar, er fühlte sich von dieser allgemeinen Huldigung geschmeichelt, aber er nahm sie auf ohne einen Ausdruck von Eitelkeit.

Seine große Gestalt, gehoben durch eine entschieden militärische Haltung, gewährt einen imponirenden Anblick, er trägt die ordenbedeckte Brust frei nach echt soldatischer Sitte; der bewegliche Falkenkopf auf hoher weißer Kravatte zeigt eine majestätische Stirn, eine römische Nase und einen frischen Blick, dem zwar jetzt, in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre, nicht mehr das Feuer der Jugend innewohnt, welches einst die Völker an dem Dschumra und Ganges zittern gemacht, welches aber noch lebendig genug ist, um den unbeugsamen Charakter zu signalisiren.

In dem ganzen Wesen des Herzogs liegt ein Ernst der sich bis auf seine Bewegungen erstreckt, er rührt keine Hand ohne Ursache, um wie viel weniger wird er etwas sprechen ohne Veranlassung, wenn es aber geschieht, wenn er den Mund öffnet, dann sieht man zwei Reihen un-

schöner, schiefstehender Zähne, welche dem ganzen Bilde nicht wenig Eintrag thun.

Das Gewühl um den Herzog öffnet sich schluchtartig, um einem einzelnen Herrn Raum zu geben.

Der Sieger von Aspern nähert sich dem Sieger von Vittoria, nicht auf dem Schlachtfelde, nicht im Lager sollten sich die Helden kennen lernen, sondern auf der Redoute, das sind die kleinen Widersprüche des Geschickes.

Es bedurfte der Mühe, um die hohen Personen vor dem Drucke zu schützen, sie mußten rasch ihren Standpunkt wechseln, um der Gefahr des Erdrücktwerdens zu entgehen.

„Treten wir bei Seite, lieber Doktor, im Gewühl wirds mir zu heiß."

„Mit Vergnügen, lieber Hauptmann."

„Haben Sie die Frauenmaske hart hinter Wellington gesehen? sie ging mit Lady Wilson Arm in Arm."

„Ganz recht, wer ist sie?" fragte Koreff.

„Madame Grassini, die weltbekannte Sängerin und Begleiterin des Herzogs, so wie Lady Hamilton die Begleiterin Nelsons war," antwortete Meyern.

„Es ist altklassischer Styl, den Ruhm von der Kunst begleitet zu sehen."

„Schade, daß die Kunst bereits ein wenig übertragen ist, die Dame zählt beiläufig ein halbes Jahrhundert."

„Oho!"

„Sie hat schon an der Seite des Herzogs York in

Deutschland und an Napoleons Seite in Italien Feldzüge mitgemacht."

„Sie scheint hübsch zu sein."

„Der Wuchs ist groß, der Anstand vornehm, ein wenig voll, vielleicht zu voll."

„Haben Sie die Grassini gesehen?" fragte Graf La Garde, der eben herbeikam.

„Wir sprechen gerade von ihr."

„Das ist ein Teufelsweib, erobert die in ihren alten Tagen noch einen Herzog und was für Einen! Einst hat ihre Kunst bezaubert, aber jetzt ist ihre Stimme keine zwei Francs werth, und das Andere? Nun das ist Geschmackssache! Uebrigens ist sie eine originelle Frau. Wissen Sie, was sie einst zu Napoleon sagte? Zur Zeit, als Napoleon in Mailand gekrönt wurde, zog die berühmte Sängerin seine Aufmerksamkeit auf sich, er ließ sie zu sich kommen, um ihre Bekanntschaft zu machen."

„Sie erinnerte den Kaiser daran, daß sie ihre künstlerische Laufbahn zur selben Zeit begann, wo die ersten Waffenthaten des Generals der französischen Armee bekannt wurden."

„Damals, sagte sie mit bewunderungswürdiger Offenherzigkeit, war ich im höchsten Glanze meiner Schönheit und meines Talentes, ich entbrannte alle Herzen und verführte alle Augen; damals, wo ganz Italien zu meinen Füßen lag, war der junge General der einzige, der kalt blieb; ihn, der mich mit einem einzigen Blicke zur glücklichsten Frau der Halbinsel machen konnte, konnte ich nicht erobern. Und nun, Sire, nun lassen Sie diesen Blick

auf mich fallen, jetzt, wo es nicht mehr der Mühe werth ist, wo ich Ihrer nicht mehr würdig bin!"

„Aber es muß doch der Mühe werth gewesen sein, denn Napoleon nahm die Künstlerin mit sich nach Paris. Vielleicht trug ihre Laune dazu bei, ihn für sie einzunehmen."

„Es war, ich weiß nicht, bei welcher Gelegenheit, wo Crescentini vom Kaiser zum Ritter der eisernen Krone ernannt wurde."

„Diese Ordensverleihung wurde vielseitig übel genommen und kam auch in einer Gesellschaft zur Sprache, wo sich Madame Grassini befand."

„Ich weiß nicht, sagte die Dame, was Sie gegen den Orden Crescentini's einzuwenden haben?"

„Ein Wesen, welches kein Mann ist, lautete die Antwort, und Crescentini ist ein solches Wesen, soll keinen Orden bekommen!"

„Bah, erwiederte die Sängerin, Crescentini hat den Orden verdient, er erhielt ihn für seine Wunden."

„Ein homerisches Gelächter folgte dem Witze, welcher durch ganz Paris die Runde machte; er ist auch nicht übel, aber unstreitig besser war der Witz, daß sie die Begleiterin Wellingtons wurde, das wird ihr eine beneidenswerthe Rente abwerfen; Letztere benöthigt sie um so mehr, da Ludwig XVIII. die Pension einzog, welche Napoleon ihr gegeben hatte."

Als die Grassini von diesem Verluste Kenntniß erhielt, schuppte sie verächtlich die Schultern und sagte:

Wenn Ludwig heute oder morgen sterben und Einlaß in den Himmel begehren wird, so wird er statt dessen

die Worte zu hören bekommen: „Du willst selig werden und hast der Grassini die Pension eingezogen?"

„Alles in Allem, die Dame ist keine ideale Schönheit, sondern wie wir Franzosen zu sagen pflegen, ein schönes Stück Fleisch, trotzdem muß sie aber kein gewöhnliches Weib sein, sonst hätte sie Männer wie der Herzog von York, Napoleon und Wellington nicht fesseln können. Jetzt aber —"

„Wohin wollen Sie, lieber Graf?"

„Ich muß mich ein wenig restauriren, ich gehe zu den Buffets."

„Wir begleiten Sie!"

„Es ist mir angenehm."

„Die drei Herren verloren sich in das Gewühl."

Der Herzog von Wellington verweilte mehrere Stunden auf der Redoute, mit seiner Entfernung verlor sich auch der Reiz derselben, der Saal lichtete sich und nun erst entfalten Terpsychorens Jünger ihre Schwingen.

## Sechstes Kapitel.

### Das Netz wird ausgeworfen.

Hoffnung! Süßes Wort, sänftigendes Gefühl! Du gießest den Balsam der Ruhe in die wunde Seele und spiegelst unsere Wünsche ab, als dürften wir nur die Hand ausstrecken, um sie zu erreichen.

Glücklich derjenige, den du beseelst, glücklich derjenige, der dich durch die Gerechtigkeit seiner Sache stützt.

Auch Theodora und Achille hofften.

Der Marquis hatte die Freundschaft aufgerufen, damit sie der Liebe zu Hilfe komme und sie fand einen Rath, erfand einen Plan, und in dem Gelingen dieses Planes ruhete die Hoffnung der Liebe.

Graf Marsan war ein lockerer, aber keineswegs böswilliger Junge; seine mißlungene Entführungsgeschichte veranlaßte ihn, Wien zu verlassen, er that es aber nicht, ohne sich mit Wasili und Achille verständigt zu haben, indem er ihnen die Idee und die Ausführung zur Rettung Achille's auseinander setzte.

„Ich habe, sagte er zum Marquis, durch meine Unvorsichtigkeit viel zu Ihrem Verdruße beigetragen, ich will gut machen, was ich verschuldet, und den Plan zu Ihrer Ret-

tung angeben. Es thut mir zwar leid, bei dessen Ausführung nicht anwesend zu sein, denn die Wonne, dem Engländer Eins zu versetzen und zu sehen, wie er sich krümmt, muß enorm sein, indessen was soll man beginnen, wenn man zu reisen gezwungen ist, die verteufelte Harfnerin hat mich in die Enge getrieben, es bleibt mir also nichts übrig, als Euch meinen Plan und dessen Ausführung gleichsam als ein Vermächtniß zu hinterlassen."

Wasili und Montferon stimmten Marsans Ansicht bei, hießen seinen Plan gut und machten sich daran, die erste Bedingung, welche er erheischte, zu erfüllen.

Theodora, um sie zu beruhigen, wurde von den Hoffnungen, die man hegte, unterrichtet, und da der erste Schritt, welchen die Verbündeten gegen ihren gemeinschaftlichen Feind unternahmen, gelang, so versprach man sich das Beste und sah nur dem Momente entgegen, an dem die Ausführung des Hauptangriffes vor sich gehen sollte.

„Dieser Raily, sagte Wasili zu dem Marquis, ist unser Napoleon, wir haben, ihn zu besiegen, eine Koalition gebildet und Sie werden sehen, er wird unterliegen; der Alliirte, welchen wir zu uns herüber diplomatisirt haben, besitzt mein ganzes Vertrauen, die Geschichte kostet freilich viel Geld, allein was liegt daran, wenn wir nur reussiren, wenn wir nur gerächt werden!"

Herr Raily wiegte sich im Gefühle der Sicherheit, seine einzige Sorge ging dahin, Theodora und Achille überwachen zu lassen, damit ihm die sichere Beute nicht entkomme; die Liebenden dachten noch nicht zu entfliehen, früher wollten sie es versuchen, den Gegner zu bekämpfen,

erst wenn ihnen dies nicht gelang, gedachten sie zu Gewaltmitteln ihre Zuflucht zu nehmen.

Um den Verdacht des Feindes abzulenken, empfing die schöne Griechin in den letzten Tagen keine Besuche, selbst Montferon kam nicht, ein Umstand, der dem Engländer natürlich von seinen Spähern gleich hinterbracht wurde, und den er zu seinen Gunsten zu deuten nicht ermangelte.

Eine Woche verstrich und Raily glaubte es an der Zeit, sich bei Theodora einzufinden, um ihren Entschluß zu vernehmen.

Er fand die junge Frau blaß, von einem schwarzen Kleide umflossen."

In diesem offenbar leidenden Zustande war sie um so schöner, die Trauer verdüsterte sie nicht, sondern lieh ihr einen Hauch wehmüthiger Melancholie, der sie nur noch mehr verherrlichte.

Raily wagte es kaum, sich ihr zu nahen, sondern blieb wie in Bewunderung versunken, vor ihr stehen.

Madame, begann er nach einigem Zögern, Sie sind doch nicht unwohl?

„Nein, mein Herr!"

„Sie machen mich besorgt....."

„Sie, mein Herr, haben keinen Grund dazu."

„Ich darf also hoffen, einen günstige Bescheid zu erhalten? Ach Madame. wie glücklich machen Sie mich!"

„Kommen Sie näher, mein Herrr, und lassen Sie uns offen mit einander sprechen. Sie zwingen mich, Ihnen meine Hand zu reichen, ich gebe dem Zwange

nach, denn ich will das Unglück Desjenigen nicht, den ich liebe. Sie sagten mir jüngst, Sie würden sich begnügen, wenn ich Sie einstweilen nur duldete, wohlan, es sei, ich will mich mit dem Gedanken, Ihnen anzugehören, vertraut machen."

„Ich hoffe ohne Hintergedanken, Madame!"

„Mein Herr, meine Ehre ist mir das Theuerste. Bin ich einmal Ihre Frau, so werde ich sie ebenso zu wahren wissen, wie damals, wo Sie Asaws Gattin verleiten wollten, ihre Pflicht zu verletzen. Ich seh' es soll nicht sein, daß ich an Achille's Seite glücklich werde, ich muß an der Ihrigen unglücklich sein."

„Sie täuschen sich, Madame, Sie sollen glücklich werden, wie noch keine Frau es war."

„Erlauben Sie mir, daß ich von nun an darüber schweige. Ich werde mich bemühen, die Vergangenheit zu vergessen und an die Zukunft nicht zu denken."

„Sie entzücken mich, Theodora, denn Sie sprechen damit zugleich den Entschluß aus, nur der Gegenwart zu leben und das ist es, was ich von Ihnen wünsche. Und nun, befehlen Sie, was soll in unserer Angelegenheit zuerst geschehen?"

„Handeln Sie nach Ihrem Ermessen, doch thun Sie nichts, was in den Augen der Welt Mißfallen erregen könnte; schonen Sie vor Allem meinen Ruf und meine Ehre. Ich denke, der erste Schitt unserer Annäherung besteht darin, daß ich ein kleines Fest veranstalte, zu welchem ich auch Sie und Ihre Freunde lade; geben Sie mir ein Verzeichniß Derjenigen, welche Sie berücksichtiget zu sehen

wünschen und ich werde nicht ermangeln, sie auf meine Liste zu setzen."

Der Engländer war von diesem Vorschlage entzückt und führte die Hand der Dame liebeglühend an seine Lippen.

Theodora lächelte wehmüthig, und trug jene ruhige, würdige Entsagung zur Schau, welche bei dem Abenteurer die Sicherheit des gewünschten Erfolges nur noch mehr anfachte, so daß er von diesem Besuche freudetrunken daheim anlangte und seinem Genossen zurief:

„John, freue Dich mit mir, Theodora Asaw wird meine Frau."

Bretton nickte mit dem Kopfe und erwiederte:

„Ich gratuliere Dir, Freundchen, es hat Mühe genug gekostet."

„Was wird's aber mit dem Marquis sein?"

„Der Bursche ist bereits aufgegeben. Das gute Weibchen kann füglich nicht anders, ich habe ihr das Messer an die Kehle gesetzt, 's ist nur ein Stückchen Papier, aber es hat seine Schuldigkeit gethan, wir werden nächstens eine Einladung zu ihr erhalten."

„Wirklich?"

„Sie will bei einem Feste, das sie gibt, nicht nur mich, sondern auch meine Bekannten bei sich sehen, es soll an jenem Abende so eine Art von Vorstellung statt finden, ein Uebergang aus dem französischen ins englische Lager."

Herr Raily belachte den eigenen Witz.

„Ich verstehe."

„Ich werde Dir ein Verzeichniß von Namen geben, welches Du zu meiner Dame tragen wirst. Die Verbindung kommt mir in doppelter Beziehung erwünscht, sie wird nicht nur meiner Herzenspein ein Ende machen, sondern auch meiner Kassa wohlthun."

„Du hast wegen dieser Herzensangelegenheit viele Vortheile außer Acht gelassen."

„Ich werde mich bestreben, das Versäumte nachzuholen. Sei guten Muthes, John, wir wollen noch ausgiebige Geschäfte machen, der Kongreß ist noch nicht zu Ende, eine glückliche Nacht und wir verfügen wieder über eine komplette Million.

John Bretton schien mit den Hoffnungen seines Genossen nicht so recht einverstanden und räumte vermuthlich dem in der Tasche bewahrten Sperlinge den Vorzug vor der Taube auf dem Dache ein.

Der Aufwand des Herrn Raily hatte in der That, abgesehen von seinen Erwerbungen, auch seine mitgebrachte Million zum größten Theile zerfließen gemacht und es war an der Zeit, wollte er nicht bald den Boden seines Säckels schauen, für neue Zuflüsse Sorge zu tragen.

Abermals vergingen mehrere Tage.

Die schöne Griechin traf Vorkehrungen zu dem Feste, denn obwohl nur für einen kleineren Kreis bestimmt, wollte sie doch auf eine ihren Verhältnissen angemessene Weise empfangen; sie überließ daher ihre geräumige Wohnung willig den Händen der Tapezierer und Arrangeure, mit dem Auftrage, sie auf das Glänzendste, dem Zwecke entsprechend, herzustellen. Hing doch ihre Ruhe,

ihr Glück von dem günstigen Ergebnisse jenes Abends, ab, jenes Abends der sie und den Geliebten aus der Gewalt des Verhaßten befreien sollte.

Während der Engländer dem Feste von Tag zu Tag mit fieberischer Gier entgegenharrte, erwartete es Theodora mit banger Ungeduld; endlich nahte der bestimmte Tag, die Einladungen waren ergangen und die Wohnung Theodoras in den Stand gesetzt, die Gäste auf das Würdigste zu empfangen.

Es war einer jener Feuerabende, wo die Nebel Albions ausgewandert und sich an die Ufer der Donau verirrt zu haben schienen.

Die Lampen der Jägerzeile glichen einzelnen glühenden Kohlenstückchen, die wohl dunkelroth in die Ferne schauen, aber nicht leuchten, der Nebel verschlang den Strahlenkranz und ließ nichts übrig als das unstäte Flämmchen.

Dagegen erstrahlten die Fenster von Theodora's Wohnung in einem Glanze, der von dem Lichtüberflusse Zeugniß gab, welcher innen verschwendet wurde, um die Pracht der Salons in den kleinsten Nuancen hervortreten zu lassen.

Von unten aus sah man bereits einzelne Schatten an den Fenstern vorüberziehen, zum Beweise, daß der Zug der Gäste schon begonnen, was auch die heranrasselnden und in der Flur sich entleerenden Karossen bestätigten.

Die Glücklichen, ihnen sollte es gegönnt sein, eine frohe Nacht in diesem Hause zu verleben, nur Er, Er, der den ersten Anspruch darauf hatte, er durfte sich nicht

unter den glücklichen Schwarm mengen, er mußte auch heute ferne bleiben, wie es schon seit einiger Zeit der Fall war, um Raily's Eifersucht und Verdacht nicht zu wecken.

Armer Achille, in einen Mantel gehüllt oder richtiger vermummt schreitet er die Jägerzeile auf und nieder, doch hält ihn ein Magnet immer in der Nähe des bekannten Hauses fest, er vermag nicht sich zu weit davon zu entfernen, sondern befolgt das System einer Schildwache, die das Thor des Hauses vor dem sie aufgestellt ist, nie aus den Augen läßt.

Jetzt erblickt er eine Männergestalt, die er zu erkennen glaubt, er eilt auf sie zu, es ist Wasili.

„Nun Freund, sprechen Sie, wie steht es?"

„Vorzüglich, lieber Achille, seien Sie ganz ruhig, wir haben Alles so eingeleitet, daß es nicht fehlschlagen kann. Ist der Engländer schon oben?

„Ja!"

„Prächtig, ich freue mich, es wird ein genußreicher Abend werden. Jetzt aber, leben Sie wohl, haben Sie Acht, daß Sie von seinen Leuten nicht bemerkt werden, Ihre Anwesenheit könnte Verdacht erwecken."

Die Freunde schieden, Achille's Wünsche begleiteten den kaiserlichen Adjutanten, der leicht und fröhlich die Treppe hinaneilte und wohlgemuth in den Salon trat.

Musikklänge schallten ihm entgegen, Wasili zögerte keinen Moment und schloß sich dem Kreise der Tanzenden an.

„Theodora, in einem glänzenden Ballkleide, machte die Honneurs und empfing die Gäste, Raily behielt sie un=

ausgesetzt im Auge, ihre herrliche Erscheinung übte eine magnetische Kraft, er vermochte nicht den Blick von ihr zu wenden.

Die Versammlung bestand zum großen Theile aus jungen Leuten beiderlei Geschlechtes, besonders solche, die sich über gewisse Vorfälle der Letztzeit bezüglich des Marquis Montferons, der heute freilich nicht geladen war, ein Umstand, den Raily mit großer Befriedigung entgegennahm, hinaussetzen konnten.

Die Gesellschaft war tadellos, zählte jedoch nicht zu den gewählten Kreisen, wie Theodora sie gewöhnlich zu empfangen pflegte.

Raily musterte die Anwesenden, ein spöttisches Lächeln spielte um seine Lippen, wenn John Bretton in seiner eleganten Toilette seinen Blicken begegnete; plötzlich fühlte er sich an der Schulter berührt.

Er wendete sich nach jener Seite und gewahrte eine Gestalt mit schneeweißem Haar und Bart, einen Mann von vornehmen Aeußern und einem imponirenden Aussehen.

„Endlich bin ich so glücklich, Sie zu treffen! sagte der Greis."

„Ich stehe zu Diensten, mein Herr. Was wünschen Sie von mir?"

„Sie nennen sich Raily?"

„So ist mein Name."

„Sie waren vor etwa mehr als einem Jahre in Moskau."

„Ja wohl, mein Herr."

„Eine Irrung meinerseits ist also nicht möglich."

„Ich bitte, wen habe ich die Ehre zu sprechen?"

Der Greis erwiederte gelassen:

„Ich bin der Vater jenes Gardekapitäns in Moskau, dessen Verlusten Sie eine Million verdanken."

„Raily verneigte sich."

Der Greis fuhr fort:

„Ich bin ferner ein Freund Wasili's, dem Sie hunderttausend Rubel abnahmen, um eine Karte zu einem Feste zu erhalten, wo Sie ihn kompromittirten."

Raily schuppte die Schultern.

Der Andere fuhr abermals fort:

„Ich bin ein Russe, mein Herr, was Sie wohl auf den ersten Blick leicht erkannt haben werden, ich kam erst gestern hier an und meine Reise galt blos Ihnen."

Raily verneigte sich wieder und blickte dann den Greisen erwartungsvoll an.

Der Russe fixirte ihn scharf und sagte kurz:

„Ich fordere Revanche!"

---

# Siebentes Kapitel.

## Das Meisterstück.

„Als der alte Russe zu Raily die Worte sprach: Ich fordere Revanche! lächelte dieser und sagte:

„Herr Graf, Herr Wasili mußte seinen Eigensinn, Ihren Sohn zu rächen, schwer büßen, mir thäte es leid, wenn Sie sein Loos zu theilen gezwungen wären.“

„Sie weigern sich doch nicht, mir Revanche zu geben?“

„Ich will Sie nur daran erinnern, daß ich Ihrem Sohne alle seine Verluste gegen die Verschreibung eines elenden Weilers zurückerstattete, ein Tausch, wie Sie ihn nicht zu erwarten haben.“

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, ich erwarte nichts als Revanche.“

„Sie bestehen ernstlich darauf?“

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich deshalb von Moskau bis nach Wien kam.“

„Gut denn, Sie sollen Revanche bekommen!“

Beide begaben sich in das Spielzimmer.

Die Scene zog mehrere junge Leute herbei, darunter Wasili.

Im Spielzimmer angelangt gewann der Zuschauerkreis an Ausdehnung.

Raily ließ sich nieder, der Graf blieb stehen, zog ein Portefeuille hervor, öffnete es und sagte:

„Mein Herr, hier liegt eine Million Gulden, und ich erkläre, daß das Spiel nicht eher enden soll, als bis Sie diese Million entweder gewonnen oder wenn das Glück mir günstig ist, bis Sie eben so viel verloren haben."

Ein Murmeln durchlief den Kreis der Zuschauer, Raily wurde einen Moment lang betroffen, sammelte sich jedoch rasch und entgegnete, indem er ebenfalls ein Portefeuille aus der Tasche zog:

„Ich nehme den Kampf an, welches Spiel wünschen Sie?"

Der Greis antwortete:

„Mir ist jedes Spiel gleich, denn ich erkläre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich während meines ganzen Lebens keine Karte berührt habe, daß ich überhaupt von keinem Spiele etwas verstehe."

Diese Erklärung versetzte Alle, die sie hörten, in das größte Erstaunen.

Der Engländer schüttelte verwundert den Kopf und sagte:

„Mein Herr, ich will nicht hoffen, daß Sie Kurzweil mit mir trieben. Sie fordern mich zum Spiele heraus, ohne ein Spiel zu verstehen! Wie erklär' ich mir dies?"

Der alte Graf wendete sich an die Umstehenden und sagte:

„Meine Herren, Sie werden mich vielleicht für einen Thoren halten, ich bin aber nichts als ein schwacher Greis, der die Schmach seines Sohnes und seines jungen Freundes rächen will. Die Art, wie Herr Raily meinen Sohn um jenen für uns unschätzbaren Grundbesitz brachte, hat mich empört, er hat uns dem auf eine solche hinterlistige Weise freigewordenen Leibeigenen gegenüber eine Schmach angethan, die ich nicht willig hinnehmen kann. Ich befinde mich in der Lage eines Menschen, der gezwungen ist, den Gegner zu einem Zweikampfe herauszufordern, der aber vom Waffenhandwerk nichts versteht."

„Das ist wahr, sagte einer der Anwesenden, und Herr Raily als Ehrenmann wird wissen, was in diesem Falle Sitte ist."

„Er muß gestatten, sagte ein Zweiter, daß ein Anderer an Ihrer Statt spiele."

„Aller Augen kehrten sich dem Engländer zu."

Dieser besann sich und erwiederte dann:

„Ich habe nichts dagegen, der Herr Graf wähle einen der anwesenden Herren, der am Spieltische seinen Platz einnehme und und ihn vertrete."

Der alte Russe nickte zufrieden mit dem Kopfe und versetzte:

„Ich nehme Ihr Anerbieten an."

„Wohlan, Herr Graf, wählen Sie unter den Anwesenden Denjenigen, mit dem ich mich messen soll!"

Auf diese Worte Raily's wendete sich der Greis der Gesellschaft zu.

Sein Blick durchflog die Runde, allgemeine Spannung, wen wird seine Wahl treffen?

Der Graf machte einige Schritte vorwärts und sagte:

„Ich bitte diesen mir ganz unbekannten Herrn, mich am Spieltische zu vertreten."

Dieser Herr war — John Bretton!

Der Angesprochene verneigte sich.

Raily lächelte.

Ein Murren der Gesellschaft durchlief das Gemach.

Wasili trat auf den Greisen zu und sagte:

„Herr Graf, an der Wahl dieses Herrn erkennen wir, daß Sie mit den Verhältnissen des Herrn Raily völlig unbekannt sind. Der Gentleman, den Sie gewählt haben, ist nicht nur ein Landsmann Ihres Gegners, sondern auch sein Freund, sein Vertrauter. Man kann füglich von keinem Menschen verlangen, daß er Den besiege, den er Freund nennt."

„Das ist wahr, das ist wahr!" riefen mehrere Stimmen.

Der Greis kehrte sich Herrn Raily zu und sagte:

„Mein Herr, Sie hören die Einwendungen, welche man gegen meine Wahl macht. Ich frage Sie, haben Sie gegen diese Wahl etwas einzuwenden?"

Raily blickte John an, dieser zwinkerte kaum merkbar mit den Augen, als wollte er sagen: „Du kannst auf mich rechnen!"

Raily kehrte sich seinem Gegner zu und erwiederte:

„Mir ists gleichviel, wählen Sie einen Anderen oder John Bretton. Ich spiele mit Jedem."

Gut denn, sagte der Greis, so bleibe ich bei meiner Wahl und bitte diesen Herrn, mein Spiel zu übernehmen.

Raily nickte zustimmend, John trat an den Tisch.

„Da ich der Geforderte bin, bemerkte Raily, so bleibt mir die Wahl der Waffen, das heißt, die Bestimmung des Spiels. Ich wähle daher das Halbzwölfspiel.“

„Eine verbotene Waffe.“

„Ja ja, das Spiel ist verboten.“

„Wählen Sie ein anderes, man kann ja jedes Spiel zu hohen Einsätzen spielen und im Piquet eben so leicht eine Million verlieren, wie in irgend einem verbotenen Hazardspiel.

Auf diese Bemerkung Wasili's erwiederte Raily nachlässig hingeworfen:

„Wohlan denn, wählen wir Piquet!“

Mit diesen Worten nahm er Platz.

Jetzt wendete sich Wasili zu John Bretton und sagte:

„Mein Herr, Sie werden sich erinnern eine Gesellschaft junger Leute an jenem Abende, während ich an Herrn Raily so große Summen verlor, von Ihren Spielabenteuern unterhalten zu haben. Ich war nicht Zeuge dieser Unterhaltung, erfuhr jedoch später die Proben Ihrer Geschicklichkeit, die Sie als Lehrling und Geselle Ihres Metiers ablegten. Bei jener Gelegenheit äußerten Sie nun, Sie hätten trotz Ihres Alters Ihr Meisterstück noch nicht gemacht und als ein Meisterstück wollten Sie nur gelten lassen, wenn Sie sich mit einem Gegner, nicht etwa einen jungen leidenschaftlichen Dilletanten, der sich

kopflos in das Spiel stürzt, sondern mit einem kalten berechnenden Manne, kurz mit einem Spieler von Metier, in einem durch die auf dem Spiele stehenden Summen großartig gewordenen Kampfe gemessen und ihn besiegt haben werden. Diese Gelegenheit ist Ihnen nun geboten. Die Spielsummen sind ungewöhnlich, Ihr Gegner ist eine Spiel-Celebrität Europa's, wohlan mein Herr, machen Sie heute ihr Meisterstück! —

John Bretton verneigte sich, sah den Grafen Wasili an, wobei seine Augen sich erweiterten und die blutigen Ränder noch mehr hervortraten und sagte mit dem Tone großer Befriedigung:

Wohlan Herr Graf, ich will heute mein Meisterstück machen! —

Eine Bewegung der Neugierde und der Erwartung ging durch die Gesellschaft, Raily sah den Genossen ungläubig lächelnd an.

Die Aeußerung John Brettons beunruhigte ihn, aber sie enthüllte die Situation noch nicht und ließ den Abenteurer die Gefährlichkeit des bevorstehenden Kampfes noch nicht erkennen.

Er richtete auf John einen jener fragenden Blicke, die sich der Gesinnung der Andern vergewissern wollen, dieser achtete jedoch nicht darauf, sondern nahm nun ebenfalls Platz.

Sollte er fähig sein, mich in einen ernst gemeinten Kampf zu verwickeln? dachte Raily, oder verstellt er sich. um die Andern zu täuschen? Wir wollen sehen!

„Wie hoch der Einsatz? fragte er hierauf.

John nahm das Portefeuille des Russen und erwiederte:

„Jedes Spiel tausend Dukaten!“

Heben wir ab, die niedere Karte theilt. —

„Hier ein König.“

„Hier die Acht.“

„Ich gebe!“ sagte John und begann zu meliren.

Raily kämmte mit der flachen Hand seinen Backenbart und nahm dann die ihm gewordenen Blätter.

„Schon gekauft?“

„Ja!“

„Ich habe fünf Blatt.“

„Schlecht, erwiederte John, meine Blätter sind besser fünf und fünfzehn sind zwanzig und vierzehn sind vierundneunzig. Ich ziehe ein.“

„Jetzt melire ich,“ sagte Raily mit einer gewissen Ostentation. —

John fixirte die Hände des Gegners und als ihm dieser die Karte zum Abheben hinschob, sagte er, ohne die Blätter zu berühren: „Nur fort!“ —

Raily kniff die Lippen zusammen und vertheilte die Blätter.

Es wird gelegt und gekauft.

John: Ich habe sechs gute Blätter, eine Quartmajors und vierzehn Damen, sind vierundzwanzig und sechsmal ausgespielt sind sechzig, ich ziehe ein.

Raily hatte zweitausend Dukaten verloren.

Das dritte Spiel erfolgt, John gewinnt abermals.

Jetzt erblich Raily.

Er erkannte mit Schrecken, daß John einen ernsten Kampf wolle, daß er darauf ausging, ihn zu besiegen und zu verderben.

Die drei ersten Spiele waren für Raily Probewürfe, um die Intention seines Genossen kennen zu lernen; er hatte im Sillen auf ein schweigendes Einverständniß mit John gehofft, auf dessen freiwilliges Verzichten seiner Kunst, aber er täuschte sich, John spielte, als ob sein Leben der Einsatz wäre.

Es war kein Kampf zum Schein, sondern eine Schlacht so ernst, so blutig, wie je eine auf der grünen Wahlstätte geschlagen wurde.

Jetzt erst enthüllte vor Raily's Blicken die Situation ihre ganze Gefährlichkeit; er glich einem Feldherrn, der sich plötzlich von seinem Bundesgenossen verrathen sieht, und wahrnimmt, wie dieser bei dem Beginne des Kampfes statt mit ihm zu ziehen, sich gegen ihn wendet.

Ich habe eine Schlange an meinem Busen genährt, dachte er während des Mellirens und ein Blick finster wie die egyptische Nacht flog Bretton zu, der beschäftigt war, die abermals gewonnene Summe in dem Portefeuille zu ordnen.

Es ist ein gewöhnliches Manöver der Spieler von Gewerbe, daß Sie anfangs ihre Opfer absichtlich gewinnen lassen, um sie durch momentanen Gewinn zu reizen und zu erhitzen, so spielt die Katze mit der Maus, bevor sie ihr Opfer erwürgt.

John verschmähte diese bei Spieldilletanten sehr dank-

bare Kriegslist, er hatte einen Meister der Kunst vor sich, dem er vom ersten Momente an imponiren wollte, dessen überlegene Kälte er verscheuchen mußte, damit sie jener Unruhe jener Beklemmung und Gemüthsaufregung Platz mache, in deren Gefolge sich jederzeit Unsicherheit und Zaghaftigkeit befinden.

Raily erkannte die Absicht seines verrätherischen Gegners und um ihm zu zeigen, wie wenig ihm sein Vorhaben gelinge, bemeisterte er sich, theilte nachlässig die Karte und sagte:

„Wenn es beliebt, so gilt von nun an der Einsatz das Doppelte."

„Einverstanden! erwiederte John trocken und hob dreimal ab."

Es wird gelegt und gehoben.

„John hält den Gegner die Blätter vor die Augen und sagte: Neunzig und matsch." —

Ein Murmeln der Verwunderung durchlief den Zuschauerkreis, der den Spieltisch umstand. —

„Welch ein Glück"

„Es ist ungeheuer!"

„So etwas habe ich noch nicht erlebt."

Raily saß todtenbleich da, man sah, wie die mit Brillantringen besäeten Finger zu zittern begannen.

Bretton melirte nachläßig und sagte:

„Die Kunst des Piquetspieles besteht in einer genauen Beobachtung dessen, was man bei einem jeden Spiele „Raison" nennt. Ohne diese Kunst nützte selbst das fabelhafteste Glück nichts. Jene Herren, welche mein

Spiel beobachten, werden sich bereits überzeugt haben daß ich um keine Haarbreite von der Raison abweiche ein Beweis, daß mein Spiel ehrlich ist.“

Während dieser Explikation ging das Spiel wieder seinen Gang und John gewann abermals.

In diesem Momente fühlte er unter dem Tische einen leisen Fußtritt.

Es war ein Nothsignal Raily's. Eine inhaltreiche Kundgebung.

Dieser leise Druck unter dem Tische sollte den abtrünnigen Genossen an seine Undankbarkeit mahnen und zugleich zu einem Bündnisse einladen, dessen Vortheile durch einen gleichzeitigen nicht minder bedeutungsvollen Blick nur noch verletzender wurde.

John Bretton zog seinen Fuß gleichmüthig an sich, kein Zug seines Antlitzes verieth, was unter dem Tische vorging, er zog ab, spielte und gewann abermals.

Je peinlicher die Scene für Raily, desto interessanter wurde sie für die Zuschauer.

Wasili stand hinter John Bretton.

Sein Auge leuchtete vor Freude.

Wenn Raily's Blick zufällig ihn traf, senkte er sich wieder blitzschnell auf die Karte, denn er vermochte den Hohn des russischen Offiziers nicht zu ertragen.

Wasili war entzückt. Auf seinem Antlitze waren die Worte zu lesen: Endlich hat sich Einer gefunden, der Dir den Kopf wäscht.

Der Greis, an dessen Statt John spielte, stand mit

verschränkten Armen seitwärts und sah dem Kampfe mit Genugthuung, aber ohne Schadenfreude zu. —

Sechs Spiele waren bereits gemacht und Raily hatte noch kein einziges gewonnen.

Die Reihe zu meliren war an John. Er aber legte die Karte auf den Tisch und sagte:

„Meine Herren, ich will Ihnen nun den sprechendsten Beweis von der Rechtschaffenheit und Realität meines Spieles liefern. Ich verzichte von nun an freiwillig auf das Austheilen der Karte und ersuche einen der anwesenden Herrn dies so oft die Reihe mich trifft, an meiner Statt zu übernehmen.“

„Angenommen!“ rief Raily, mit der Bewegung, die ein Ertrinkender macht, um sich an einem zugeworfenen Seile zu fangen.

Einer der Zuseher übernahm nun statt Bretton das Meliren und Austheilen der Karte.

Einige befürchteten einen Uebergang Johns in das gegnerische Lager, Andere sahen wieder in seiner Herausforderung den wagigen Uebermuth eines kühnen Siegers, wieder Andere waren nun nicht mehr erstaunt, sondern verblüfft.

Von nun an begann der Kampf ein erbitterter, ein wüthender zu werden; es war nicht mehr ein Kanonenkampf wo die Geschoße, aus der Ferne gesendet, treffen und vernichten, sondern einen Bajonnetsturm, den Raily auf das Glück seines Gegners unternahm, um es aus dem Felde zu schlagen.

Aber je erhitzter er wurde, je mehr seine Leidenschaft entflammte, desto gelassener und kälter wurde Bretton.

Naily's Antlitz hatte sich glühend geröthet, Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn, er vermochte seiner Wuth über den Verrath kaum Herr zu werden, und vergaß sich einmal so weit, daß zwischen den krampfhaft zückenden Lippen das Wort: „Schlange!" hörbar wurde.

John vernahm es und blieb kalt und gleichgiltig wie früher.

Ein Spiel nach dem anderen — und das Glück bleibt seinem Schützlinge treu.

„Meine Baarschaft ist zu Ende," sagte Naily mit unsicherer Stimme, denn die Aufregung zehrte wie ein Fieber an seinen Kräften.

„Ich begnüge mich mit Bons," versetzte der seitwärts stehende Graf, als eigentlicher Gegner des Spielers.

Naily zog Papiere und eine Bleifeder aus seinem Portefeuille.

Während er schrieb, ruhte Brettons durchbohrender Blick auf demselben.

Als Naily das erste Bon statt des Einsatzes hinschob, sagte John:

„Es ist mein Grundsatz, nie gegen Bons zu spielen, so lange mein Gegner Werthvolles an sich hat. Ich setze zweitausend Dukaten gegen die Pretiosen, Garderobe und sonstige Ausstattung des Gegners."

„Es gilt!" rief Naily wo möglich noch wüthender, denn die höhnische Tücke seines Feindes trieb seine Empörung aufs Höchste.

Mit zitternden Händen theilt er die Karten aus.

Beim Ordnen der Blätter beginnt sein Auge zu leuchten; endlich ein Hoffnungsstrahl, er erhält sämmtliche Aß und sämmtliche Damen. Diesmal unterliegt der Gegner.

Bretton wählt langsam und mit Bedacht die zu beseitigenden fünf Karten und hebt seinen Kauf auf.

„Fünf Blätter! sagt er."

„Raily: Ihre Blätter sind gut." —

„Eine Quinte."

„Ihre Quinte ist auch gut. Ich habe jedoch zweimal Vierzehn macht Achtundzwanzig, dazu die Lese ich habe gewonnen.

„Halt, nicht so voreilig. Fünf Blatt und eine Quinte in Coeur sind zwanzig und noch eine Quinte in Treffle sind fünfundneunzig. Ich habe gewonnen."

„Raily sprang auf, zerriß wüthend die Kartenblätter und schleuderte sie in die Mitte des Salons."

„John Bretton beachtete die Wuth des Gegners nicht, machte eine halbe Wendung nach rückwärts und sagte mit eisiger Kälte: Ich bitte um ein anderes Kartenspiel!"

Dann sich Raily zukehrend fügte er hinzu: „Ich bitte um den Einsatz des letztverlornen Spiels!" zu gleicher Zeit ergriff er Raily's Portefeuille.

„Schuft! brach jetzt der unglückliche Spieler los, die Hand von meinem Portefeuille."

„Den Schuften behalte für Dich, entgegnete John tückisch, das Portefeuille aber nehme ich, es ist das Eigenthum dieses Herrn, für den ich es gewann."

„Damit überreichte er es dem greisen Grafen."

Dieser öffnete es hastig, seine Hände zitterten, er riß ein Papier heraus und entfaltete es.

„Gottlob! ruft er, das ist der Brief!"

Nun fiel es Raily wie Schuppen von den Augen.

In der Hitze des Spiels dachte er nicht an das Dokument, welches er bei sich trug und von dessen Besitz seine Verbindung mit Theodora abhing.

„Halt! schrie er, dieser Brief gehört mir!"

Er stürzte auf den Grafen zu, Bretton vertrat ihm den Weg und rief: „Du hast Alles verspielt, was Du bei Dir trägst."

„Aus dem Wege, Hund, oder ich erwürge Dich!"

„Du? Mich? Seit wann wagst Du diese Sprache?"

Ein Schrei Raily's durchhallte den Salon.

Die Gesellschaft, erstaunt über diese Vorgänge, sah, wie der greise Graf das aus dem Portefeuille genommene Papier über die Kerze hielt und in Flammen aufgehen ließ.

Raily sank vernichtet in einen Stuhl zurück.

„Das Spiel ist zu Ende, sagte der Greis; Sie, Herr John, haben heute Ihr Meisterstück gemacht, behalten Sie, was Sie gewonnen, und empfangen Sie noch diese Summe als Beweise unserer Erkenntlichkeit."

Zu Theodora, die aufs Freudigste erregt, herbeikam: Madame, mein Werk ist vollbracht!

Er faßte sie an der Hand, und, während er sie in den Tanzsalon zurückleitete, lispelte er ihr zu:

„Der verhängnißvolle Brief ist vernichtet, die Macht des Abenteurers ist gebrochen, Sie sind wieder Herrin

Ihres Willens! Ich werde Ihnen gleich den Marquis Montferon heraufsenden. —

Kaum hatte der greise Graf den Spielsalon verlassen, so sprang Raily auf.

„Oh, ich Wahnsinniger rief er aus, welch' eine unselige Verblendung, daß ich ihn nicht augenblicklich unter der angenommenen Maske erkannte, der Brief bedrohte auch ihn."

„Wen meinen Sie, von wem sprechen Sie?"

„Der alte russische Graf!"

„Nun, war es nicht der Vater jenes Gardefähnrichs aus Moskau?"

„O nein, nein, der Alte war Niemand als . . ."

„Nun, wer war es?"

„Der Herzog von Otranto!"

„Fouché?"

Man stürzte hinaus, der Greis war verschwunden. . . .

. . . Am andern Morgen circulirte ein vages Gerücht in der Residenz; es hieß, Fouché sei inkognito in Wien gewesen, sei aber wieder abgereist, ohne sich Jemand erkennen gegeben zu haben.

Niemand vermochte anzugeben, wie viel oder wie wenig an dem Gerede wahr sei.

## Achtes Kapitel.

### Eine Hiobspost.

Der Kongreß verfolgte seinen Gang, den er seit fünf Monaten konsequent durchschritt; die Tage schwanden in Saus und Braus. Die Beschlüsse gediehen nur äußerst langsam, überall Hader, Uneinigkeit, selbst Wellington, von dessen Ansehen bei den Souveränen Manche sich eine rasche Förderung der Angelegenheiten versprachen, vermochte den diplomatischen Kern nicht in raschen Umschwung zu bringen, die Erfindung des Festkomité's war bereits erschöpft und selbst die Lustbarkeiten drohten auf der Sandbank der Wiederholung und Alltäglichkeit aufzufahren; da erbarmte sich der Himmel des versammelten Europa's und machte der Verlegenheit Aller mit Einem Schlage ein Ende.

Montag am sechsten März befanden sich am Abende die Bevollmächtigten der fünf Mächte beim Fürsten Metternich zu einer Konferenz versammelt, welche bis drei Uhr Morgens dauerte.

Der Fürst, von der anhaltenden Unterhandlung erschöpft, befahl vor dem Schlafengehen seinem Kammerdiener, ihn, wenn des Nachts ein Courier ankäme, nicht zu wecken.

Was konnte es denn auch Wichtiges geben? Europa war ja in Wien versammelt, die Häupter aller Kabinete waren ja hier vereint.

Um sechs Uhr Morgens — Dienstags am siebenten März — kam ein Courier und brachte eine mit „dringend" bezeichnete Depesche.

Der Kammerdiener gedachte wohl der erhaltenen Weisung, glaubte jedoch dieses Mal dem Befehle entgegenhandeln zu müssen und begab sich mit der Depesche zum Fürsten.

Der Fürst, kaum zwei Stunden zu Bette und der Ruhe sehr bedürftig, las auf dem Umschlage die Worte: „Vom kaiserlich königlichen Generalkonsulate zu Genua," hielt die Depesche nicht für wichtig, legte sie uneröffnet auf das nebenstehende Nachttischchen und wollte weiter schlafen; allein einmal gestört, konnte er den Schlaf nicht recht wieder finden, er erhob sich — es war halb acht Uhr und öffnete die Depesche.

Der österreichische Konsul in Genua meldete in wenigen Zeilen:

„Der englische Kommissär Campbell sei so eben im Hafen von Genua erschienen, wo er sich erkundigte, ob Napoleon sich da nicht habe blicken lassen, denn von Elba sei er verschwunden. Da Campbell eine verneinende Antwort erhielt, so ging er mit seiner Fregatte ungesäumt wieder zur See."

Fürst Metternich hatte diese verhängnißvolle Nachricht kaum gelesen, als er sich schleunigst ankleiden ließ

und noch vor acht Uhr betrat er die kaiserlichen Appartements.

Kaiser Franz las den Bericht und mit der ihm eigenen Ruhe und Fassung erwiederte er:

„Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen, das ist seine Sache, die Unsere ist, die Ruhe, welche er Jahre lang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen!“

Der Fürst beeilte sich der Weisung des Monarchen nachzukommen.

An demselben Morgen.

Herr von Talleyrand hatte eben die Nachtvorhänge seines Bettes zurückgeschoben.

Der Fürst liebte es, nach dem Beispiele der regierenden Fürsten ein Lever zu halten, bei welchem er seine vertrautesten Freunde um sich versammelte; dies war auch heute der Fall.

Neben dem Bette zu seinen Füßen saß Madame Edmund von Perigord, seine reizende Nichte.

Die Unterhaltung war eine sehr launige.

Die herrliche Gräfin erzählte dem Onkel eben, daß heute bei der Fürstin Metternich die Probe einer Komödie stattfinden werde, bei welcher Probe auch sie gegenwärtig sein müsse.

„Wie heißt Ihre Komödie?“ fragte der Diplomat lächelnd.

„Der Taube oder die volle Herberge“, lautete die Antwort.

„Wann findet die Darstellung statt.“

„Nächster Tage.“

„Und heute, heute werden wir ja auch etwas zu sehen bekommen.“

„Heute, antwortete die anmuthige Gräfin, heute geben wir den „Barbier von Sevilla“ und dazu ein Vaudeville.“

„Wie heißt dieses Vaudeville?“

„Der unterbrochene Tanz.“

„Ein hübscher Titel, das Stück mag sehr ergötzlich sein.“

„Oh gewiß, Sie werden sich dabei vortrefflich amusiren.“

Die Gräfin zu dem eintretenden Diener: „Was gibt es, Jules?“

„Ein Billet, Madame!“

„Von wem?“

„Vom Fürsten Metternich.“

„Man wird mir ohne Zweifel die Stunde anzeigen, sagte der Fürst, wann heute der Kongreß Sitzung hält. Ich bitte Madame, öffnen Sie das Billet und lesen Sie es.“

Die Gräfin erbrach mit den feinen durchsichtigen Fingern das Siegel, las und erschrack.

„Was gibt es, Madame?“

„Bonaparte hat die Insel Elba verlassen!“ las die Gräfin und in einem Athem rief sie aus, mehr besorgt für die Unterbrechung der Feste und Triumphe ihrer Schönheit, als für die Erschütterung der Reiche.

„Er hat Elba verlassen, ach mein Onkel, was wird aus meiner Probe werden?“

Herr von Talleyrand, ohne nur eine Muskel zu regen, ohne seine lächelnde Miene auch nur um eine Haarbreite zu ändern, erwiederte:

„Beruhigen Sie sich, Madame, Ihre Probe wird stattfinden!“

Einige Stunden später als der österreichische langte auch der englische Courier an.

Er war von Lord Burgheß aus Florenz abgesendet, und brachte dieselbe Nachricht, der englische Konsul von Livorno hatte sie nach Florenz gelangen lassen.

Lord Stewart empfing die Depesche und begab sich mit derselben unverzüglich zu Wellington.

Um zehn Uhr wurde die Hiobspost bereits in den höchsten Kreisen komentirt, die hohen Schiedsrichter des Kongresses wünschten jedoch, daß die Nachricht nicht allgemein bekannt werde, bevor sie nicht einige von der Wichtigkeit der Sache diktirte Maßregeln genommen.

Die Flucht Napoleons war gewiß, aber wohin hatte er sich gewendet?

Nach den Vereinigten Staaten, oder nach dem Orient, nach Italien, nach der Schweiz, oder nach Frankreich?

Im Laufe des Tages verbreitete sich die Kunde des Ereignisses in der Stadt; wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund: „Napoleon ist von Elba entflohen!“ oder wie es in den untern Schichten hieß: „Der Bonapart' ist schapirt.“

Der Eindruck war ein ungeheurer, Jedermann fühlte, daß dieser Schlag eine Schicksalswendung werden könne und daß der Kongreß — wenn Napoleon sein altes Glück wieder fand — fünf Monate lang vergebens getagt habe.

Die theateralische Vorstellung der fürstlichen Dilletanten in der kaiserlichen Burg fand am Abende trotzdem statt, die Gesellschaft war zahlreich und glänzend, der Aufwand und die Pracht ließen keine Veränderung erkennen, aber es fehlte jene Behaglichkeit, jene unbekümmert frohe Laune, die man bisher nie vermißte; Wölkchen jagten flüchtig über die diplomatischen Stirnen, es bildeten sich Gruppen im königlichen Parterre und flüsterten leise mit einander.

„Sehen Sie nur dort den Fürsten Metternich, sagte Herr von Pozzo di Borgo zum General Witt, er ist so ruhig, als ob Napoleon auf Elba säße und in den dortigen Bergschachten herumspazierte“.

„Der Fürst unterschätzt deshalb die Gefahr nicht,“ antwortete Witt; als er heute mit Talleyrand zusammentraf, führten sie folgendes lakonische Gespräch:

„Wissen Sie, wohin Napoleon entflohen ist?“ fragte Talleyrand.

„Der Rapport meldet nichts davon.“

„Er mag nach Italien gesegelt sein, und gedenkt vielleicht die Schweiz zu erreichen.“

„Ich sage Ihnen, er geht geraden Weges nach Paris.“

„Das ist nicht möglich, rief Herr von Pozzo, Fürst

Metternich täuscht sich, wenn Napoleon nur Einen Fuß auf französischen Boden setzt, so knüpfen ihn die Franzosen auf."

Der Herzog von Dallberg, der an der Seite des Herrn von Humboldt dieses Gespräch mit anhörte, lächelte und raunte diesem zu:

„Der Herr von Pozzo mag vielleicht ein guter Diplomat sein, aber er ist ein herzlich schlechter Prophet. Napoleon wird binnen Kurzen in Paris sein."

„Mir ist's recht, antwortete Humboldt, es geht vortrefflich, das gibt Bewegung!"

„Wissen Sie, daß heute Mittags noch ein englischer Courier ankam, der am 2. Morgens Genua verließ?"

„Ich weiß es, bald darauf kam auch noch ein österreichischer, beide brachten jedoch nichts mit als die Bestätigung der Hiobspost."

In diesem Momente bemerkte man im Parterre eine Bewegung, die vom Platze, den Kaiser Alexander einnahm, ausging und sich langsam durch den Saal fortpflanzte.

Es war offenbar, der Czar hatte dem neben ihm sitzenden Könige von Preußen etwas zugelispelt, vielleicht absichtlich so laut, daß die rückwärts Sitzenden es hören mußten und das kaiserliche Wort pflanzte sich nun von Mund zu Mund durch den Saal fort.

„Haben Sie gehört, was der Kaiser Alexander vor einer Weile zum Könige von Preußen sagte?"

„Nun, was denn?"

„Er sagte, das Ereigniß werde ein geringes sein, wenn man es als ein solches behandle."

„Das kaiserliche Wort ist geistreich, aber nicht wahr. Das Unterschätzen der Ereignisse hat noch nie Nutzen und fast immer Schaden gebracht, man soll Fliegen nicht mit Kanonen jagen, aber Napoleon ist keine Fliege.

„Im ganzen Kongresse kommt diese Flucht Niemanden erwünschter wie den Vertretern der Bourbonen in Sicilien."

„Wie so dies?"

„Sie sagen, Bonaparte hätte ihnen nicht besser dienen können, er könne sich nirgends hinwenden als nach Neapel und dies würde den Kongreß in die Nothwendigkeit versetzen, endlich Maßregeln zur Vertreibung Murats, des Usurpators, zu ergreifen."

„Wie denkt Herr von Talleyrand von dieser Angelegenheit?"

„Als ich heute mit ihm zusammentraf, antwortete der Herzog von Dallberg, lächelte er mir zu und sagte: „Napoleon hat sich in der Stunde getäuscht!" Und in Wirklichkeit liegt in diesen Worten der magische Schlüssel des Ereignisses. Was Napoleon auch immer unternehmen mag, er findet zu seinem Unglücke den Kongreß noch immer beisammen und darauf scheint er nicht gerechnet zu haben. Was hier in einer Stunde verabredet, ausgeglichen und beschlossen wird, dazu bedürfte es, ohne diese Einheit des Ortes, Wochen oder Monate; die nachdrückliche Kraft des Zusammenseins ist unersetzbar. Der Kongreß war uneinig und auf dem Punkte auseinander zu gehen: hätte Napo-

leon Letzteres abgewartet, Ersteres würde nicht zu Stande gekommen sein; jetzt aber wird die gemeinsame Gefahr Alle vereinigen. Talleyrand hatte also ganz recht, wenn er sagte: „Napoleon hat sich in der Stunde getäuscht!“ ... Uebrigens ist der Fürst keineswegs der Meinung Alexanders, daß Ereigniß werde ein geringes sein, wenn man es als ein solches behandle, er schrieb sogleich an den König in Paris, er möchte der Armee nicht vertrauen, nicht sehr auf Frankreich rechnen, dasselbe vertheidigen, ohne es zu zerreißen, und nicht an seinen Verbündeten zweifeln. Ich will nicht behaupten, daß eine Verschwörung der Anhänger Napoleons bestehe, von welcher die hiesige Polizei Kenntniß haben will, allein Intriguen, deren Seele die Königin von Holland ist, dürften kaum zu leugnen sein. Man erzählt sich offen und unverholen, daß Madame Hortensia im August in den Bädern von Baden mit der Frau von Krüdener zusammentraf und diese mystische Schwärmerin ihr die Rückkehr Napoleons prophezeite. Sie können sich daher vorstellen, daß uns die Freundschaft Alexanders zu dem Prinzen Eugen, Hortensia's Bruder, nicht sehr angenehm ist; Alexanders Vertraulichkeit mit dem Prinzen mag sehr edel sein, aber unklug ist sie jedenfalls. Die Bourbonen haben keinen gefährlicheren Gegner als die Vorliebe Alexanders für die Familie Napoleons, in welcher er fast zur Parteilichkeit gegen die Bourbonen geht; es steht indessen in dieser Hinsicht keine zu weite Abirrung zu fürchten, die Einsicht des Grafen von Nesselrode, so wie der blinde Haß des Herrn von Pozzo di Borgo sind vortreffliche Dämpfer und Alexander wird,

wenn auch mit Widerstreben, der Vereinigung für die Bourbonen erhalten bleiben.

Die armen fürstlichen Schauspieler, während sie sich bestrebten, ihre Rollen so gut als möglich zu spielen, gab es heute wenig aufmerksame und noch weniger empfängliche Zuschauer für sie.

So wie die Herren Pozzo di Borgo und Witt, so wie der Herzog von Dallberg und Herr von Humboldt, so lispelten auch Andere mit einander und man sah, wie Manche, die eifrig mit einander sprachen, und ganz gewiß nicht auf die Komödie horchten, als sie Beifall klatschen hörten, aus pflichtschuldiger Ehrfurcht mechanisch mit applaudirten, ohne zu wissen, wem der Beifall gelte.

Unter allen Anwesenden gab es aber dennoch einen Mann, der vollkommen ruhig, vollkommen unbefangen war, der, man gestatte uns den Ausdruck, mit Leib und Seele der Komödie angehörte.

Dieser Mann war der Herzog von Wellington!

Für ihn gab es in diesem Momente kein leeres Löwennest Elba genannt, keine Napoleonische Flucht, keine Gefahr.

In den Anblick des Schauspiels versunken, hatte er in diesem Momente nur die Kunst und die Schönheit vor den Augen, ergötzte sich an dem trefflichen Spiele und dachte vielleicht an die Grassini.

Wer kann es wissen, woran große Männer in gewissen Augenblicken denken?

Der Herzog von Wellington war ein Soldat ohne Hinterseite und ein Diplomat ohne Flanken.

Fürst Hardenberg, der im kaiserlichen Schauspiel sein Nachbar war, versuchte oft, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, um seine Meinung über das Ereigniß des Tages zu erfahren.

Wellington wich eine Weile der Zumuthung aus, als er jedoch ohne unhöflich zu sein, nicht mehr widerstehen konnte, sagte er kurz: „Napoleon geht seiner Bestimmung entgegen!"

„Seiner Bestimmung? Diese kann aber doch nur sein Untergang sein?" meinte Hardenberg.

„Wenn auch," erwiederte Wellington, große Männer sind Meteore, sie müssen verbrennen, damit sie leuchten."

Der preußische Minister war über diese Aeußerung aus dem Munde eines Engländers, und noch dazu aus Wellingtons Munde erstaunt, er mochte in diesem Momente nicht bedenken, daß Arthur von Wellesley früher Soldat war, bevor der Herzog von Wellington und damit Diplomat wurde.

Das Schauspiel ging zu Ende und mit ihm der verhängnißvolle Tag.

Am andern Morgen, es war am 8. März, hoffte die gefolterte Welt das Ereigniß gedruckt zu lesen, und die Strauß'sche Offizin, damals am „Peter-Platz" im „Auge Gottes" etablirt, war ordentlich umlagert, bis die Ausgabe des „Oesterreichischen Beobachters" erfolgte."

Endlich fand sie statt, aber der „Beobachter" war stumm wie ein Fisch; er, der sich an Talleyrands Maxime hielt, Worte seien dem Menschen — folglich auch einer

Zeitung, folgerte der Beobachter — gegeben, um seine Gedanken zu verhehlen, er brachte heute nicht einmal Worte über das wichtige Ereigniß.

Am Abende dieses Tages reisten die Fürsten Metternich und Talleyrand, und der Herzog von Wellington nach Preßburg zum Könige von Sachsen, und am folgenden Vormittage verließ man die Kaiserin von Rußland die Residenz des Kongresses.

An diesem Tage, es war Donnerstag am 9. März ein regnerischer trüber Tag, las man im „Oesterreichischen Beobachter" folgende Zeilen:

„Livorno, am 1. März. Nachrichten zufolge, welche „wir von der See erhalten, hat sich Napoleon in der Nacht „vom 26. auf den 27. v. M. mit einigen hundert Mann „Truppen auf der „l'Inconstante" und vier Feluken ein„geschifft. Die englischen und französischen Kreuzer haben „ihm sogleich nachgesetzt, und man erwartet bald fernere „Nachrichten über diese abenteuerliche Fahrt, deren Rich„tung noch unbekannt ist."

Das war die erste offizielle Kundgebung über das Ereigniß der Entweichung von Elba.

Die „abenteuerliche Fahrt" im „Beobachter" lieferte den Beleg, wie unrichtig man damals in gewissen Kreisen noch immer über Napoleon urtheilte, trotzdem man bereits zwanzig Jahre mit ihm zu thun hatte.

Bei Männern wie Napoleon gibt es keine Abenteuer, da ist jeder Schritt ein Ereigniß.

Denjenigen, vor dem man heimlich zittert, öffentlich gering achten, oder sich den Anschein geben, als ob man

**es thue, das mag vielleicht im Momente der Eigenliebe kitzeln, der Nachgeschmack ist jedoch um so bitterer.**

**Die „abenteuerliche" Fahrt Napoleons nennt die Geschichte eine seiner Wunderthaten.**

---

## Neuntes Kapitel.

### Der Verfasser bestrebt sich, seinen liebenswürdigen Leserinnen Freude zu machen.

Womit kann ein Autor seinen Leserinnen eine Freude machen?

Wenn er sein schlechtes Buch schließt! würde ein Spaßvogel antworten.

Wir bedauern auf diesen Vorschlag vor der Hand noch verzichten zu müssen, wir sind zwar dem Ende sehr nahe, allein unser Gemälde schließen, können wir doch noch nicht; ob gut oder schlecht, wir wollen es ordentlich zu Ende führen, wie es die Pflicht eines gewissenhaften Erzählers erheischt, der wie ein guter Restaurateur den Appetit seiner Gäste nicht nur reizen, sondern auch befriedigen muß.

Vom Schließen ist also vor der Hand noch keine

Rede, aber wir wollen unseren liebenswürdigen Leserinnen eine andere Freude machen, Sie sollen — einer Verlobung beiwohnen!

Wo gibt es eine Romanleserin, die sich nicht herzlich freute, wenn die Personen, die im Verlaufe der Erzählung ihre Theilnahme gewannen, die ihr Interesse erregten, endlich dem erwünschten Ziele nahen, dem schützenden Hafen, dem die Wünsche jedes Mädchenherzens zusteuern, und wo über kurz oder lang endlich Alle anlangen bis auf die Wenigen, welche zum warnenden Beispiele übrig bleiben.

Wo gibt es eine Leserin, die sich nicht herzlich freute, wenn am Ende des Romans verlobt und geheiratet wird?

Wo lebt der barbarische Autor, der es wagte, die empfindsamen Herzen vier Bände lang mitleiden zu lassen, ohne ihnen die Satisfaktion eines sogenannten „glücklichen" Ausganges als Ersatz zu bieten?

Oh, jener Wiener Taschenbuch-Verleger, der in seinen goldgeränderten Büchlein keine Erzählung aufnahm, die nicht „glücklich" endete, war ein feiner Kopf, er hatte sein Publikum studirt, er erkannte die Bedürfnisse des schöneren, aber auch schwächeren Geschlechtes.

Darum folgen Sie uns also, reizende Leserin, wir haben Sie so viele Prachtfeste des Kongresses schauen lassen, begnügen Sie sich heute mit einer einfachen bürgerlichen Familientafel.

Die Scene ist im Hotel des „Landwehrmannes"

auf der Laimgrube in derselben Stube, welche die deutschböhmischen Zwillinge zuerst beherbergte.

Diese Stube ist aber heute martialisch aufgeputzt.

In der Mitte steht ein Tisch mit zehn Gedecken, Tischlinnen und Servietten, weiß wie Schwanengefieder, auf dem Tische ein mächtiger Strauß von natürlichen Blumen, ein Beitrag des Herrn Balthasar Kern, welchen er, seiner Angabe nach, vom Fürsten Liechtenstein, wahrscheinlich aber von dessen Gärtner, für den Unterricht eines Vogels erhalten hat.

An der oberen Wand hängt ein Bild, ein gräuliches Patzwerk, darstellend einen Landwehrmann in ganzer Figur, dies sollte Herr Johann Sinzinger sein; keine Ahnung einer Aehnlichkeit!

Frau Rosl hielt es aber dennoch hoch in Ehren und bekränzte es bei jeder festlichen Gelegenheit, was auch heute der Fall war.

Neben dem Bilde hing der graue Landwehrrock und der gewisse Hut, die schönen Ueberreste des Sinzinger'schen Heldenthums.

Napoleon datirte seinen Rock und Hut von Austerlitz, Herr Sinzinger von Ebelsberg.

Wenn die Stabsrosl diese Reliquien aus der Tiefe der Schieblade herausgrub, wurde ihr „Herz" weich, eine „Melancholie" trübte das Vollmondsgesicht der Wirthin und Bilder der Vergangenheit zogen an ihrem Stabsgeiste vorüber und verlebendigten die Tage der Gefahr und des Heldenthums.

Was aber hatte der feierliche Aufputz dieser Stube

zu bedeuten? Diese festliche Tafel in dem Extragemache der Sinzingerischen Wohnung.

Hören wir:

Die Landwehrleute, mit den deutsch-böhmischen Zwillingen ausgesöhnt, ließen es sich nicht nehmen, die jungen Leute sammt Frau Agnes und deren Tochter zu sich zu laden, und echt landwehrmännisch zu bewirthen.

Alte Freundschaft rostet eben so wenig wie alte Liebe.

Bei dieser Gelegenheit, so wurde ferner heimlich beschlossen, solle Josef, um die Hand Pauliens „offiziell" werben und etwaige Bedenken der Mutter im Sturme weggeräumt werden.

War die mütterliche Zustimmung erlangt, so solle auch augenblicklich die Verlobung vor sich gehen und zwar deshalb in diesem Zimmer, weil der junge Freier hier seine erste Unterkunft fand.

Eine Art Pietät, auf welche die Stabsrosl sehr große Stücke hielt.

Daß Herr Balthasar Kern mit im Komplotte war, beweist der Blumenstrauß auf dem Tische. Der angebliche Täufling des Marschalls Loudon war glücklich, wenn er den Geschwistern eine Freude machen konnte, er hielt zu ihnen wie ein naher Verwandter, wie ein echter Freund.

Er machte dem schönen Mädchen noch immer den Hof, aber nicht stürmisch, wie ein junger Liebhaber, sondern modest und gelassen, wie ein bejahrter Mann der der Schönheit huldigt, ohne nach ihrem Besitze zu streben.

An dem Tage, wo das kleine Familienfest gefeiert werden sollte, ging es im Landwehrmann drunter und

drüber; in der Küche dampfte und brodelte es und aromatische Odeurs durchräucherten das ganze Haus, als ob es eine Kontumaz-Anstalt wäre.

Frau Rosl hatte für heute das Küchen- und Schenkenkommando nachbarlichen Kräften anvertraut, um sich in großen Staat zu werfen.

Herr Kern war herausgeputzt wie immer, wenn er zum Fürsten Metternich oder Schwarzenberg zu Tische ging; Herr Sinzinger ließ heute wie an großen Festtagen seine Kanonenstiefel bis zur höchsten Kante hinauf wichsen, zog seinen kameelgrauen Feiertagsrock mit den mächtigen Stahlknöpfen an, seine Phantasie-Weste und sein himmelblaues Halstuch.

Am großartigsten anzuschauen war aber die Landwehrwirthin.

Herrgott, hieß es in der Nachbarschaft, hast Du heute schon die Stabsrosl gesehen?

Eine Nachbarin die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend: „O je, ist die Stabsrosl heut' aufgedonnert!"

„Am End' zieht sie wieder ins Feld!"

„Na ja, der Bonapart' ist den Anderen ausgekommen, vielleicht brauchen's wieder eine Landwehr!"

„Die Stabsrosl schaut auch schon ganz parademäßig aus. Die ziegelrothen Bänder!"

„Das zinnoberrothe Kleid!"

„Die Kropfperlen!"

„Die zimmermannsmäßigen Ohrringe!"

„Die breite Binde!"

O „Jegerl", die ist schön!

In diesem spöttischen Tone ging es fort, aber die Landwehristin achtete des Neides und der Böswilligkeit nicht, sie blieb unerschütterlich wie der Elephant, wenn eine Maus zu seinen Füßen krabbelt.

Der festliche Tisch enthielt, wie wir bereits erwähnten, zehn Gedecke.

Die zehn glücklichen Theilnehmer des Mahls waren:

Frau Agnes Bergmann, Pauline, die Zwillinge, das Landwehrpaar, Herr Kern, ein Herr Rudolf, mit Paulinens Mutter verwandt und endlich das Ehepaar Stockinger, innig befreundet mit den Landwehrleuten, welche Freundschaft sich noch aus der Franzosenzeit datirte

Herr Stockinger war nämlich Wachtmeister beim Fuhrwesen, gehörte zur Batterie-Bespannung, man vergebe uns diese militärische Bezeichnung, der bei der Wiener Landwehr eingetheilten Geschütze.

Hier lernte er das Sinzingersche Ehepaar kennen und die Feinde der Stabsrosl munkelten sich Verschiedenes ins Ohr, von wachtmeisterischen Inklinationen, woran aber wenig Wahres sein mochte.

Eines jedoch läßt sich nicht leugnen, nämlich die Vorliebe dieser Dame für Männer so lange sie zu Pferde saßen; ob diese Vorliebe noch fortdauerte, wenn sie schon abgesessen waren, wagen wir nicht zu behaupten.

Frau Rosl rief in ihren dünneren Jahren — seitdem wurde sie ein bischen zu wohlbeleibt — sehr oft:

„Ein prächtiger Mensch, er reitet wie der Teufel!“ niemals aber hörte man sie sagen: „Er marschirt wie der Teufel!“

Wie sich die Sache mit dem strammen Wachtmeister auch verhalten mag, das Band der Freundschaft zog sich von den Schlachtfeldern bis nach Wien, wo Herr Sinzinger eine Gastwirthschaft und der Wachtmeister ein Fiakergeschäft etablirte.

Herr Stockinger hauste im sogenannten „Fiakerdörfel“ am Schottenfeld, heiratete ein mageres Bürgerkind mit einem fetten Geldsack und kutschirte lustig und wohlgemuth durchs Leben.

Die Geladenen fanden sich pünktlich ein, die Landwehrleute machten die Honneurs so nobel als sie es vermochten.

Die ehemaligen Militärs präsentirten sich der Offiziers-Witwe mit soldatischem Anstande, wobei Frau Rosl einen respektablen Knix machte und mit patriotischem Selbstgefühle die Worte sprach: „Habe auch die Ehre gehabt, dabei gewesen zu sein!“

Man setzte sich zu Tische, obenan Frau Agnes, ihr zur Rechten Josef, zur Linken Pauline, an deren Seite Josefine und Herr Rudolf.

Der ehemalige Wachtmeister hatte die Landwehrwirthin zur Nachbarin und Herr Sinzinger die Gattin des Freundes.

Dieser führte während des Mahles das Wort und unterhielt die Gesellschaft; dazu gehörte aber kein besonderer Aufwand von Humor, denn der Frohmuth lacht leicht und wer gerne tanzt, dem ist leicht aufzuspielen.

Die Anwesenden waren alle so herzensvergnügt, daß sie sich auch ohne Herrn Stockinger amusirt hätten.

„Die Küche der Stabsrosl, der Keller des Landwehristen fanden verdiente Anerkennung, je weiter das Mahl fortschritt, desto munterer wurde man, und bald begann man in echt wienerischer Weise „Gesundheiten“ zu trinken.“

Das erste „Lebe hoch“ galt der Frau Bergmann, das zweite dem Landwehrpaare; darauf ergriff Herr Sinzinger das volle Glas und sprach mit landwehrmännlicher Würde: Wer meiner Meinung ist, ergreife das Gewehr. Ich bringe ein Lebehoch aus, der Liebe, es lebe, was sich liebt!

Josef wurde verlegen, Pauline erröthete.

Alles sah Frau Bergmann an.

Die Stabsrosl übernahm das Amt des Dollmetschs.

„Gnädige Frau, begann sie, ich bin, bevor ich gegen den Bonaparte ausmarschirte, auch jung gewesen, ich habe meinen Hanns geliebt und bin mit ihm glücklich geworden. Alle Frauenzimmer können jedoch nicht vor dem Feind dienen wie ich, aber sie können heiraten, wenn sie Jemanden finden, der es mit ihnen aufrichtig meint, und das glaube ich ist bei Herrn Josef und Fräulein Pauline der Fall.“

Die Witwe stellte sich überrascht, denn welchem Mutterauge entginge eine so wichtige Umgestaltung in dem Herzen der Tochter?

Sie sprach von Kinderjahren, Jugend, und wies auf die Zukunft hin, aber die Verschworenen das Palastes stürmten muthig heran und die Mutter gab nach, sie war ja gar nicht gewillt, ernstlich zu widerstehen. Sie billigte die gegenseitige Wahl und setzte eine dreijährige Frist fest, binnen welcher der junge Mensch sich in Wien eine Exi-

stenz gründen solle, wozu sie ihm ihre mütterliche Beihilfe versprach."

„Allgemeiner Zuruf folgte dieser Zustimmung, ein Zuruf, der sogar Herrn Balthasar enthusiasmirte, so daß er sich erhob und sprach:"

Ich weiß diesen schönen Augenblick nicht feierlicher zu begehen, als indem ich die Thüre öffne, welche meine Stube von diesem Zimmer trennt und der hochverehrten Gesellschaft den Genuß einer Produktion verschaffe, wie er ihr gewiß noch nie zu Theil wurde. Meine sämmtlichen Schüler sollen eine Probe ihres Wissens abegen, so wahr ich Balthasar Kern heiße und der Einzige in Wien bin der es versteht, Vögel kunstgerecht einzuschulen.

Nach diesen Worten eilte er zur Thüre und sperrte sie auf.

Dann nahm er aus der Ecke eine Drehorgel und begann zu leiern.

Kaum hörten die Vögel das ihnen vielbekannte und vielleicht auch vielbeliebte — wer kennt den Geschmack eines Kanarienvogels — „Nur langsam voran", so begann der Eine zu zwitschern, der Andere folgte, der Dritte blieb nicht zurück, das Gezwitscher ging in Pfeifen über und bald wiederhallte die Stube von einem schrillenden Lärm, von einem Tonchaos, aus welchem kein menschlich Ohr — das des Herrn Balthasar Kern etwa ausgenommen — irgend eine Melodie, oder mindenstens eine Ahnung davon herausfinden konnte.

Der Pädagog leierte fort und horchte mit geschlossenem Auge dem Gesange seiner Vögel, er kannte jeden

einzelnen an seiner Stimme und lauschte mit Entzücken, die Züge seines Antlitzes waren verklärt, alle seine Sinne hatten sich in seinem Ohre concentrirt, damit ihm ja kein Ton entgehe.

Herr Stockinger mischte endlich seinen Beifall in den heillosen Lärm, die Andern klatschten ebenfalls und riefen lachend: „Bravo!“ dies weckte den Pädagogen aus seinem Delirium und die Singproduktion war zu Ende.

Nun begann die Sprachprüfung.

Um von keinem der Sänger gestört zu werden, verdeckte Herr Kern ihre Käfige mit Tüchern und nahte sich dem Staar; dieser sah den Meister verwundert an und fächelte mit dem Schweife.

„Nun zu Dir, mein Sohn,“ begann der Pädagog, „sei hübsch artig und folgsam. Sprich, mein Sohn: „Vivat Alexander!“ nun sprich, vi-vat, sprich: Vi-vat, vi-vat, vi-vat!“

Der Staar stieß einige Töne hervor, bei welchen nur der Pädagog in Beifall ausbrach.

„Bravo,“ rief er, „bravo, mein Sohn, schön gesprochen, klug gesprochen.“

Zur Gesellschaft: „Haben Sie sein „Vivat“ gehört?“

„Ja, ja!“ riefen Alle lachend aus:

„Doch jetzt ists genug,“ sagte Herr Stockinger, „man muß die Vögel nicht zu sehr strapaziren.“

Kern, mit dem glänzenden Erfolge zufrieden, schloß die Thüre und nahm seinen Platz ein.

Die Tafel befand sich im besten Gange als ein Herr

und eine Dame eintraten, welche den Anwesenden unbekannt waren.

Ihr Besuch galt dem jungen Flötenspieler.

Der Herr begann:

„Wir bitten die werthe Gesellschaft, es nicht ungütig zu nehmen, wenn wir Sie auf einige Minuten stören. Wir wünschen blos Herrn Josef Feilhart kennen zu lernen.“

Josef erhob und verneigt sich.

„Sie sind also der junge Mann, der Herrn Raily einen Brief übergab, den Sie im Gasthofe zu Hollabrunn fanden?“

„Ja, mein Herr.“

„So erfahren Sie denn, ich heiße Achille Monteron.“

Josef und Josefine sahen nun Denjenigen vor sich, der eigentlich die Veranlassung war, daß sie zum Kongreß zogen.

„Ach, mein Herr,“ antwortete Josef, „ich habe an jenen Brief einige Hoffnungen geknüpft, die sich aber nicht realisirten. Ich wußte Sie nicht zu finden und übergab den Brief Herrn Raily.“

„Ich weiß es bereits, Herr Raily hat einen niederträchtigen Gebrauch von dem Briefe gemacht. Sie würden mir großen Kummer erspart haben, wenn Sie ihm weniger vertraut hätten.“

„Ach, wie konnte ich wissen.“

„Die Gefahr ist besiegt und ich komme Sie blos zu

bitten, von nun an dieses Briefes nicht mehr zu erwähnen, denn er ist vernichtet."

„Ach, mein Herr, Sie zürnen mir doch nicht?"

„Warum sollte ich Ihnen zürnen? Sie kannten die Wichtigkeit des Briefes nicht, und daß Sie im Unglücke sich an Raily wandten, ist ein Beweis des Vertrauens, welches Sie in einen Unbekannten setzten; wir treffen uns zu spät; als ich Ihrer ersten Produktion in der Praterhütte beiwohnte …"

„Bitte um Vergebung," unterbrach die Stabsrosl verletzt den Sprecher, „jene Praterhütte ist mein Gasthaus!"

Montferon lächelte und verbesserte sich:

„Als ich Sie in jenem Gasthause zum ersten Male hörte, ahnte ich freilich nicht, daß es unser beiderseitiges Interesse erheische, uns kennen zu lernen, das Glück hat mir indessen wohl gewollt, es ist daher billig, daß auch Sie keine Einbuße leiden. Sie und Ihre Schwester besitzen musikalisches Talent, Wien ist der Ort, wo Sie dies ausbilden können und ich biete Ihnen die Mittel dazu. Nehmen Sie von zwei überglücklichen Menschen diese Summe, deren Rente Ihnen und Ihrer Schwester eine sorglose Zukunft bereiten wird."

„Herr von Montferon!" riefen die Geschwister in freudiger Bestürzung.

„Weigern Sie sich nicht," nahm nun Theodora, die Begleiterin Achille's, das Wort, „wir müssen uns dem Himmel für die Gnade, die er uns bewies, dankbar bezeigen, und dies thun wir am besten, wenn wir Ihnen eine ange-

nehme Zukunft bereiten. Sie haben als arme unbekannte Spielleute im Kampfe mit den Mühen des Lebens die Bahn der Tugend nicht verlassen, Sie werden es um so weniger thun, wenn die Ruhe und Zufriedenheit eines häuslichen Lebens Sie umgeben wird. Bewahren Sie uns ein freundliches Andenken und denken Sie oft an Diejenigen, die mit Vergnügen zu Ihrem Glücke beitragen. Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl!" rief auch der Marquis und verließ mit Theodora die Stube.

Die Zurückgebliebenen waren erstaunt; als sie von ihrer Verwunderung zurück kamen, brach der Jubel los.

Josefine schwamm in Thränen.

Josef hielt die Mutter der Geliebten in den Armen.

Herr Sinzinger rief: „Viktoria, jetzt kanns losgeh'n!"

Frau Rosl aber reichte dem ehemaligen Wachtmeister die Hand und rief:

„Kriegskamerad, unsere Kinder haben Glück!"

Dann nahm sie ihr Glas und brachte den Toast aus:

„Nieder mit dem Bonapart, die deutschböhmischen Zwillinge sollen leben!"

# Zehntes Kapitel.

## Von Elba bis Paris.

Die ganze Geschichte Napoleons, selbst seine Großthaten in Italien treten in den Hintergrund vor seinem Wunderzug von Elba nach Paris.

Am 26. Oktober gab die Fürstin Pauline Borghesa, welche den kaiserlichen Bruder in sein Exil begleitet hatte, einen Ball, dem Napoleon beiwohnte.

Die ganze vornehme Welt von Elba war anwesend, Napoleon unterhielt sich namentlich mit den anwesenden Fremden, worunter englische Reisende.

Erst spät in der Nacht verließ er von Bertrand und Drouet begleitet, das Fest und ertheilte Ihnen die Befehle zur Abreise und zur Einschiffung seiner Garde für den nächsten Morgen.

Napoleon bestieg die Schaluppe l'Inconstant (der Unbeständige) ihm folgten der Jubel der Insulaner, die Thränen der Schwester und der Donner der Kanonen.

Es war festgesetzt, daß französische und englische Kreuzer den hohen Exilirten in Elba beobachten sollen, Frankreich vernachlässigte zu thun, wozu es sich anheischig gemacht hatte und der englische Befehlshaber befand sich im Dienst der Minne bei einem Feste zu Florenz, während

seine Fregatte auf der Rhede von Livorno vor Anker lag, das Meer war demnach frei und die Flotille trug den neuen Cäsar und sein Glück.

Napoleon, von den Generälen umgeben, musterte die eingeschifften Truppen, und um ihnen jene Zuversicht, jene Hoffnungsfreudigkeit einzuflößen, die er selbst besaß, rief er ihnen zu:

„Soldaten, wir gehen nach Frankreich, wir gehen nach Paris!“

„Nach Frankreich, nach Frankreich!“ riefen vier hundert Grenadiere.

„Es lebe Frankreich, es lebe der Kaiser!“ erscholl es wie aus Einem Munde.

In der Nacht versammelte der Kaiser die Befehlshaber in seiner Kajüte und dictirte ihnen jene inflamirenden Proklamationen „an die Armee“ und „an das Volk“ welche voraus fliegen und auf seine Ankunft vorbereiten sollten.

Da man keine Presse zur Verfügung hatte, so wurden alle Soldaten, die des Schreibens kundig waren zum Kopiren dieser Proklamationen verwendet, tausende von Abschriften lagen bereit, um bei der Ausschiffung an das Volk vertheilt zu werden.

Anfangs herrschte Windstille, die Flotille segelte sehr langsam, die Marine-Offiziere riethen umzukehren und in Porto-Ferrajo günstigeren Wind abzuwarten, Napoleon weigerte sich dessen, und ließ zur Erleichterung der Fahrzeuge, das Gepäck seiner kleinen Armee über Bord werfen.

Man befand sich eben in der Höhe von Liverno, als eine französische Kriegsbrigg auf die Flotille zusegelte.

Es war der Zephyr von Kapitain Andrieux befehligt.

Einem Flüchtigen, der die Welt zum Feind und zum Aufseher hat, ist jede Begegnung gefährlich.

Die Grenadiere beschworen den Kaiser, das französische Schiff anzusprechen und für sich zu gewinnen.

Napoleon, verweigerte dieß und befahl den Soldaten sich im Unterraume der Schiffe zu verbergen.

Als die Kriegsbrigg sich auf Stimmweite näherte, wechselten die Befehlshaber vermittelst der Sprachröhre einige Worte.

Kapitän Andrieux, erkundigte sich arglos nach den Befinden des Kaisers.

Napoleon trat selbst an das Sprachrohr und antwortete:

„Der Kaiser befindet sich vollkommen wohl!“

Die beiden Schiffe waren bald wieder auseinander.

Später versetzte ein anderes Schiff von 74 Kanonen die Grenadiere abermals in Aufregung, allein dieses kümmerte sich um die sieben kleinen Kaufmannssegeln nicht und steuerte seines Weges.

Nun versammelte Napoleon abermals die Generale um sich und sagte:

„Jetzt, sprecht selbst zu den Gefährten Eures Ruhmes, Bertrand nehmen Sie die Feder und schreiben Sie selbst Ihren Aufruf an die Waffenbrüder.„

Der Marschall entschuldigte sich, keine Ausdrücke zu finden, die auf der Höhe des Ereignißes stünden.

Wohlan, schreiben Sie, antwortete Napoleon, ich will für Euch alle sprechen.

Und nun diktirte er die merkwürdige Proklamation der Garde an die Armee:

„Soldaten, die Trommeln wirbeln den Generalmarsch, und wir marschiren: eilt zu den Waffen, schaart Euch um uns, schaart Euch um Euren Kaiser und Eure Adler."

„Und wenn dann Leute die jetzt so anmassend sind und überall fliehen, wo sie unsere Waffen blitzen sahen so dreist sind uns zu erwarten, welche schöne Gelegenheit, unser Blut zu vergießen und die Hymne des Sieges zu singen!"

„Soldaten der siebenten, achten und der neunzehnten Militär-Division, Garnisonen von Antibes, von Toulon, von Marsaille, Offiziere außer Dienst, Veteranen unserer Armeen, Ihr seid zu der Ehre berufen, das erste Beispiel zu geben."

„Kommt und helft uns den Thron erobern — das Palladium unserer Rechte, damit die Nachwelt dereinst sagen könne: „Die Fremdlinge hätten Frankreich mit Hilfe von Verräthern ein schmähliches Joch auferlegt, die Tapfern sind aufgestanden, und die Feinde des Volkes, der Armee sind verschwunden und in das Nichts zurückgesunken!"

Diese feurige Ansprache wurde ebenfalls zahlreich

abgeschrieben, und jeder Soldat erhielt mehrere Exemplare um sie auf dem Marsche an die Regimenter zu vertheilen.

Als man der Küsten Frankreichs ansichtig wurde, erscholl ein immenser Jubel auf allen Schiffen.

Es lebe Frankreich! Hoch die Franzosen!" rief Alles und die Soldaten schwenkten ihre Mützen in der Luft.

Der Kaiser stand mitten unter den Frohlockenden und sagte:

Laßt uns wieder die dreifarbige Kokarde aufstecken, damit das Vaterland uns erkenne!"

Die Soldaten rißen die Kokarden der Insel Elba herab und suchten jene Kokarden hervor, die jeder als Reliquie der Schlachten aufbewahrt hatte.

Am Morg en des 1. März trug ein leichter Westwind die Flotille in den Golf Juan.

An derselben Stelle war Napoleon gelandet, als er aus Egypten heimkehrte, von diesem Platze aus ging er zweimal zum Thron.

Man warf Anker, die Grenadiere trugen den Kaiser auf ihren Armen an's Land um fünf Uhr Morgens betrat er den Boden Frankreichs.

Sein erstes Bivouac befand sich in einem Olivenhaine.

Glückliche Bedeutung! rief er aus, auf diese Symbole des Friedens deutend.

Er täuschte sich.

Die Landung lockte Bewohner der umliegenden

Gegend herbei, die Bauern hielten sich in ängstlicher Ferne, sie leisteten der Aufforderung der Soldaten, sich mit ihnen zu verbinden, kein Gehör, nur Einer, ein ehemaliger Soldat, bat den Kaiser, ihn in sein Bataillon aufzunehmen.

„Es ist der Erste sagte Napoleon, sie werden ihm Alle folgen, ihr Herz ist mein!“

Einer seiner Offiziere an der Spitze von 25 Mann, marschirte vor das in der Nähe liegenden Antibes, um Garnison und Volk für den Kaiser zu gewinnen, allein der Comandant General Corsin ließ hinter dem tollkühn in die Stadt eingezogenen Häuflein die Thore schließen und erklärte sie für Gefangene.

Napoleons Unternehmen zu Lande hatte demnach mit einem Unfalle begonnen, die Zeit drängte und er überlegte nicht lange.

Die Soldaten wollten ihre gefangenen Kameraden mit Gewalt befreien, der Kaiser beruhigte ihre Ungeduld, sandte einen Parlamentär an Corsin, dieser richtete jedoch nichts aus, er mußte abziehen und nahm seinen Weg das linke Rhon-Ufer hinan.

Die Polen seiner Garde da sie keine Pferde hatten, mußten Sattel und Zeug mit tragen, auf dem Marsche kaufte der Kaiser Pferde, um seine Reiterei auszurüsten.

Das Häuflein zog durch Cammes, Grassa u. s. w. langte am 5. in Gap an.

Hier ließ er die Proklamation in Druck legen bisher hatte er überall mehr Neugierde als Begeisterung gefunden.

Vor Sisteron traf General Cambronne, der mit 40 Mann die Avantgarde bildete, auf ein Bataillon, welches von Grenoble gekommen war, um dem Kaiser den Weg zu verlegen.

Cambronne wollte parlamentiren, man gab ihm kein Gehör.

Nun erschien Napoleon an der Spitze seines Häufleins, die königlichen Truppen zogen sich auf ein 6000 Mann starkes Detachement zurück, und stellten sich, vor Vizille auf, am Eingange einer von Bergen und einem See gebildeten Schlucht.

Napoleon übernachtete in la Mure.

Der Schlaf floh ihn, denn die Entscheidung seines Geschickes war nahe. Ein Zusammenstoß mit der königlichen Armee und wer weiß, wohin das Zünglein der Wage sich neigte. Ein Rückzug von Vizille war ein Rückzug vom Throne, der Eroberer sank dann zum Hauptmann einer Räuberbande herab, die sich in die Alpen flüchten mußte, um der Justiz zu entgehen. Siegte er hier, dann ging es auf Grenoble los, wo Vertraute darunter sein Wundarzt Emery für ihn bereits gewirkt hatten, um ihm die Thore zu öffnen.

Am anderen Tage rückte der Kaiser mit seiner Garde vor, man traf auf das ernähnte Bataillon, welches ihm den Weg verlegte.

Ein abgesandter Palamentär wurde zurückgewiesen, nun ließ Napoleon seine Kolonne halten, er fühlte, daß der wichtigste Moment gekommen war.

Die Scene war eine erhabene, dort die königlichen Truppen, hier das Häuflein der Kaiserlichen.

Auf dem Felde zerstreut an dem Straßenrande stehen Landleute, welche den Erfolg neugierig abwarten.

Hie und da ertönt aus dem Volke der Ruf: „Es lebe der Kaiser!"

Napoleon ganz allein ritt auf die Truppen zu.

Als er ungefähr hundert Schritte von dem quer über die Straße laufenden lebendigen Walle entfernt war, machte er Halt und stieg vom Pferde.

Er trug das Costüme, welches ihn in Aller Erinnerung eingrub, und ohne welches man sich ihn ebenso wenig denken kann, wie einen Blitz ohne Gewölk.

Der weltbekannte Hut, die hohen bespornten Stiefel, die grüne Gardejäger-Uniform und darüber flatternd der staubfarbige Marengorock.

Die Arme über die Brust gekreuzt, den Kopf majestätisch emporgerichtet, gemessenen Schrittes, wie Jemand der dem Tode entgegengeht, so schritt er den Abhang der Straße hinab, wo das Bataillon stand.

Der Führer des Bataillons kommandirte: „Feuer!"

Die Soldaten legten an.

Napoleon, ohne anzuhalten, oder seine Schritte zu vergrößern, ohne irgend eine Gemüthsbewegung zu verrathen, näherte sich den Bajonetten bis auf die Entfernung von zehn Schritten, entblößte seine Brust und seinen Oberleib preisbiethend, sagte er mit dem großen verführerischen Zauber, der seiner Stimme zu Gebote stand:

„Soldaten des fünften Linienregiments,

wenn Einer unter Euch ist, der seinen Kaiser tödten will, so thue er es! Hier bin ich!"

Todenstille!

Einige Gewehre senken sich, — dann mehre — endlich alle.

Einige Offiziere ziehen sich zurück — andere trocknen sich die Augen.

Jetzt jubelt es auf: „Es lebe der Kaiser!"

Und von oben herab hört man: „Es lebe das fünfte Linienregiment!"

Volk, Soldaten, Gemeine, Offiziere liegen sich in den Armen.

Napoleon hat gesiegt, ohne Waffen!

Die beiden neu vereinigten Truppen zogen gegen Grenoble.

Hier hatte der kaiserliche Sendling Emery mit einem jungen Manne, Dumoulin genannt, die Begeisterung für Napoleon angefacht.

Dumoulin hatte den Kaiser schon auf Elba besucht, er hing an ihm mit einer schwärmerischen Hingebung und stellte ihm seinen Arm und sein Vermögen zur Verfügung.

Am 24. Februar 1848 — also drei und dreißig Jahre später — war es derselbe Dumoulin, der im Greisenalter an der Spitze des Volkes auf die Tribune zueilte um durch die Bresche der Republik das Kaiserreich zum zweiten Male einzuführen.

Marschall Soult, königlicher Kriegsminister hatte bei Chambery und Grenoble Corps zusammengezogen, allein Napoleon scheute sie nicht, denn er kannte den Geist der

Truppen und wurde in diesem Gebirgstheile der Dauphine auch vom Landvolke stürmisch empfangen und mit Jubel begleitet.

Auf dem Zuge nach Grenoble stürmte die Volksmasse als Vorhut voraus.

Napoleon marschirte rasch auf die von 6000 Mann vertheidigte feste Stadt los. Die Schlüssel von Grenoble waren für ihn die Schlüssel von Frankreich.

Schon war der Ruf vom Abfall des fünften Regimentes bis in die Stadt gedrungen und verfehlte seine demoralisirende Wirkung nicht. Das Volk bestürmte die Soldaten auf ihre Brüder nicht zu schießen.

Labedoyere, Oberst des siebenten Regiments schlug sich, mit allen seinen Soldaten zu Napoleon und marschirte ihm entgegen.

Der Kommandant von Grenoble ließ die Thore schließen und machte Miene die Stadt gegen Napoleon zu vertheidigen, einige noch treue Bataillone standen kampfbereit auf den Wällen.

Das Volk vor den Thoren forderte das Volk in der Stadt auf, die Uebergabe zu bewirken — schon rückten die Sapeure Labedoyere's vor, um die Thore zu sprengen, da wurden diese durch die Massen von innen erbrochen, Napoleon zog beim Fackelschein triumphirend bei dem einen Thore hinein, während General Marchand und die königlichen Behörden bestürzt durch das Lyoner Thor entflohen.

„Jetzt," rief Napoleon, „ist Alles entschieden, jetzt sind wir in Paris!

Von diesem Momente an beruhte Napoleons Unternehmen nicht mehr auf Zufälligkeiten, jetzt traten wieder Politik und Waffenkunst in ihre Rechte.

Am folgenden Tage empfing der Kaiser die Behörden der Stadt, musterte die Truppen der Garnison, vereinigte sie mit seiner Armee und ließ sie als Vorhut gegen Lyon aufbrechen.

Nach vier und zwanzigstündiger Rast verließ Napoleon Grenoble, so wie er es betreten hatte in der Mitte seiner heiligen Schaar von Elba, umgeben von einer unzählbaren Menge von Landleuten, die sich von der Waffenströmung mit fortreißen ließen.

Auf dem halben Wege zwischen Grenoble und Lyon in Bourgoing wurde Halt gemacht.

Volk und Soldaten lagerten theils auf dem Felde, theils auf dem großen Marktplatze. Die ganze Nacht hindurch gab es Jubel und Gesang, die Wachefeuer wurden umtanzt und Jubelgeschrei machte die Luft erzittern.

Manche, der dem Kaiser dargebrachten Huldigungen, ziemten weder seiner, noch der Würde der Armee, die Disciplin gerieth bis an die Grenze, wo der Aufruhr beginnt, aber Napoleon mußte diese gefährlichen Aufwallungen, diese Vertraulichkeiten der Menge dulden, trotzdem die Ehrfurcht unter der Popolarität zu leiden hatte, er mußte sie dulden, weil er dieser Begeisterung des Volkes und der Soldaten bedurfte.

Vor ihm stand Lyon — auf diese Stadt hatten die Bourbons ihre Hoffnungen gerichtet, dort ihre Kräfte vereinigt.

Wenn er an diesen Mauern scheiterte, so blieb ihm nichts übrig, als sich nach den Alpen zurück zu ziehen und seinen Einfall in Italien zu versuchen.

In Lyon ging es in der That kriegerisch her.

Auf die Nachricht von den Fortschritten Napoleons waren der Graf von Artois und der Herzog von Orleans nach Lyon geeilt.

Dort befanden sich, zwei Regimenter, ein Infanterie und ein Cavallerieregiment, ein drittes eilte herbei. Die stehende Nationalgarde betrug 20,000 Mann, aus den benachbarten Städten strömten Freiwillige heran, um ihre Reihen zu vernehmen.

Aber schon hatte die Nähe Napoleons auf die Soldaten gewirkt, die Prinzen wurden kalt empfangen, hie und da ertönte schon: „Es lebe der Kaiser!“ und man wagte keine Strafe, um den Abfall nicht zum Ausbruch zu bringen.

Marschall Macdonald, angebetet von seinen Soldaten, erkannte nur zu bald die gefährliche Stimmung und die zweideutige Haltung der Vorstädte, er gab daher den Entschluß einen Kampf vor der Stadt zu wagen auf und beschränkte sich, den Uebergang über die Rhone zu vertheidigen bis Ney und Massena ankommen würden, deren Vereinigung den Kaiser zwischen Grenoble und Lyon aufschlöße.

Als Macdonald zu diesem Zwecke die Brücken abbrechen lassen wollte, widersetzte sich das Volk und er mußte sich mit einer bloßen Verrammlung begnügen.

Napoleon erfuhr gar bald, daß ihm der Uebergang

über die Rhone verwehrt sei und daß Ney eben Anstalten treffe gegen die obere Rhone vorzurücken, er beschloß daher den Fluß bei Miribel zu überschreiten, Macdonald anzugreifen und dem Marschall Ney zuvorzukommen — als er jedoch die günstige Stimmung erfuhr, die für ihn in Lyon herrschte, gab er diesen Plan auf, und erschien im Angesichte des Rhonequais.

Kaum gewahrten die noch treu gebliebenen Bataillone die ersten Soldaten Napoleons, so schwand der letzte Rest von Gehorsam, ihre Reihen öffneten sich dem Volke und von dem Strome mit fortgerissen, verließen sie ihren General, wagten sich auf die Barrikaden, um selbst den Kaiserlichen den Weg zu bahnen.

Vergebens rief der bestürzte Macdonald sie zur Ehre zurück, zwei trunkene polnische Husaren flogen über die Barrikaden und warfen sich mit hoch geschwungenen Säbeln auf den Marschall, nur der Schnelligkeit seines Pferdes verdankte er sein Leben.

Der Graf von Artois und der Herzog von Orleans entflohen auf der Straße nach Paris.

Lyon war kaiserlich und der Freudentaumel daselbst war wo möglich noch größer wie in Grenoble. So wie dort zog Napoleon auch hier erst mit anbrechender Nacht in der Stadt ein, ließ sich nur von Bürgern bewachen, wies dabei jedoch die Offiziere der Nationalgarde zu Pferde zurück, indem er bemerkte: „Nein, ich will keine Soldaten um mich, die ihren Fürsten, den Grafen von Artois, verlassen haben, welcher sich ihrer Ehre anvertraute.

Von Lyon aus erließ er jene neun Dekrete, welche das

Königreich abschafften und das Kaiserthum wieder einführten, wobei er die Einberufung eines Maifeldes versprach, eine Art allgemeiner Stände, die über die Institutionen berathen sollten.

In Macon einer der revolutionärsten Städte des Landes, wurde er mit auffallender Kälte empfangen und da die wenigen Jubelnden nur aus Kindern und sehr zweideutigen Personen bestanden, so fragte er den Maire: „Werden Sie mir nichts als dieses Gesindel zu zeigen haben?“

Von hier aus sandte er seine Proklamationen an den Marschall Ney, dessen Vorhut kaum einige Stunden entfernt lag und der bisher keine Anstalten traf, Napoleon von Paris abzuschneiden; trotzdem traute dieser dem Marschall nicht, da er es war, der bei der Nachricht von der Landung des Kaisers in die Worte ausbrach:

„Was will dieser Mensch, der uns nur den Bürgerkrieg zu bringen hat, würde er gewagt haben, den Fuß auf französischen Boden zu setzen, wenn er nicht auf Spaltungen gerechnet hätte?“

War es doch dieser Marschall, der in Gegenwart des Hofes geschworen hatte, Bonaparte gefesselt und gefangen in einem eisernen Käfig zu bringen!

Der Marschall hatte zur Erforschung des öffentlichen Geistes einen verkleideten Officier nach Macon gesendet, bald aber bemerkte er das Schwanken seiner Truppen, die Worte des Kaisers hatten gezündet.

Er ließ für den 14. eine Musterung anbefehlen.

Auf dem großen Exerzierplatze zu Loos-lu-Sauliner wurden sie in einem Carré aufgestellt.

Der Marschall mit seiner großen Ehrenmedaille und dem Bildniße Napoleons auf der Brust, von seinem ganzen Stabe umgeben, erschien in der Mitte des Viereckes, sein nach einem schweren Kampfe gefaßter Entschluß war, der Empörung zuvor zu kommen und den Abfall zu gebiethen.

Seine Proklamation an die Truppen schloß mit den Worten:

„Soldaten, ich habe Euch oft zum Siege geführt; jetzt will ich Euch zu jener unsterblichen Phalanx führen, mit welche der Kaiser Napoleon nach Paris rückt und welche binnen wenigen Tagen dort sein wird, wo unsere Hoffnung und unsere Wohlfahrt sich für immer verwirklichen werden. Es lebe der Kaiser.“

Die Antwort auf diese Anrede war der endlose Ruf: „Es lebe der Kaiser!“

Der Abfall Ney's raubte den Bourbonen jede Widerstandsfähigkeit und öffnete, dem Kaiser alle Straßen nach Paris.

Dieser hatte gehofft Ney in Auxerre zu treffen

„Was treibt er? Warum zögert er? Was mag ihn zurückhalten?“ fragte er jeden Augenblick.

Endlich um die achte Abendstunde kann der Marschall!

Er erschien nicht gleich vor Napoleon, sondern bat um die Erlaubniß, sich zu sammeln, um seine Rechtfertigung wegen der undelikaten Aeußerung aufschreiben zu dürfen.

„Was soll mir seine Rechtfertigung?" antwortete der Kaiser dem Präfekten von Auxerre, „der Ney's Schwager war, sagen Sie ihm, Alles sei vergessen, ich liebe ihn immer, und meine Arme seien ihm diesen Abend offen, wie Morgen."

Napoleon empfing den Marschall mit offenen Armen.

„Ich will weder Rechtfertigung noch Erklärung zwischen uns," sagte er aufgeregt, „Sie sind für mich immer der Bravste der Braven."

„Sire," antwortete Ney, „die Journale haben schimpfliche Deutungen meines Benehmens veröffentlicht, ich will sie Lügen strafen, meine Worte und meine Handlungen sind stets die eines guten Soldaten und Bürgers gewesen."

„Ich weiß es," versetzte Napoleon, „darum habe ich auch nie an Ihre Ergebenheit gegen meine Person gezweifelt."

„Sie haben Recht, Sire, Euer Majestät können immer auf mich rechnen, wenn es sich um das Vaterland handelt; für das Vaterland habe ich mein Blut vergossen und werde es bis zum letzten Tropfen vergießen."

Dem Abfall Ney's, war jener Labedoyers voraus gegangen.

„General Cambronne," rief Napoleon diesem zu, „bevor er nach Montereau aufbrach, ich vertraue Ihnen meinen schönsten Feldzug an, die Franzosen erwarteten mich, mit Ungeduld, Sie werden überall Freunde haben, thun Sie keinen Schuß, meine Krone darf keinen Tropfen französischen Blutes kosten!"

Und so kam es auch.

Jenes Truppencorps, welches ihm rechts die Hochebene vor Melun, links die Waldpässe von Fontainebleau verschließen sollte, löste sich auf, sein Marsch wurde zum Triumphzuge und nicht zum Feldzuge, unter dem Jubelgeschrei seiner Escorte kam er um die Zeit der Morgendämmerung in Fontainebleau an und bezog seine Zimmer.

Der König und die Prinzen hatten Paris in eiliger Flucht verlassen, Napoleon von einer schwachen Escorte begleitet, zog im Triumphe ein.

## Eilftes Kapitel.

### Der Kongreß ist aufgelöst!

Seit dem Anlangen der Unheilkunde von der Entweichung Napoleons waren drei lange Tage verstrichen; um jedoch den äußeren Schein der Unbefangenheit zu bewahren, erfolgte keine Lücke in dem Festprograme des Kongresses.

Man schmeichelte sich mit der Hoffnung, die Handvoll Abenteurer werde auf irgend einer Insel des Archipels, in Griechenland, in Syrien oder Egypten landen bis endlich am 10. März ein Courier die Kunde von der Landung an der französischen Küste brachte.

Der Kongreß befand sich eben auf einem Balle beim Fürsten Metternich, als die Nachricht wie ein Wetterstrahl in die glänzende Versammlung schlug.

Eine Wolke an der Stirne eines Souveräns reichte hin, die Freude Aller zu trüben, ein elektrischer Funke fliegt nicht so schnell am Draht hin, wie diese Schreckenspost durch den Saal flog, der Tanz wird unterbrochen, man blickt sich an, steckt die Köpfe zusammen, fragt nach hier, und dort, vergebens spielt das Orchester, die Weisen sind die nämlichen, aber der Eindruck ein anderer, derselbe Sonnenstrahl hat bei lichten und dunkeln Flächen nicht dieselbe Gewalt. —

„Er ist in Frankreich!“ diese vier Worte gingen von Mund zu Mund, und bliesen wie der Sturm ein Blatt, die Freude aus dem Ballsaale, die Tausende von Wachslichtern schienen plötzlich erlöscht.

Bestürzung malt sich auf allen Gesichtern, das Roth der Freude wird durch das Blaß der Angst verscheucht, Alle sahen den Krieg wieder heraufsteigen; den Krieg in seiner blutigen Wirklichkeit.

Fünf und zwanzig Jahre hatte das Blutvergießen bereits gedauert und nun sollte es nach einigen Friedensmonden abermals beginnen!

Eine lange, lange Kette von Unfällen, niedergebrannten Dörfern und Städten, leichenbesäeten Aeckern lag im Rücken und vorne drohten dieselben Schreckbilder emporzusteigen.

Welcher Anstrengungen hatte es bedurft, um den Koloß zu fällen, und nun erhob er sich neuerdings, der wiedererstandene Napoleon flößte dieselbe Furcht ein wie der noch nicht besiegte es gethan; der Fall des Riesen erregte weniger Staunen als die Auferstehung seiner Macht.

Auf den Kaiser Alexander brachte die Nachricht die stärkste Erbitterung hervor.

Er näherte sich dem Fürsten von Talleyrand und sagte zu ihm im Tone des Vorwurfes:

„Ich habe es Ihnen ja zum Voraus gesagt, daß dies nicht von Bestand sein würde!“

Herr von Talleyrand verbeugte sich blieb aber

stumm wie Jemand, der eine traurige Wahrheit hinzunehmen gezwungen. —

Der König von Preußen winkte dem Herzoge von Wellington, lispelte ihm einige Worte zu und Beide verlassen den Salon.

Der erste Schritt nach Waterloo!

Gleich darauf folgen Kaiser Franz, der Kaiser von Rußland und Fürst Metternich. —

Das Fest ist gestört, die Gäste entfernen sich allmälig.

Einzelne Gruppen bleiben noch plaudernd stehen

Fürst Koslowsky schüttelte bedenklich den Kopf und sagte zu einigen Herren die ihn umgaben:

Unsere Troubadours haben nun Gelegenheit, das hübsche Vaudeville: „Der unterbrochene Tanz“ nach dem Leben zu studiren. Diese Schreckkunde wie eine Bombe mitten in den Ballsaal geschleudert, erinnert mich an eine ähnliche Geschichte aus dem Leben König Heinrich des IV. Man gab am Hofe dieses Königs ein Ballet. Heinrich IV. und Sully tanzten mit, obwohl Letzterer bekanntlich ein höchst mittelmäßiger Tänzer war. Plötzlich langt eine Trauerkunde an, die Spanier haben Amiens erobert. Heinrich hört die Neuigkeit gefaßt an, wendet sich dann zur schönen Gabriele, ergreift ihre Hand, und indem er sie zärtlich an seine Lippen führt, sagt er: „Herrin, wir müssen Tanz und Spiel aufgeben, zu Pferde steigen und einen anderen ernstlicheren Krieg beginnen. Wir bedauern es, aber die Nothwendigkeit gebietet den Freuden der Liebe eine Zeit lang zu entsa-

gen, wir gehorchen.“ Diese Worte König Heinrichs werden jetzt in Wien in alle europäischen Sprachen übersetzt werden.

Noch in derselben Nacht begannen die geheimen Berathungen, die am anderen Tage fortgesetzt wurden.

Die Gefahr, welche jetzt Alle bedrohte, lenkte die Blicke nach rückwärts und sie erkannten die trüben Folgen der Zögerungen und Spaltungen nach der Eroberung von Paris, ihre Schwäche Napoleon, ihre Nachsicht den Parteien gegenüber und ihre Schonung der französischen Armee, deren Auflösung und Reorganisirung sie versäumt.

„Sehen Sie jetzt, Sire, sagte der Kaiser Franz zu Alexander, was aus Ihrer Beschützung der Jakobiner und Bonapartisten in Paris entstanden ist!“

Der Czar erwiederte: Es ist wahr, aber um mein Unrecht wieder gut zu machen, stelle ich mich, mein Reich und meine Armeen Eurer Majestät zur Verfügung!“

Der Zorn der Souveräne richtete sich nicht gegen Napoleon allein, sondern auch gegen Frankreich, welches ihm entgegenjubelte.

Will man einen dauernden Frieden so hieß es, dann müsse dieser Herd des Krieges und der Revolution vernichtet werden.

Das Beispiel Polens lag nahe, es gab halblaute Stimmen, welche darauf hinwiesen.

Die Stellung des Herrn von Taleyrand war nun eine mißliche und dennoch wankte er nicht, ja er entfal-

tete während dieser Tage der Gefahr in den Konferenzen einen Reichtum der Rede, eine Elastizität des Geistes und eine so verzweifelte Standhaftigkeit, daß nur er es war, der die Restauration aufrecht erhielt und die Frankreich bedrohenden Entwürfe beseitigte.

Die Nacht von 12. auf den 13. März brachte Herr von Talleyrand damit zu, eine Erklärung vorzubereiten welche von den Souveränen unterzeichnet, einzig und allein gegen Napoleon erlassen werden sollte.

Sollte Frankreich gerettet und die Legitimität aufrecht erhalten bleiben, so mußte er am folgenden Tage die Annahme dieser Erklärung bewirken.

Bevor er sich daher am andern Morgen in die Sitzung begab, sah er seine Nichte, Herrn Besnadiere seinen Sekretär und einige Vertraute in eine lebhafte Unruhe versetzt und sagte zu ihnen:

„Ich mache einen Gang der Verzweiflung. Wenn ich heute unterliege, so ist Frankreich verloren und wir alle haben nicht eine Spur von Vaterland mehr, das uns zum Exile diente. Ich begreife die Ungeduld, mit welcher Sie der Lösung entgegenharren, aber das Geheimniß des Sitzungssaales ist undurchdringlich und ich bin außer Stande, Ihnen im Laufe des Tages eine Botschaft zukommen zu lassen. Um jedoch das Ergebniß, wenn auch nur einige Minuten früher zu erfahren, so halten Sie sich um die Zeit meiner Rückkehr am Fenster auf und spähen Sie in die Ferne nach meinem Wagen. Wenn ich unterliege, werde ich mich eingeschlossen haben und unbeweglich sein, wenn ich aber triumphire, so werde

ich Ihnen schon durch das Fenster meines Wagens den Traktat zeigen, von welchem die Rettung Frankreichs abhängt."

Er fuhr ab.

Jene denkwürdige Sitzung begann schon am Morgen und noch gegen Mittag hatte Herr von Talleyrand nicht eine Fuß Breite Bodens erkämpft, da sammelte er seine ganze Geisteskraft und Ueberredungsgabe und begann langsam und feierlich jene merkwürdige Rede, deren scharf zugespitzte Argumente, deren Beweiskraft die Behauptungen der Gegner mächtig erschütterte, und nachdem diese Bresche geschossen war, rückte er mit den eigenen Plänen ins Gefecht.

Herr v. Talleyrand überzeugte seine Zuhörer und das war der Sieg.

Triumphirend verließ er die Konferenz, und die verabredete Siegesfahne flatterte aus dem Kutschenschlage den Seinen entgegen.

Die Frucht des Sieges war die von ihm vorbereitete, von den Bevollmächtigten entworfene und überarbeitete Erklärung, welche von den Souveränen und den Ministern „einstimmig" angenommen und unterzeichnet wurde.

Diese „Deklaration" des Kongresses sprach zu Frankreich und Europa wie folgt:

„Von der Entweichung des Napoleon Bonaparte's und seinem bewaffneten Einfalle in Frankreich in Kenntniß gesetzt, sind die in Wien zum Kongreß versammelten Mächte, welche den Vertrag von Paris unterzeichnet haben,

ihrer eigenen Würde und dem Interesse der gesellschaftlichen Ordnung eine feierliche Erklärung der Empfindung schuldig, welche dieses Ereigniß in ihnen hervorgerufen hat.

Indem Bonaparte dadurch den Vertrag brach, der ihn auf der Insel eingesetzt hatte, vernichtete er den einzigen Rechtsanspruch, an den sich sein Leben knüpfte. Indem er mit Entwürfen des Aufruhrs und des Umsturzes wieder in Frankreich erschien, beraubte er sich selbst des Schutzes der Gesetze und beurkundete im Angesichte der Welt, daß weder von Frieden noch von Waffenstillstand mit ihm die Rede sein könne."

„Die Mächte erklären demzufolge, daß sich Napoleon Bonaparte außerhalb der bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehungen gestellt, und daß er sich als Feind und Störer des Weltfriedens der öffentlichen Rache überliefert hat."

„Sie erklären zugleich, daß sie alle Mittel anwenden und alle ihre Kräfte vereinigen werden, um Europa gegen jeden Angriff zu versichern, der die Völker aufs Neue mit der Zügellosigkeit und dem Jammer der Revolution bedrohen würde."

„Und obgleich im Innersten überzeugt, daß ganz Frankreich sich um seinen rechtmäßigen Souverän sammeln und diesen letzten Versuch eines verbrecherischen und unmächtigen Wahnsinns ohne Verzug zu Boden schlagen wird, erklären alle Souveräne Europa's, von denselben Gesinnungen beseelt und von denselben Grundsätzen geleitet, daß sie, wenn gegen alles Erwarten aus diesem Ereignisse irgend eine wirkliche Gefahr erwachsen sollte, bereit

wären, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation, oder jeder anderen Regierung, welche angegriffen würde, auf geschehenes Verlangen die erforderliche Hilfe zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu leisten und gegen Alle, welche sie zu gefährden wagen sollten, gemeinschaftliche Sache zu machen."

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Der Eindruck dieser Erklärung war groß, doch wurde er nach und nach geschwächt durch die Nachrichten, welche Napoleons reißende Fortschritte in Frankreich meldeten.

Anstatt ihn umzingelt zu sehen, öffnete ihm Grenoble die Thore, die Truppen gingen über, Marschall Ney, welcher dem Könige versprach, Napoleon in einem eisernen Käfig zu liefern, er, auf den man die unsinnigsten Hoffnungen baute, sank weinend in die Arme des Kaisers und brandmarkte seinen Heldennamen mit dem Kainszeichen des Verrathes.

Napoleon zog ohne Schwertstreich in Paris ein und die Bourbonen, schwach und rathlos wie immer in den Tagen der Gefahr, flohen ohne Gegenwehr aus der Hauptstadt und aus dem Reiche.

Diese Flucht des Königs empörte das tapfere Herz Alexanders.

Als er sie vernahm, ging er in seinem Zimmer auf und nieder und rief seinen Vertrauten zu:

„Nein, nein, nie mehr will ich einen Degen für sie

ziehen; ich bin des Krieges müde, ich kann die Zeit meiner Regierung und die Kräfte meines Reiches nicht an die Wiederherstellung eines Hauses in Frankreich verschwenden, das weder zu kämpfen, noch zu regieren versteht. Mögen sie mit ihren Nachbarn und mit sich selbst ins Reine kommen. Ich werde nie mehr den Degen für sie ziehen."

Letzteres wiederholte er nahe an zwanzig Mal.

Herr v. Talleyrand mußte abermals Wunder an Geduld und Gewandtheit aufbieten, um die neuerdings divergirenden Meinungen gegen das erwünschte Ziel zu wenden.

Es gelang ihm.

Der Erklärung vom 13. März folgte der Vertrag vom 25. und der Kriegsbeschluß vom 31. März.

Die Souveräne erklärten großmüthig Ludwig XVIII. der König ohne Thron, ohne Land und ohne Heer bilde einen Hauptheil ihrer Coalition gegen Napoleon.

Talleyrand, da er nicht wußte, wohin der König sich geflüchtet hatte, sandte nach allen Gegenden Eilboten aus, um ihm den Sieg seiner Sache am Kongresse zu melden.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . .

**Als Napoleon zu Cannes den Boden Frankreichs wieder betrat, waren die ersten Worte, welche er ausrief!**

**„Der Kongreß ist aufgelöst!"**

**Und er hat wahr gesprochen.**

Freude, Lust und Vergnügen waren vom Schauplatze, wo sie mondenlang so absolut herrschten, geflohen, was man auch an Zerstreuungen weiters versuchte, die Seele des Frohsinns, die Sorglosigkeit, die Unbefangenheit waren nicht vorhanden, den Festen fehlte der Resonanzboden, die Töne waren dumpf, klanglos ohne Wirkung.

Man kann Alles erzwingen, nur keine herzliche Freude.

Das Oel fehlte, die Flamme der Lampe begann zu schwanken, zu knistern, hie und da fiel noch ein Schimmer, aber schwach, matt, bis sie endlich ganz erlosch.

Napoleon hatte Recht, der **Kongreß war aufgelöst!**

## Zwölftes Kapitel.

### Drei Jahre später.

Die Schenkstube des „Landwehrmannes" auf der Laimgrube ist wieder gut besucht, denn der Weinmonat des Jahres 1818 geht zu Ende und der Spätherbst und die langen Abende nöthigen die Menschheit wieder, Abwechslung und Zeitvertreib in den Stadtschenken zu suchen.

Herr Johann Sinzinger hat noch immer seine Schramme und schob die Prisen noch fleißiger denn früher in die Nase, und seine Ehefrau, die Stabsrosl, ist wo möglich noch fetter geworden.

Beide verkehren mit den Gästen, lauter alte Bekannte, bewährte Anhänger des Landwehrmannes.

Der Eintritt eines sehr elegant gekleideten Herrn brachte die Landwehrleute auf die Beine und die Stabsrosl frug nach den Wünschen des Fremden.

„Um Vergebung, liebe Madame, ich habe wohl nicht mehr die Ehre von Ihnen gekannt zu sein?"

„Ich entsinne mich nicht."

„Wirklich nicht?"

„Haben Sie vielleicht Anno neun gedient?"

„Ich bin ein Franzose, Madame!“

„So? ein Franzos? Na, muß schon gut sein. Alle Menschen können nicht Oesterreicher sein.“

„Ich wünsche von Ihnen Auskunft über das Geschick der jungen Leute, der Zwillinge.“

„Aha, weiß schon; aber jetzt sind sie keine Zwillinge mehr, das heißt, Zwillinge sind sie wohl noch, aber sie sind keine Kinder mehr. Na, es geht ihnen gut, sehr gut! Der Bruder ist ein geschickter Musiker geworden, er hat beim Herrn von Beethoven gelernt und ist in allen großen Häusern zu treffen. Die Mamsell Josefine hat einen sehr reichen Hausherrnssohn geheiratet, der sich in sie verliebt hat, und sie leben recht glücklich mit ihm.“

„Und Josef?

„Wird Fräulein Pauline heiraten und zwar noch vor dem Advent.“ In vierzehn Tagen geht's los.

„Die Leutchen sind also glücklich?“

„Gewiß.“

„Und brav?“

„Das könnte selbst ihr ärgster Feind nicht in Abrede stellen. Fromm, rechtschaffen und tugendhaft, was kann man bei jetziger Zeit mehr verlangen? Wir kommen sehr oft zusammen und mein Hanns hat noch keine Sau abgestochen, ohne daß er unsere alten Freunde nicht mit einigen Ehren-Würsten bedacht hätte. Die Leut'l stehn wirklich nicht drauf an, aber man sieht, sie freuen sich doch, wenn mein Mann angerückt kommt. Er fabrizirt aber auch vorzügliche Würste, er dürft's bei der Landwehr studirt ha-

ben, er könnt' sie auch nicht besser machen. Herrgott, bei der Landwehr, das war ein Leben! . . . ."

„Ich danke Ihnen, Madame, für die gütige Auskunft, es interessirte mich, Einiges über das Schicksal der Geschwister zu erfahren und nun mein Wunsch befriediget ist, erlaube ich mir nur noch die Frage, wohnt Herr Balthasar Kern noch in Ihrem Hause?"

„Sapperment, Sie scheinen in meinem Hause gut bewandert."

„So so!"

„Ja, ja, der arme Herr Kern, er wohnt nicht mehr bei uns."

„Also ausgezogen?"

„Ja, hinaus auf die Schmelz; er ist todt!"

„Todt? Seit wann?"

Seit einem Jahre. Als der Kongreß auseinander gegangen war, ließ Herr Kern den Kopf hängen und wurde von Tag zu Tag trauriger. Er hatte sich während der Kongreßzeit so in die fremden Prinzen, Fürsten und Grafen hineingelebt, daß sie ihm nach dem Kongreß abgingen, er ging wie verloren umher, wie ein Schatten an der Wand, selbst die Josefine war, als sie Braut wurde, nicht mehr im Stande, ihn aufzuheitern. Um sein Unglück voll zu machen, sind ihm kurz nach einander drei seiner geschicktesten Schüler gestorben, die Josefine heiratete und das hat ihm das Herz ganz auseinander gebrochen. Auf einmal geht uns der Herr Kern ab, wir sahen ihn nicht ausgehen, nicht heimkommen, das fällt mir auf, ich geh hinauf und find' ihn im Bett sitzend, an die Polster gelehnt und in der

Hand die Drehorgel, Ich rief: „Herr Kern, wo fehlt's?“ er gibt mir keine Antwort, er war todt! Wir haben ihn ordentlich begraben lassen, haben ihm ein Kreuz spendirt und was ihn im Grab noch am meisten freuen wird, ich hab' alle seine Vögel übernommen, sie erhalten von mir zwar keinen Unterricht, aber desto mehr Futter.

Der Fremde dankte der Landwehrwirthin für die Mittheilung und begab sich in seine Wohnung im französischen Gesandtschaftshotel.

Hier angelangt schrieb er folgenden Brief:

Mein lieber Achille!

„Ich bin höchst erfreut, nach Jahren wieder etwas von Ihnen zu hören, Ihr Brief hat mich angenehm überrascht, er führte an meinem Geiste die Zeiten des Kongresses vorüber, wo ich mit Ihnen und Wasili so glückliche Tage verlebte.“

„Die Avanture mit dem Harfenmädchen war — jetzt bekenne ich es — ein leichtsinniger Streich, abgesehen davon, daß ich dabei höchst stupid zu Werke ging, darum ziehen wir einen Schleier über diese Scenen.“

„Ihrem und Ihrer Gemalin Wünsche genügend, erkundigte ich mich bei dem Landwehrmann nach den Geschwistern und erfuhr das Beste.“

„Josefine ist bereits glücklich vermält und der Bruder wird im Laufe dieses Monates mit einem Fräulein Pauline denselben Schritt thun. Daß ich mich nicht persönlich zu den Zwillingen begab, werden Sie mir gewiß nicht verargen. Ich habe Ursache ihnen gegenüber zu erröthen und will mir dies ersparen. Vor einigen Monaten erhielt ich

auch von Wasili ein Schreiben, er ist Helenens glücklicher Gatte und schwimmt in Orden und Ehren."

„Ich befinde mich hier in meiner früheren Stellung, lebe glücklich und bin froh, daß gewisse Vorfälle in Vergessenheit gerathen sind."

„Ihre Frage in Bezug auf Herrn Raily vermag ich genügend zu beantworten."

„Drei Monate nach dem Kongreßschluß traf ich den Engländer in Paris."

„Er sah pauvre aus, die Zuversicht des Glückes fehlte, dagegen bemerkte ich die schüchterne Demuth des Bittstellers."

„Sapperment, Herr Raily, wie sehen Sie aus? Was ist's mit Ihnen? fragte ich."

„Ich habe nichts mehr, antwortete er ohne Umschweife."

„Wo ist Ihre Million, die Sie nach Wien brachten?"

„Mein Geld, meine Mobilien, meine Diamanten, Alles, Alles ist fort. — Ihr vermaledeiter Fremdensalon hat Alles verschlungen. Das ist nun einmal bei Unsereinem nicht anders, heute Crösus morgen Bettler. Der verdammte John hat mir arg mitgespielt, Herr von Fouché verfolgt mich ebenfalls, der Teufel soll's holen, ich habe bereits Alles veräußert, sehen Sie hier dies Armband, es ist noch mein einzig Gut, dies sind Haare einer geliebten Frau, die ich mir von einer ihrer Dienerinnen zu verschaffen wußte, aber das Armband ist werthlos, Ihre verdammten Pfandleiher borgen mir keinen Sous darauf."

„Aber Herr von Raily, sagte ich, mehr erstaunnt

über seine ordinär gewordene Redeweise, wie über sein ärmliches Aussehen, warum wenden Sie sich nicht an jene Fürsten, Generale, Diplomaten, die Sie während des Kongresses so prachtvoll bewirtheten?"

„Ich hab' es gethan, entgegnete er, aber die Undankbaren wollen nichts von mir wissen, sie haben mir nicht einmal geantwortet!"

„Ich reichte ihm eine Unterstützung, er nahm sie an."

„Seitdem sah ich ihn nicht wieder; erfuhr auch nichts von ihm, bis mir sein Name kurz vor meiner Abreise aus Paris abermals begegnete. Ich las nämlich in einem Journale die Anzeige von einem in einer Pariser Spelunke am Hungertode verstorbenen Engländer, und dieser war — Raily, dessen Aufwand in Wien sogar zur Kongreßzeit Aufsehen erregt hatte."

„Nun, mein Freund, wissen Sie Alles, was Sie interessirt; empfehlen Sie mich Ihrer reizenden Gemalin und denken Sie oft an Ihren Freund."

„Julius Graf von Marsan."

Ende des vierten und letzten Bandes.

Gedruckt bei Josef Stöckholzer von Hirschfeld.